Die Menagerie I. (Serie 6.) Die Menagerie II.

Wochenbände

für das

geistige und materielle Wohl

des

deutschen Volkes.

Die Pest in London. — Die Eroberung Englands. — Die Camisarden.

Die Mauren in Spanien. — Die eiserne Maske. — Pflanzenstoffe I.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.

Mit einer Menge von Abbildungen.

Nr. 164—171.

enthält:

Die Menagerie II.

Neue, durchaus verbesserte Auflage.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.

Die
Menagerie,
oder
Beschreibung und Abbildung
der
vierfüßigen Thiere nach lebendigen Exemplaren.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. Franz Kottenkamp.

✱

Zweiter Band.

Neue verbesserte Auflage.

Mit vielen Abbildungen.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1852.

Druck der Rieger'schen Officin in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Der Elephant der Menagerie.

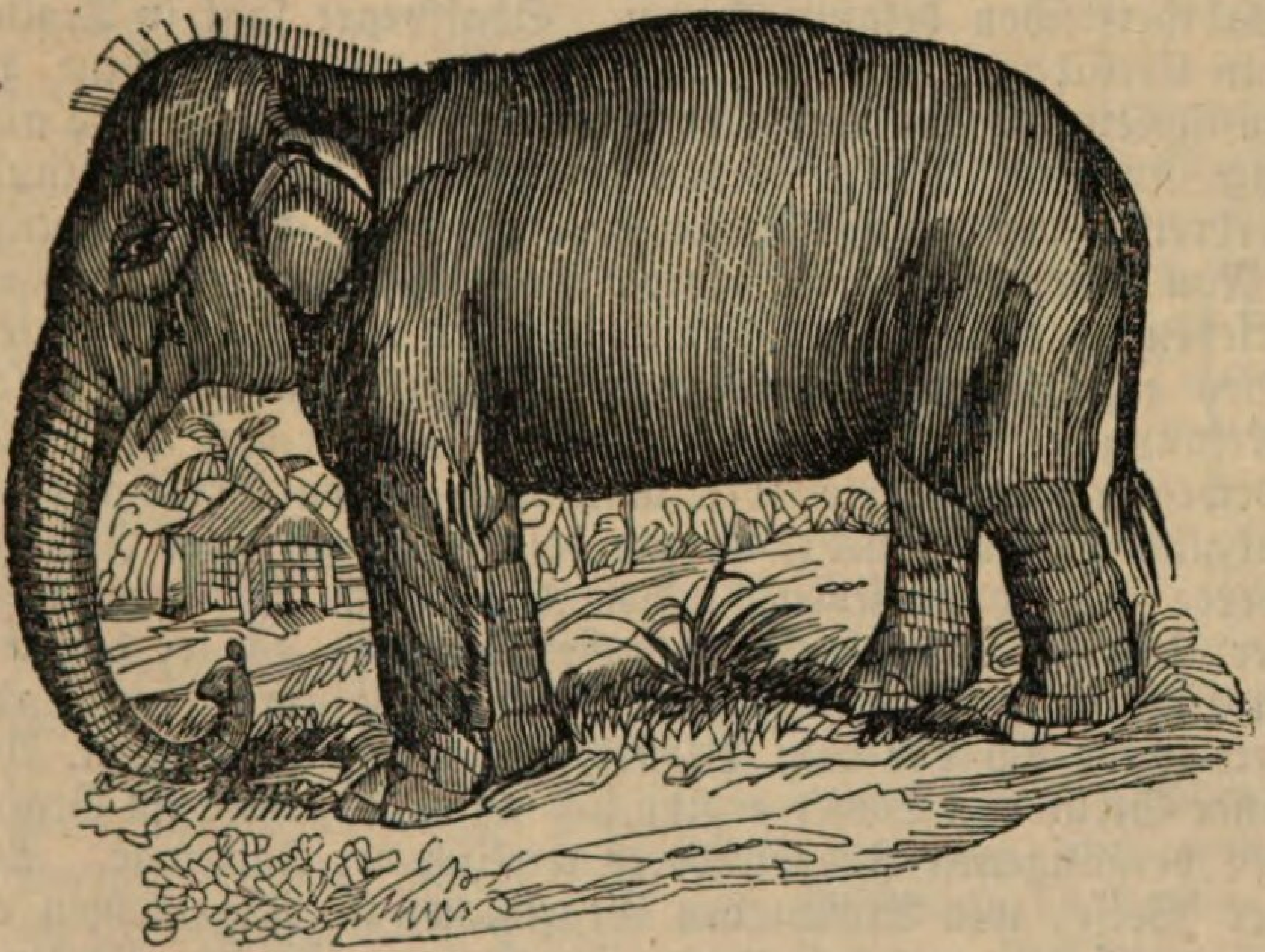


Fig. 1. Der indische Elephant (**Elephas indicus Cuvier**).

Im Jahr 1681 ward ein Elephant zufällig durch Feuer in einer Bude zu Dublin getödtet; als das Feuer ausgelöscht war, suchte ein Jeder in der Stadt, wie es in einer kleinen Schrift über den Vorfall heißt, sich einen Theil desselben zu verschaffen, weil die Kosten zu groß waren, als daß die meisten Leute sich denselben hätten ansehen können. Wir erwähnen diesen Umstand, um denselben mit der allgemeinen Bekanntschaft in Gegensatz zu stellen, welche sich gegenwärtig bei Jederman hinsichtlich dieses Thieres vorfindet.

Vor 1½ Jahrhunderten gelangte ein Elephant nur selten nach Europa; deßhalb besaß die Volksmasse nicht allein übertriebene Vorstellungen über die Geistesgaben dieses interessanten Thieres, sondern glaubte auch eine Menge Abgeschmacktheiten, welche durch Beobachtung sehr schnell hätten widerlegt werden müssen. Als Sir Thomas Brown seine Untersuchung gemeiner Irrthümer im Jahr 1670 schrieb, hegte man die Meinung, der Elephant habe keine Gelenke und könne sich deßhalb nicht niederlegen. In einem sehr merkwürdigen Werk über Naturgeschichte aus der Zeit des Beginnes unserer neueren Literatur heißt es: der Elephant könne seine Kniee nicht biegen, und eine Anspielung auf diesen Umstand findet sich sogar noch bei Swift, sicherlich einem unserer größten Schriftsteller zu einer Zeit, wo wenigstens Naturkundige mit der Wahrheit schon bekannt waren. Shakspeare sagt in Troilus und Cressida: „Der Elephant hat Glieder, aber keine zur Höflichkeit; seine Beine dienen ihm zum Bedürfniß und nicht zum Knieen." Diese Stellen zeigen, wie weit die Meinung verbreitet war, und Brown beruft sich auf die Erfahrung: „Man habe vor mehren Jahren einen Elephanten in England gesehen, der nicht allein stehen, sondern auch knieen konnte." Dies gezeigte Exemplar mochte für den Augenblick die falsche Meinung entfernen, indem man sah, wie das Thier eine Bewegung ausführte, die man nach dessen Größe für unmöglich halten sollte; Brown besorgt jedoch, der Irrthum werde wieder aufleben, indem die nächste Generation sich der Ueberlieferung nicht entäußern könne; es sei der erste in England gesehene Elephant, und der Eindruck der Wahrheit könne sich vor dem Vorurtheile wieder verwischen. Aus einer Stelle von Swift ergibt sich auch, daß dies im Beginn des vergangenen Jahrhunderts wirklich der Fall war. Aus der Weise, wie Brown den Gegenstand im Allgemeinen erwähnt, sowie aus besonderen Thatsachen, läßt sich allerdings schließen, daß Elephanten vor der Mitte des 17. Jahrhunderts kaum in Europa bekannt waren. Ludwig IX. von Frankreich schickte einen Elephanten an Heinrich III. von England. Diesen Elephant verschaffte sich der französische König wahrscheinlich während seines Kreuzzuges von einem afrikanischen Sultan. Derselbe ward im Tower von London aufbewahrt; er erhielt in Bezug auf den Raum seiner Einschließung eine größere Bequemlichkeit, wie die in engen Käfigen eingesperrten Thiere neuerer Menagerien; der König nämlich schreibt in einem Befehl an den Sheriff von London 1256: „Wir befehlen Euch, daß Ihr auf dem Grundeigenthum unserer Stadt London ohne Verzug ein Haus von 40′ Länge und

20′ Tiefe für unsern Elephanten baut.“ Emanuel von Portugal schickte auch an Leo X. einen schönen Elephanten, der zu Rom dem Volke nach einem Jahrtausend wieder gezeigt wurde, und der berühmte Mathematiker und Arzt Cardanus beschreibt etwa 30 Jahre später einen Elephanten, den er am Hofe der Königin von Böhmen, der Tochter Karls V., gesehen hatte. Mit Ausnahme eines Elephanten, der 802 von dem Kalifen Harun al Raschid an Karl den Großen geschickt wurde, kennen wir keinen Bericht über Elephanten in Europa, mit Ausnahme derjenigen, welche von den ersten byzantinischen Kaisern, in Nachahmung der römischen, in den Circusspielen dem Volke vorgeführt wurden. Sogar zur Zeit Justinians, 527 nach Christo, wurden aber Elephanten zu Constantinopel nur selten gezeigt. Während des Mittelalters wußte man fast gar Nichts vom Elephanten, mit Ausnahme der wenigen Darstellungen des Thieres auf Medaillen. Auch brauchte man auf Wappen die Figur eines Elephanten mit einem Thurme auf dem Rücken. Die Darstellung war roh genug, und vielleicht dadurch erhielt die Volksmeinung die Vorstellung, der Elephant sei ein unbeholfenes Thier — eine Vorstellung, die sich in Mährchen u. s. w. ausgesprochen findet. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts hatte das damals hochgebildete Volk Italiens, dessen Ahnen mit diesem Thiere so vertraut gewesen waren, so wenig Kenntniß von demselben, daß Italiener die Angaben über dessen Klugheit für Fabeln hielten und nur von seiner ungemeinen Körpergröße etwas wußten. Der stets zunehmende Verkehr der neueren Völker mit entfernteren Gegenden und der Geist der Erforschung, welcher besonders Handel treibenden Völkern eigenthümlich ist, hat allmählig den Elephanten zu einem Gegenstand größerer Thiersammlungen gemacht — wenigstens, nachdem die Portugiesen ins Innere von Afrika drangen, und nachdem die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien die dortige Errichtung europäischer Kolonien veranlaßte. Auf diese Weise hatte der König von Frankreich einen Elephanten in Versailles, der aus Congo kam und 1681 starb. Thamas Kuli Khan schickte 1741 14 Elephanten an den Czar von Rußland. In England konnte man Elephanten sich so leicht verschaffen, daß wir folgender Anekdote über einen Elephanten, der kürzlich in Chiswick starb, Glauben beimessen. Der Herzog von Devonshire hatte eine Dame gebeten, ihm etwas aus Indien zu senden, und nachdem ihm diese scherzhaft bemerkt hatte, sie werde ihm nichts Kleineres, wie einen Elephanten schicken, ward jener Pair nach einigen Monaten durch das Geschenk eines hübschen, weiblichen Elephanten überrascht.

Der Elephant des Herzogs von Devonshire ward in der Villa desselben zu Chiswick aufbewahrt, und zwar unter Umständen, die für seine Gesundheit und Gelehrigkeit sehr günstig waren. Das Haus, worin er eingeschlossen war, hatte großen Umfang, gute Lüftung und war in jeder Hinsicht mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Thieres eingerichtet. Auch konnte der Elephant in einer weiten Umzäunung umher laufen; die Aeußerungen der Verständigkeit war deßhalb um so angenehmer, weil sie offenbar nicht durch strenge Einschließung erzeugt worden war. Auf die Stimme des Wärters kam der Elephant aus dem Haus, nahm einen Besen und fegte die Gartenwege oder das Gras. Der Elephant folgte demselben in der Umzäunung mit einem Eimer oder einer Gieskanne, um denjenigen Theil der Arbeit zu übernehmen, den die Elephanten im Orient stets willig vollbringen. Seine Belohnung bestand in einer gelben Rübe und einigem Wasser; bevor er jedoch seinen Durst löschte, äußerte er auch seine Geschicklichkeit, indem er eine fest verkorkte Flasche mit Sodawasser leerte. Er führte dies in sehr geschickter Weise aus; er drückte die kleine Flasche gegen den Boden mit seinem großen Fuß, so daß er dieselbe sicher in einen Winkel von ungefähr 45° hielt, und zog allmählig den Kork mit dem Rüssel heraus, obgleich derselbe nur wenig über den Hals der Flasche hervorstand; ohne die Stellung zu verändern, drehte er dann den Rüssel um die Flasche, so daß er dieselbe umkehren und das Wasser in das Ende seines Rüssels entleeren konnte. Dies führte er aus ohne einen Tropfen zu vergießen und gab alsdann die leere Flasche dem Wärter zurück, bevor er den Inhalt des Rüssels in den Mund entleerte. Er führte noch ein anderes Kunststück aus, welches gleiche Genauigkeit und Geduld erheischt. Der Wärter, welcher wie die Mohauts oder Elephantentreiber Indiens auf dem Halse des Thieres ritt, breitete ein großes Tuch über den Elephanten aus, wenn er sich auf denselben in dieser orientalischen Weise setzte. Beim Absteigen, wobei der Elephant niederkniete, sprach er alsdann den Wunsch aus, der Elephant möge das Tuch wegnehmen. Letzterer führte dies aus, indem er die Muskeln seiner Schenkel in Bewegung setzte, so daß das Zusammenschrumpfen seiner lockeren Haut das Tuch bewegte, und daß dasselbe auf einer Seite allmählig abglitt, bis es durch sein eigenes Gewicht herunterfiel. Das Tuch bildete so natürlich einen Haufen. Der Elephant aber breitete es sorgfältig auf dem Grase mit dem Rüssel aus, und faltete es wie ein Tischtuch zusammen, bis es gut zusammengelegt war. Alsdann hielt er dasselbe einige Sekunden lang

mit seinem Rüssel im Gleichgewicht und warf es mit einem Ruck über den Kopf mitten auf den Rücken, wo es festlag, bis menschliche Hand die Last abnahm. Die Zuneigung und Liebe dieses Thieres zu seinem Wärter war sehr groß. Der Wärter, welcher den Elephanten 1828 besorgte, war fünf Jahr lang da gewesen und war einem andern gefolgt, der acht Jahre lang den Elephanten gewartet hatte. Als der Elephant ihm zuerst übergeben wurde, war derselbe einige Zeit lang gar nicht zu behandeln, indem er offenbar über den Verlust seines früheren Freundes Schmerz empfand. Allmählig aber ward er gehorsam, empfand Anhänglichkeit und ließ klagende Töne vernehmen, wenn der Wärter mehr wie wenige Stunden abwesend war. Die Elephanten Indiens lassen sich in derselben Weise leicht so erziehen, daß sie Fremden gehorchen; sie offenbaren aber stets eine merkwürdige Kenntniß ihrer alten Wärter. Der Elephant des Herzogs von Devonshire war ungefähr 21 Jahre alt und starb im Anfang 1829. Wir hörten, daß die Krankheit, welcher er erlag Lungenschwindsucht war.

Die Einwohner Londons haben ein dramatisches Schauspiel mit einem Elephanten gesehen, welches ein auffallenderes Beispiel seines Scharfsinns gibt, wie der Elephant gewöhnlich auf Befehl des Menageriebesitzers zeigt. Der Elephant, welcher 1830 eine Masse Zuschauer in das Adelphitheater zog, besaß wahrscheinlich nicht mehr Verständigkeit wie die meisten seiner Art; er war aber gut gezogen und vollbrachte seine Kunststücke auf eine Weise, daß dieselben große Wirkung auf die Zuschauer machten, indem sie mit dem Schauspiel in Uebereinstimmung standen. Er marschirte in Prozession, kniete auf kein anderes Geheiß wie auf eine Handbewegung nieder, grüßte eine besondere Person, setzte eine Krone auf den Kopf des „wahren Prinzen" aß und trank mit großer Würde und zierlichem Benehmen und machte ohne sichtbares Zeichen den Zuhörern eine Verbeugung. Alles dies sind auffallende Beweise von der Gelehrigkeit des Geschöpfes, wurde aber durch andere Darstellungen bei weitem übertroffen, von welchem wir bestimmte historische Berichte haben. Eine der auffallendsten Erzählungen von öffentlicher Vorführung des Elephanten auf Theatern findet sich bei Aelian, welcher in sehr lebhafter Weise die ungemeine Gelehrigkeit des Elephanten des Germanicus beschrieben hat. Damals wurden die Elephanten in Rom aufgezogen, so daß sich dort eine förmliche künstliche Zucht vorfand — eine Thatsache, welche in den Beschreibungen neuerer Natur-

forscher übersehen worden ist, deren Ausführbarkeit jedoch in neueren Erfahrungen Bestätigung findet.

Nach Aelian hegte man große Sorgfalt in Bezug auf ihre Gesundheit; man wandte ferner die sorgfältigste Zucht an, um alle Wildheit in ihrem Charakter zu entfernen, und ihre Verständigkeit durch milde Behandlung zu wecken. Besondere Aufmerksamkeit richtete man auf die Wirkung der Musik; die Elephanten wurden an musikalische Instrumente so gewöhnt, daß sie alle Furcht vor dem Schlagen der Pauken verloren, Entzücken an dem sanften Flötenspiel fanden und den Takt mit den Füßen traten, wenn ihre Ohren die angenehmen Töne, woran sie gewöhnt waren, vernahmen. Ihr Wärter gewöhnte sie auch an den Anblick großer Volksmassen. Bei einer Gelegenheit, wo eine besondere Darstellung von der Verständigkeit der Elephanten gegeben werden sollte, wurden 12 der klügsten und am besten gezogenen ausgesucht, welche mit regelmäßigem Schritt auf das Theater marschirten, sich dort auf die Stimme ihrer Führer in harmonischem Maße, bisweilen in Abtheilungen gesondert, bewegten, und Blumen auf den Fußboden streuten. In den Zwischenräumen des Tanzes schlugen sie den Takt zu der Musik und bewahrten dabei ihre Ordnung. Die Römer bewirtheten die Elephanten nach diesem Schauspiel mit freigebiger Pracht. Glänzende Polster wurden ausgebreitet und mit Teppichen bedeckt. Vor den Polstern war das Mahl der Elephanten in Geschirren von Gold und Silber auf Tischen von Elfenbein und Cedernholz aufgestellt. Nach Vollendung der Vorbereitungen marschirten die 12 Elephanten hinein, sechs Männchen mit männlichen und sechs Weibchen mit weiblichen Kleidern. Sie legten sich in Ordnung auf ihre Polster nieder, streckten auf ein Zeichen ihre Rüssel aus und aßen mit rühmenswürdiger Mäßigung. Kein einziger, sagt Aelian, schien gefräßig oder zeigte Begierde nach einem ungleichen Theil der Speise, oder nach einem unpassenden Verhältniß der Leckereien. Ebenso waren sie in ihrem Trinken mäßig, und empfingen die ihnen gereichten Becher mit größtem Anstand.* Nach Plinius war es nichts Ungewöhnliches in dem von Germanicus gegebenen Schauspiel, daß Elephanten Wurfspeere in die Luft schleuderten und dieselben mit dem Rüssel fingen, daß sie mit einander wie Gladiatoren kämpften und hernach einen pyrrhischen Tanz ausführten. Zuletzt tanzten sie auf einem Seile, und ihre Schritte waren so sicher, daß vier von ihnen über das Seil

* Nach Aelianus de Animalibus, II, 11.

gingen, indem sie eine Sänfte trugen, worin einer ihrer Gefährten angeblich krank sich befand. * Dieses Kunststück des Tanzens oder Gehens auf einem Seile ließe sich vielleicht bezweifeln, wenn man darüber nur das Zeugniß eines einzigen Schriftstellers hätte; das Verfahren aber wird von vielen alten Schriftstellern bestätigt, welche mit Plinius darin übereinstimmen, daß die in Rom erzogenen Elephanten nicht allein auf einem Seile vorwärts, sondern auch rückwärts gingen. Seneca beschreibt einen Elephanten, der auf Befehl seines afrikanischen Wärters niederkniete und auf einem Seil ging. ** Auch Sueton erwähnt, daß ein Elephant in Gegenwart des Kaisers Galba auf einem schrägen Seil zum Dach des Theaters hinaufstieg und in derselben Weise wieder hinunterging, indem er einen Reiter trug. *** Dio Cassius gibt ein ähnliches Zeugniß von dem außergewöhnlichen Vermögen eines so schweren Thieres auf einem Tau ohne Haltung eines Mittels zu Erhaltung des Gleichgewichts zu gehen — eine Gelehrigkeit, die um so wunderbarer ist, wenn wir bedenken, daß einer der stärksten Instinkte des Elephanten ihn stets antreibt, die Festigkeit jeder Oberfläche zu untersuchen, über die er gehen muß, bevor er seinem Körper eine Stütze vertraut, die unter ihm brechen könnte. Das nachgebende Seil mußte diesen Instinkt zur Thätigkeit rufen. Man muß übrigens nicht außer Acht lassen, daß der Elephant über eine sich schwingende Brücke geht, während andererseits ihn nichts bewegen kann, den Fuß auf eine solche zu setzen, deren wankender Zustand Unsicherheit anzeigt.

Unsere Ueberraschung über das Seiltanzen des Elephanten wird übrigens dadurch etwas gemindert werden, daß auch Pferde dasselbe Kunststück ausgeführt haben. Unter den Festlichkeiten, welche bei der Vermählung Roberts, eines Bruders des Königs von Frankreich, 1237 gehalten wurden, ging ein Pferd mit einem Reiter über ein Seil. †

Unter den merkwürdigsten Kunststücken der Elephanten erwähnt Arrianus, daß er einen Elephanten sah, welcher eine Pauke an jedem Knie befestigt hielt, eine dritte Pauke mit dem Rüssel bewegte und den Takt mit erstaunenswerther Richtigkeit schlug, während andere Elephanten um denselben

* **Plinii historia naturalis VIII, 2** Es ist schwierig zu verstehen, wie Elephanten eine Sänfte tragen konnten, wenn sie nicht auf parallel ausgespannten Seilen gingen. Der Text des Plinius gibt hierüber keine deutliche Erklärung.

** **Senec. Epist. 86.**

*** **Suet. Galba VI.**

† **Leibnitz Accessiones historicae.**

tanzten, ohne im geringsten vom Zeitmaße abzuweichen, welches ihr Gefährte angab. Busbecq, Gesandter Kaiser Karls V. in Constantinopel, sah 1555 dort einen Elephanten, welcher nicht allein mit Zierlichkeit und Genauigkeit tanzte, sondern auch mit großer Geschicklichkeit Ball spielte, indem er denselben mit dem Rüssel emporwarf und wieder fing, so leicht wie ein Mann mit seiner Hand dies hätte ausführen können. Wir haben mehre merkwürdige Beispiele von Achtungsbezeugungen, welche Elephanten Menschen zu erweisen lernen können. Ein Elephant grüßte den Kaiser Domitian, und Martial hat diesen Umstand in einem widrig schmeichelnden Epigramm erwähnt, wo er sagt: das Thier habe ohne Befehl dem Kaiser gehuldigt, weil es instinktartig die Nähe der Gottheit empfand, wie jener Dichter diesen üppigen und verächtlichen Tyrannen nennt. Der Elephant, welchen Emanuel von Portugal Leo X. schenkte, ging, als er zuerst den Pabst erblickte, mit einer tiefen Verneigung des Kopfes auf seinen Knieen (nach Ossorius de gestis regis Emanuelis). Die Verehrung des Elephanten gegen Personen höchsten Standes, hat sich auch auf die von geringerem Stande ausgedehnt. Cardanus nämlich sagt: daß ein Elephant der Königin von Böhmen, welcher auch in anderer Hinsicht klug war, einen Bischof von Mailand mit gebeugtem Knie bewillkommte. Eine solche Huldigung, so angenehm sie auch dem menschlichen Stolze sein mag, ist ebenso werthlos, wie diejenige welche Augustus bei seinem Triumphe über Antonius erfuhr, wo Papageien ihm aus den Fenstern zuriefen: „Ehre und Sieg ward Dir Cäsar." Der glückliche Kaiser zahlte ungeheure Preise für diese Vögel, allein ein Vogel vergaß unglücklicher Weise seine letzte Lehre, und wiederholte diejenigen Worte, die er gelernt hatte, als der Sieg des Augustus über seine Nebenbuhler noch nicht gewiß war, „Ehre und Sieg ward Dir Antonius," worauf Augustus dieser geflügelten Schmeichler, wie er sie nannte, überdrüssig wurde.

Das Auftreten des Elephanten im Adelphitheater war höchst merkwürdig, wie sehr auch die Kunststücke der römischen Elephanten die seinigen übertreffen mochten. Das Thier nahm Antheil am Schauspiel mit einer beinahe niemals fehlenden Genauigkeit; es zeigte keinen Mangel an Selbstbeherrschung oder Besonnenheit unter den Lichtern, der Musik und dem Zuruf des Publikums; es gab endlich eine Bezeugung seiner Ehrfurcht beim Schluß des Stücks mit soviel Anmuth, als müsse er sich noch vor Kaisern und Königen verbeugen. Eine der merkwürdigsten Scenen, woran der Elephant Theil nahm, war diejenige, worin er einem Prin-

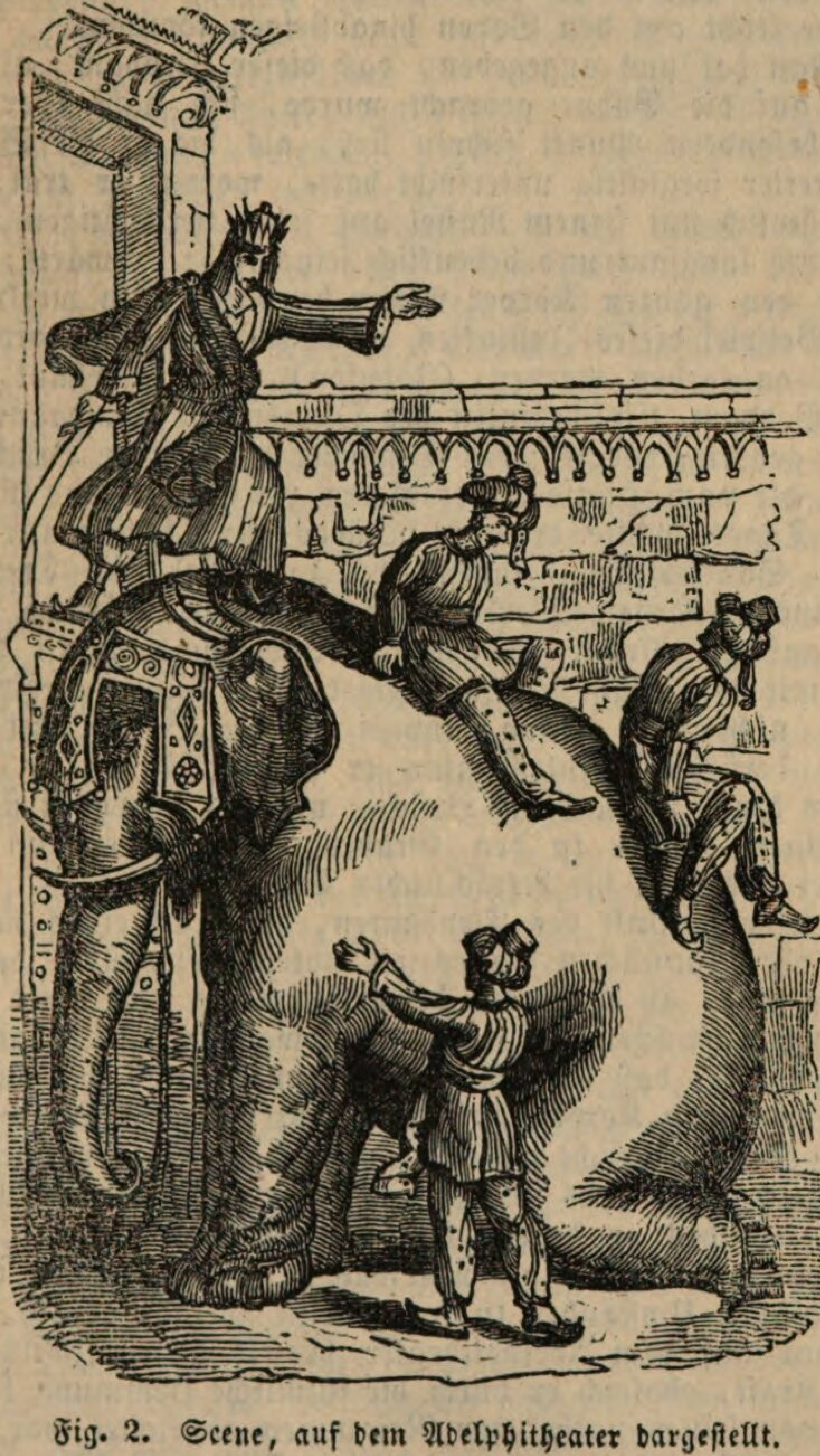


Fig. 2. Scene, auf dem Adelphitheater dargestellt.

zen und dessen Anhängern bei der Flucht aus dem Gefängniß behülflich war. Er kniete nämlich auf die Hinterbeine nieder und bildete so eine schiefe Ebene, worauf seine Freunde leicht auf den Boden hinabsteigen konnten.

Man hat uns angegeben, daß dieser Elephant, als er zuerst auf die Bühne gebracht wurde, sich nicht eher auf einen besondern Punkt führen ließ, als bis er die Stücke der Bretter sorgfältig untersucht hatte, worauf er trat; er stieß nämlich mit seinem Rüssel auf jeden verdächtigen Ort, und setzte langsam und bedenklich seine Füße vorwärts, bevor er den ganzen Körper weiter bewegte. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Instinktes, ist von einem Reisenden in Indien angegeben worden (Johnson). „Ein Elephant, der Herrn Boddam, Civilbeamten der Ostindischen Compagnie zu Gyah, gehörte, pflegte jeden Tag über eine kleine Brücke zu gehen, die vom Hause seines Herrn zur Stadt Gyah führte. Eines Tages wollte er nicht hinüber, und konnte nur mit großer Schwierigkeit, indem ihn der Mohaut (Treiber) mit einem eisernen Werkzeug stach, dahin gebracht werden, auf die Brücke zu gehen; er versuchte zuerst deren Kraft mit dem Rüssel, und zeigte deutlich seinen Argwohn, sie sei nicht stark genug, indem er die Brücke mit dem Rüssel berührte. Zuletzt ging er hinauf, bevor er aber hinüber kam, zerbrach die Brücke, und der Elephant stürzte mit seinem Führer in den Graben; der Führer kam um, und der Elephant litt beträchtlichen Schaden."

Dieser Instinkt des Elephanten, die Kraft eines natürlichen oder künstlichen Baues zu untersuchen, über den er hinüber muß, ist besonders bemerkenswerth. Beachtet man das ungeheure Gewicht eines ausgewachsenen Elephanten, so ist es klar, daß seine Gefahr ungemein groß sein würde, wenn er seinen Körper auf eine gebrechliche Stütze wagen sollte. Seine Vorsicht jedoch, um solch Uebel zu vermeiden, wird stets geübt; das sowohl gewaltige und zarte Tastungsorgan, welches er besitzt, setzt ihn immer in Stand, sich von seiner Sicherheit zu überzeugen, ohne daß er unter gewöhnlichen Umständen in irgend eine Gefahr geräth. Der Elephant auf dem Adelphitheater behielt diesen Instinkt in voller Kraft, obgleich er durch die künstliche Hemmung seiner Zucht von seinen natürlichen Neigungen abgeleitet war.

Deßhalb ertheilen wir auch dieser Angabe vollkommenen Glauben. Eine andere Angabe über dieses Thier möchten wir jedoch einigermaßen bezweifeln. Der Elephant nämlich, als er sich von der Stärke der Bühne überzeugt hatte und sich auf einem Theater befand, begann sogleich ohne Anwei-

fung seines Wärters die Rolle zu wiederholen, die er vorher in Paris dargestellt hatte. Plinius jedoch berichtet, daß ein Elephant, welchen man gestraft hatte, weil er ein von ihm erlerntes Kunststück nicht gut darstellte, während der Nacht dasjenige auszuführen sich bemühte, was er am Tage vergeblich versucht hatte, und Plutarch bestätigt dies, indem er einen Elephanten erwähnt, welcher theatralische Stellungen allein im Mondlicht ausführte.

Ein merkwürdiges Beispiel von der Gelehrigkeit des Elephanten, zeigte ein etwa sieben Jahr altes Weibchen, welches jetzt in der Menagerie von Croß gezeigt wird. Dies Thier ward daran gewöhnt, diejenigen Kunststücke auszuführen, welche bei öffentlich gezeigten Elephanten gewöhnlich sind, z. B. niederzuknien, eine Schelle zu läuten, und als Zeichen des Vergnügens durch den Rüssel zu blasen; der Erfolg, den der Elephant auf dem Adelphitheater hatte, war Ursache, daß man auch diesen zu höhern Darstellungen brauchen wollte. Man machte Herrn Croß den Vorschlag, ihn in einem Melodrama auf dem Coburgtheater auftreten zu lassen; man brachte den Elephanten dorthin, um ihn zu seinem neuen Berufe abzurichten. Er folgte dem Wärter sehr bereitwillig durch die Straßen, war aber sehr verdrießlich über den Wechsel der Wohnung, und der Wärter mußte, um das Thier zu beruhigen, mit ihm in seinem neuen Stalle schlafen. Die theatralische Erziehung dauerte nur drei Wochen; in dieser kurzen Zeit war der Elephant an die strahlenden Lichter und an plötzliche laute Töne gewöhnt, lernte sich mit gemessenem Schritt nach der Musik bewegen, und den einen Schauspieler von dem andern zu unterscheiden, so daß er mit poetischer Gerechtigkeit die Krone auf den Kopf des wahren Fürsten setzte; auch hielt er sein Mahl mit eben so großem Anstand, wie die Elephanten des Germanicus. Dieser schnelle Unterricht war mit Strenge durchaus nicht begleitet. Der Wärter des gelehrigen Thiers befolgte ein System fortwährender Milde; sobald er etwas gelernt hatte, erhielt er immer eine verständig ausgewählte Belohnung. Die Alten befolgten denselben Erziehungsplan bei ihren Elephanten. Diejenigen, deren Darstellungen Aelian beschreibt, wurden mit der größten Milde und dadurch vollkommen erzogen, daß man ihnen solche Nahrung gab, die sie sehr gern aßen; dadurch ward jede Wildheit ihrer Natur unterdrückt, und eine vollkommene Sanftmuth und sogar Menschlichkeit ihnen eingeflößt. Aelian schließt daraus, das Thier sei von einem großmüthigen und edlen Charakter. Derselbe Grundsatz läßt sich übrigens nach unserer Meinung auf die Erziehung aller Vierfüßler aus-

dehnen. Das Pferd wird durch einen unmenschlichen Treiber verdorben, und der Esel erlangt seinen ererbten Eigensinn durch fortwährende üble Behandlung. Der Elephant ist sicherlich leichter zu ziehen, wie Pferde und Esel, allein eine strenge Behandlung bei weniger gelehrigen Thieren, ist allein ein Anzeichen der Ungeduld oder des Zornes und der üblen Stimmung des Erziehenden. Eine der angenehmsten Darstellungen thierischer Klugheit zeigt sich bei einer Stute des Herrn Ducrow; die ungemeine Gelehrigkeit dieses Thieres und anderer Pferde desselben Herrn, beruht allein auf fortwährender Milde, ohne die geringste Beimischung von Strenge.

Der Elephant des Coburgtheaters findet sich jetzt wieder in der Menagerie von Herrn Croß. Auffallend ist bei ihm das fortwährende Verfahren, den Körper hin und her zu wiegen, als werde er durch die Bewegung eines Schiffes geschaukelt und er soll diese Gewohnheit auf seiner Reise von Calcutta angenommen haben. Der Wärter sagte uns, er habe dies niemals beobachtet, so lange der Elephant auf dem Theater war, er habe seine Gewohnheit aber sogleich wieder angenommen, so wie er sich wieder in seiner früheren Zelle befand. Beinahe jeder Elephant hat aber in der Einschließung eine eigenthümliche Bewegung, als müsse er dadurch die unbeschränkte Thätigkeit im natürlichen Zustand etwas ersetzen. Darwin glaubt, daß diese Art Rastlosigkeit bei Thieren im Allgemeinen durch Vermehrung der Reizung oder Anhäufung der Empfindungskräfte verursacht wird. Er sagt in seiner Zoonomie: „Wenn ein Eichhörnchen in einen Käfig eingeschlossen wird, so empfindet es Unbehaglichkeit wegen der Anhäufung der Empfindungskräfte in den Muskeln, die vorher nach den Gewohnheiten seines Lebens in beständiger und heftiger Thätigkeit sich befanden; in dieser Lage findet es dadurch Erleichterung, daß es stets im Käfig umherspringt und so einen Theil seiner Empfindungskraft verbraucht. Aus demselben Grunde nehmen Kinder, die Stunden lang in den Schulen sitzen müssen, leicht Gewohnheiten an, einige Gesichtsmuskeln, Hände oder Füße zu bewegen, um einen Theil ihrer angehäuften Empfindungskraft zu verbrauchen." Dem Elephanten auch ist es ein wesentliches Bedürfniß, einen Theil der Verständigkeit, die ihm im Zustand der Freiheit zu seiner Ernährung und zu seinem Vergnügen gereicht, dadurch auszuüben, daß er stets eine thätige Neugier in der Untersuchung kleiner Dinge zeigt. Er fügt sich so gut wie möglich in den engen Bereich seiner Thätigkeit, wohin man ihn versetzt hat. Ein Elephant in einer Zelle fühlt immer mit seinem Rüssel herum, steckt dessen Ende in den kleinsten Spalt und

untersucht sehr neugierig jeden ihm gebotenen Gegenstand. Auf diese Weise sahen wir, wie ein Elephant, der in Atkins reisender Menagerie gezeigt wurde, mehr wie eine Stunde damit verbrachte, eine Nuß zu nehmen und zu öffnen, die man auf den obern Theil seines Käfigs gelegt hatte. Houel, ein französischer Künstler, der einen guten Bericht über zwei Elephanten gegeben hat, welche die siegreichen französischen Heere aus Holland nach Paris brachten, gibt an, daß er einst während des täglichen Spaziergangs der Elephanten einige senkrechte und horizontale Linien auf die Mauer ihrer Zellen zeichnete und bei deren Rückkehr erstaunen mußte, wie sie diese Linien mit der größten Aufmerksamkeit untersuchten. Das Weibchen wischte dieselbe zuletzt absichtlich mit seinem Rüssel ab. Houel glaubt, daß das Bedürfniß nach Beschäftigung meist von dem Weibchen empfunden wurde.

Der Elephant ist in überraschender Weise ein Geschöpf der Gewohnheit. Wir haben erwähnt, daß der Elephant von Croß durchaus haben wollte, sein Führer müsse in dem Stalle schlafen, wohin er versetzt worden war. Als er wieder in seinen alten Stall zurückkehrte, ging der Führer, wie er früher gethan hatte, fort; das Thier aber wollte nicht wie sonst gewöhnlich schlafen; es blieb 4 oder 5 Nächte lang auf den Beinen, bis der Führer vermuthete, es sei ohne ihn unglücklich. Eine Hangmatte wurde deßhalb in der Zelle für den Führer aufgehängt und das arme Thier legte sich sogleich, wie er sich in Hangmatte begeben hatte, mit sichtbarem Vergnügen nieder.

Elephanten werden nicht allein durch eine Abweichung von ihren Gewohnheiten verdrießlich, sondern wehren sich auch oft in sonderbarer Weise gegen irgend eine erzwungene Abweichung von der Regelmäßigkeit ihres Verfahrens. Pidcock, dem die Menagerie von Exeter Change früher gehörte, hatte einige Jahre lang die Gewohnheit, mit seinem Elephanten eine Flasche Wein zu trinken, welchen auch das Thier regelmäßig erwartete. Pidcock gab dem Elephanten immer das erste Glas aus der Flasche, bis er einst ausrief: „Du hast lange genug das erste Glas gehabt, jetzt kommt an mich die Reihe!" Das stolze Thier ward hiedurch beleidigt und schlug den Wein aus, weil ihm das erste Glas verweigert war; auch wollte es niemals mehr mit seinem Herrn Wein trinken. Ein auffallendes Beispiel von der Kraft angewöhnten Gehorsams bot der berühmte Elephant Chuni, der zu Exeter Change erschossen wurde. Während seiner heftigsten Wuthanfälle, als Kugeln von allen Seiten auf ihn eindrangen, gehorchte er der Stimme seines Wärters, welcher ihm nie-

derzuknien in dem Glauben befahl, daß er so leichter erschossen werden könne. In derselben Weise leistete ein Elephant, der unter ähnlichen Umständen, wie denjenigen, welche den Tod des genannten veranlaßten, zu Genf 1820 wüthend wurde, durch die Stadt lief und Jedermann, der ihm in den Weg kam, angriff, der Frau, welcher er angehörte, schnellen Gehorsam und ließ sich von ihr an einen sicheren Ort bringen, wo er getödtet ward.

Der weibliche Elephant in der Menagerie von Croß heißt Cutschme. Dies war der Name eines Elephanten, welcher dem Kapitän Williamson, dem Verfasser einer Beschreibung von Jagden in Indien, gehörte. Der Gebrauch, Elephanten Namen zu ertheilen, ist sehr alt und im Orient beinahe allgemein. So hieß der Lieblingselephant des Porus Nicon, des Antiochus Ajax, derjenige, welchen Harun al Raschid an Karl den Großen schickte, Abul Abas, und Hanno war der Name dessen, welchen Emanuel von Portugal Leo X. schenkte. Man erzählt von dem Großmogul Akbar, daß er alle Namen seiner vielen Tausend Elephanten kannte. Fig. 3 ist eine Abbildung des Elephanten von Croß, wenn er kniet.

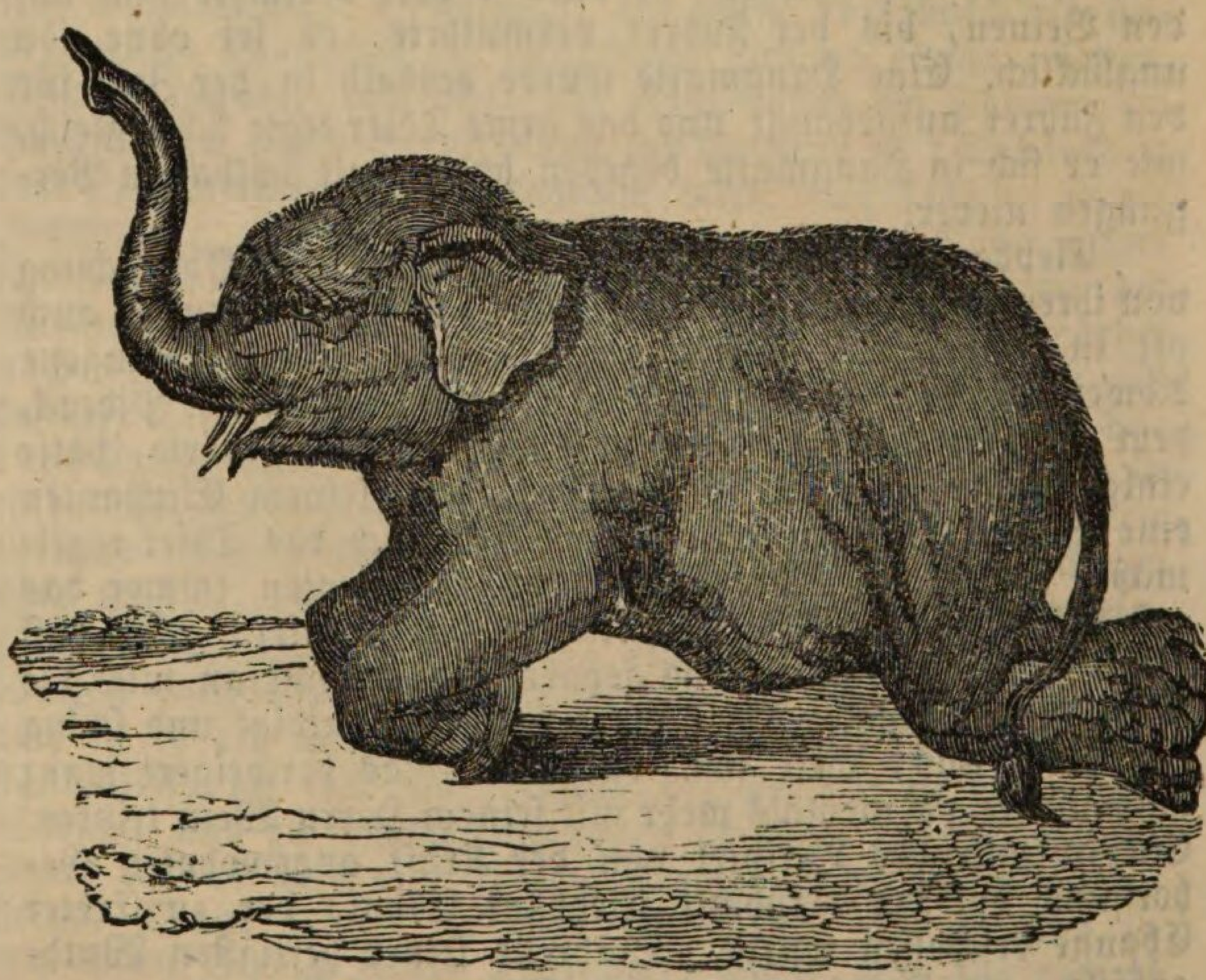


Fig. 3. Weiblicher Elephant aus der Menagerie von Croß.

Welches Interesse man auch in der Verständigkeit der Elephanten in unserer Menagerie finden mag, so verhindert der unglückliche Zustand der Einschließung, worin ein so großes Thier fortwährend gehalten wird, daß wir uns angemessene Vorstellungen von vielen seiner Eigenthümlichkeiten bilden. Deßhalb hat die Darstellung eines Elephanten auf einem Theater dazu beigetragen, einige der Vorurtheile über dieses Thier zu entfernen und richtige Vorstellungen von seinen Bewegungen zu erwecken. Wir können allerdings das Thier nicht auf einer Bühne umherspringen sehen, wie es im natürlichen Zustand zu thun pflegt; wir können es nicht erblicken, wenn es sich im Schlamm wälzt, wie Bruce erzählt, daß es so verfahre, um eine Schlammkruste auf seinem Körper hervorzubringen, welche für die ihm lästigen Insekten undurchdringlich ist; wir beobachten nicht, wie es Wasser im Rüssel sammelt und über seine erhitzte Haut spritzt, oder die Zweige großer Bäume abweidet, die es mit seinem Rüssel erreicht hat. Wir sehen diese Eigenthümlichkeiten des Elephanten nicht eher, als bis wir einen gehörigen Aufenthaltsort für ihn in unserer großen Nationalmenagerie, dem zoologischen Garten, erhalten. Ohne diejenigen tadeln zu wollen, welche



Fig. 4. Kopf eines weiblichen Elephanten in Atkins Menagerie.

die Elephanten bei uns zeigen, können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß die Einschließung eines Geschöpfes, welches an freier Bewegung so viel Vergnügen findet und welches so viel Gehorsam ohne Zwang zeigt, in einen elenden Käfig sicherlich ein grausames Verfahren ist. Der schöne, weibliche Elephant in Atkins Menagerie leidet offenbar unter seiner strengen Einschließung. Er hat gelegentlich seinen Wärter schon verletzt, indem er ihn gegen die Wand des Käfigs drückte, wo er kaum Raum besitzt, um sich zu bewegen, und neulich griff er, vielleicht über die Einschließung erzürnt, den Eigenthümer absichtlich an und verwundete ihn bedeutend. Dieser Elephant ist gewöhnlich sehr lenksam; seine Züge, wovon wir hier eine Abzeichnung geben, scheinen große Sanftmuth und Verständigkeit anzuzeigen.

Die Elephanten des Jardin des Plantes zu Paris führen im Vergleich mit unseren eng eingeschlossenen Elephanten ein sehr glückliches Leben. Ihre Zellen sind sehr geräumig; sie werden zu bestimmten Zeiten herausgeführt, um in einer großen Umzäunung umherzuschweifen; auch haben sie ein Bad, welches sie mit ungemeinem Entzücken bei warmem Wetter genießen. Wir sahen 1825 das seitdem verstorbene

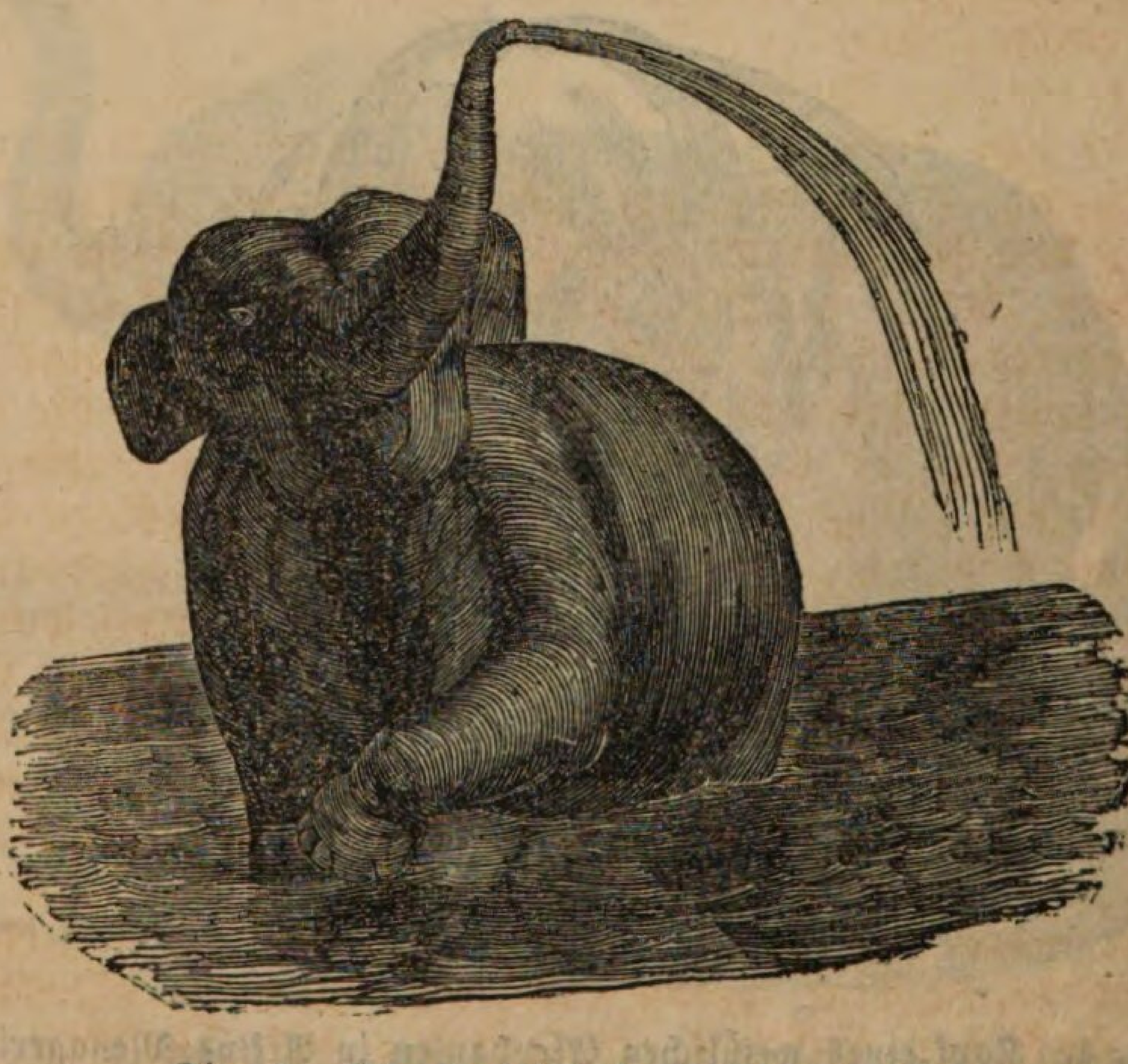


Fig. 5. Elephant des Jardin des Plantes.

große Männchen bis zur Mitte des Körpers in einen Teich an einem heißen Augusttage gehen; es spritzte das Wasser aus dem Rüssel mit kaum geringerem Vergnügen, wie es in den Wäldern seiner Heimath empfunden haben mußte; wenn sein Bad beendet war, pflegte es eine Zeit lang ruhig in der Sonne zu stehen; alsdann nahm es Staub in seinen Rüssel und blies ihn über den Rücken, bis die Risse in seiner Haut genug damit bedeckt waren, um es gegen Insekten zu schützen.

Die enge Einsperrung des Elephanten erschwert offenbar die periodischen Wuthanfälle, denen die Männchen ausgesetzt sind, und diese Wuthanfälle sind um so furchtbarer, wenn das Thier sich in einem engen Käfig befindet. Die Stücke Eichenholz, woraus die Stangen von Chuni's Käfig bestanden, betrugen 8—10 Quadratzoll, und dennoch zerbrach er sie wie Schwefelhölzer. Die Elephanten Indiens, die man als Hausthiere gebraucht, sind zwar auch diesen Wuthanfällen ausgesetzt, man sieht sich aber selten gezwungen, sie deßhalb zu tödten. Man sperrt sie an einem sicheren Orte ein, bis die Wirkung derselben vorüber ist. Elephanten in den elenden Käfigen unserer Menagerien sind nicht allein vielen Unfällen, sondern auch Krankheiten ausgesetzt, welche verhindern, daß sie ein hohes Alter erreichen. Der Elephant Ludwigs XIV., der in Versailles starb, als er 17 Jahr alt war, mußte, wenn er sich niedergelegt hatte, was er selten that, durch eine Maschine emporgehoben werden. Dies war offenbar eine Folge der Einschließung, wodurch die Muskelkraft seines Körpers so sehr geschwächt war, daß die alte Fabel, der Elephant im natürlichen Zustande schlafe immer an einen Baum gelehnt, einige Wahrscheinlichkeit erhielt. Ein anderer Elephant, welchen man zur Zeit Ludwigs XV. in Versailles aufbewahrte, wurde so zornig über die Einsperrung, daß er in einer Nacht seine Ketten zerriß, die Thüre seines Käfigs aufstieß, und in einen morastigen Teich des Parkes stürzte, wo er erstickt ward. Die Elephanten, welche von den Franzosen aus Holland gebracht wurden, waren in der Jugend daran gewöhnt worden, ohne Hemmung in dem Parke von Klein-Loo umherzuwandern, Bäume abzuweiden, und einander beim Erreichen der Zweige zu helfen. Als man sie in Käfige that, um sie fortzubringen, schlug das Männchen sein Gefängniß in Stücke, und ihre Abreise wurde auf einige Wochen verzögert. Die Reisekäfige wurden zuletzt stark genug verfertigt, und die Elephanten ohne ernstlichen Schaden transportirt; das Weibchen aber zerbrach aus Schrecken einen seiner Stoßzähne, als es zuerst

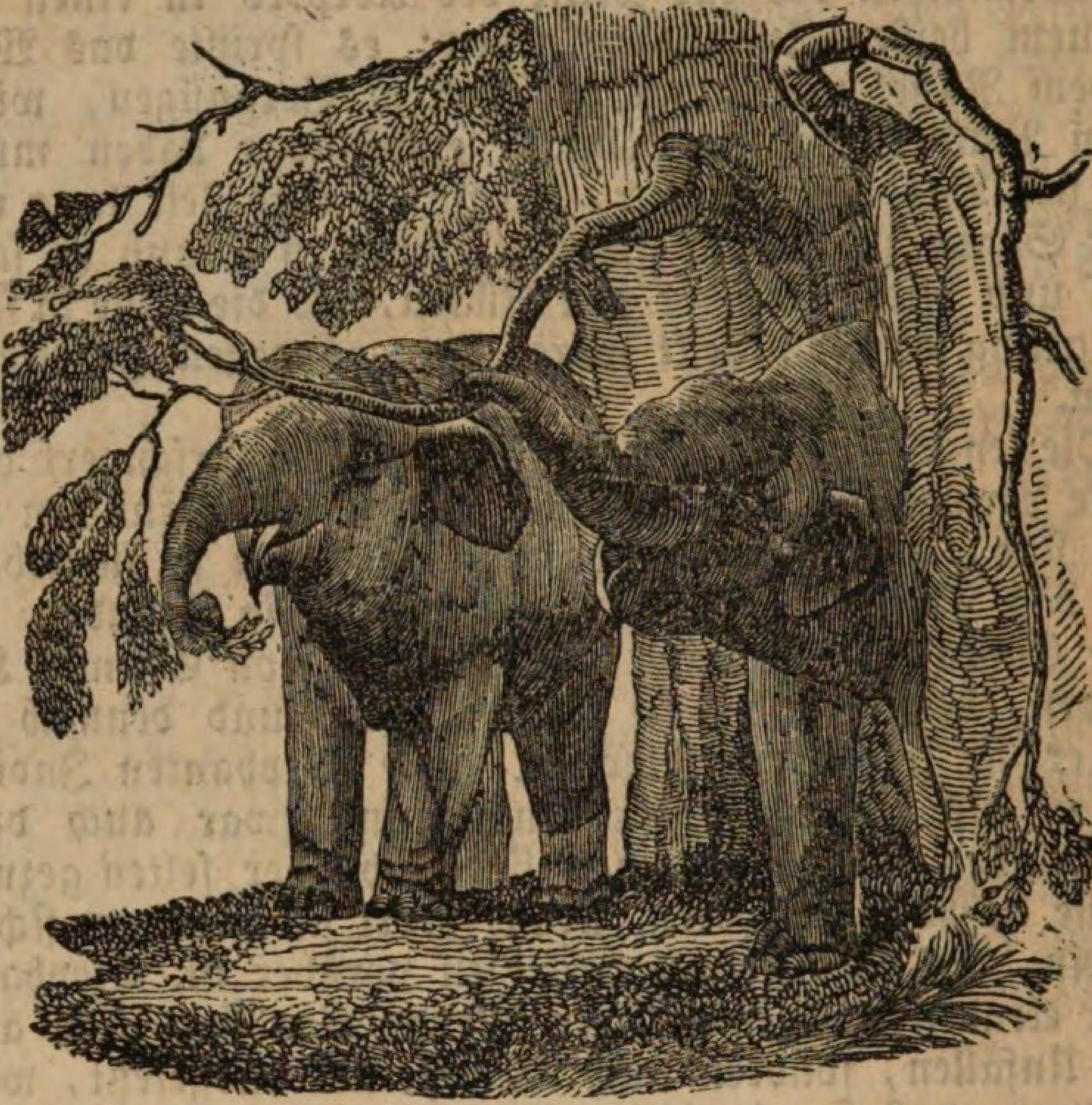


Fig. 6 Junge Elephanten, die Bäume abweiden.

nach langer Einschließung in der Dunkelheit das Tageslicht wieder sah. Als diese Elephanten nach Paris kamen, wurden sie einige Zeit lang in derselben abgeschmeckten Weise eingeschlossen; zuletzt aber wurde eine gehörige Umzäunung mit ihren Käfigen verbunden, und man erlaubte ihnen sogar, oft weiter umherzustreichen, so daß man sie unter Umständen betrachten konnte, die dem Naturzustande ähnlicher waren. Houel sagt: „Gelegentlich habe ich gesehen, wie die Elephanten an schönen Tagen in dem Garten des Museums der Naturgeschichte spazieren geführt wurden. Der Anblick der Sonne schien diesen Geschöpfen die lebhafteste Freude zu erwecken. Die Gegenwart dieses Lichtkörpers erfrischte sie, wie er alles in der Natur erfrischt; die Empfindung ihres Glückes ward nicht auf ihre inneren Sinne beschränkt, sondern äußerte sich in jeder Aeußerung des Vergnügens. Sie umhüpften einander mit erstaunenswerther Geschwindigkeit; sie sprangen von Seite zu Seite rückwärts und vorwärts; sie galoppirten und trottirten; alle ihre Bewegungen drückten eine Art toller Freude

aus; es war der Ausdruck ihrer Liebe zur Freiheit, welche jedem Wesen angeboren ist, und welche die Gewohnheit der Sklaverei nicht unterdrücken kann."

Die Masse Nahrung, welche der ausgewachsene Elephant täglich verbraucht, ist ungeheuer. Der Elephant Ludwigs XIV. bekam täglich 80 Pfund Brod, 12 Flaschen Wein, eine große Masse von Kräutersuppe mit Brod und Reis; davon war noch das Gras und was er von Besuchern erhielt, ausgeschlossen. Desmarest sagt: Der gezähmte Elephant brauche täglich 200 Pfund Nahrung jeder Art. Die römischen Geschichtschreiber berichten, daß die von Metellus erbeuteten Elephanten den Karthagern so viel Kosten durch ihre Ernährung verursachten, daß man sie im Circus tödten ließ (Plinius VIII, 7). Der Elephant, wenn man ihn nicht gut und regelmäßig füttert, wird bald ein höchst elendes Thier. Bischof Heber war Zeuge des elenden Zustandes eines alten Elephanten, den man um seine gehörige Nahrung geprellt hatte. „Am Teiche sahen wir eine Masse Volkes um einen gefallenen Elephanten versammelt; in der Besorgniß, er gehöre zu unsern eigenen, ritt ich an den Ort hin; auf meine Frage jedoch, wem der Elephant gehöre, sagte mir einer der Leute, er gehöre dem „Asyle der Welt" (d. h. einem indischen pensionirten Fürsten) und sei aus Schwäche umgefallen; man brauchte sich nicht darüber zu verwundern, denn ich hörte, daß diese armen Geschöpfe, anstatt ihre tägliche Nahrung im Werth von 25 Rupien monatlich, mit Ausnahme derjenigen, welche sich in den eigenen Ställen Ihrer Majestät befinden, durch den schlechten Zustand der Finanzen und die Spitzbüberei der Finanzbeamten, nur Futter für 5 Rupien bekämen. Man hatte jetzt dem armen Thiere Branntwein gegeben, und bemühte sich, dasselbe wieder auf die Beine zu bringen, allein vergeblich. Der Elephant seufzte kläglich, lag aber gänzlich hülflos da und war in Wirklichkeit nur ein Berg von Haut und Knochen." Dies ereignete sich im Lande des Nawac Vizir, wo Elephanten noch vor einigen Jahren in großer Anzahl von Mitteln ernährt wurden, wie sie nur der orientalische Despotismus zusammen bringen konnte. Die Kosten eines Elephantengestütes, wie es früher die Großmoguls unterhielten, müssen ungeheuer gewesen sein. Die tägliche Nahrung für jeden Elephanten unter 101, worauf der mongolische Kaiser Akbar selbst ritt, betrug 200 Pfund täglich an Gewicht. Die meisten bekamen außerdem 10 Pf. Zucker, nebst Reis, Pfeffer und Milch. In der Jahreszeit, worin Zuckerrohr wuchs, erhielt jeder Elephant täglich 300 Stück Zuckerrohr. Die Elephanten unserer englischen

Menagerien werden hauptsächlich mit Heu und gelben Rüben gefüttert.

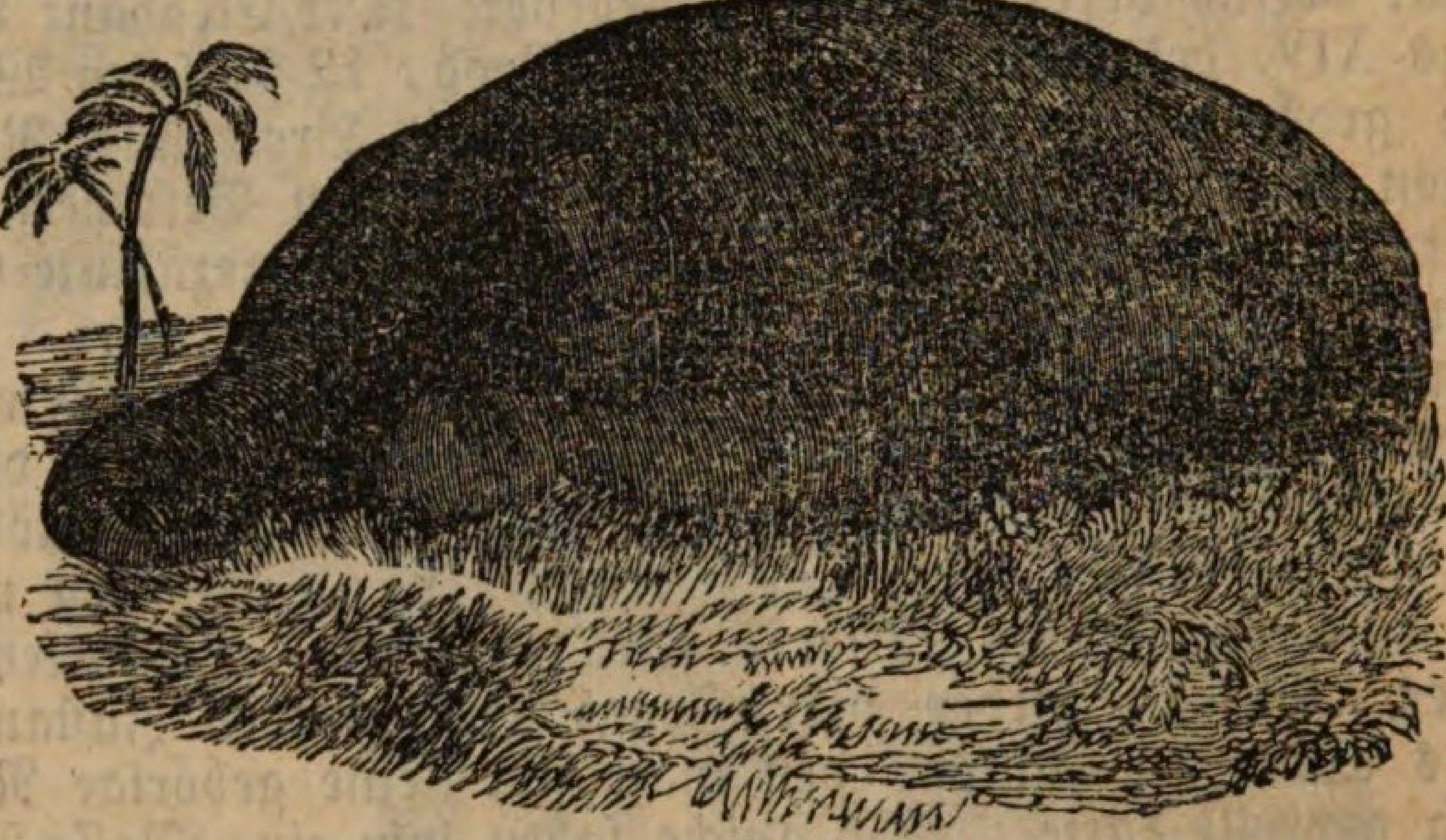


Fig. 7. Liegender Elephant.

Zweites Kapitel.

Bau des Elephanten in Verbindung mit seinen natürlichen Gewohnheiten.

Der französische Naturforscher Astruc (histoire naturelle du Languedoc) hat in Bezug auf die Handlungen der Thiere richtig bemerkt, daß die Dinge, welche die Thiere durch den Verkehr mit Menschen lernen, der Veränderung ausgesetzt sind, und sich wirklich verändern, wenn man irgend in der Sorgfalt nachläßt, womit man den Thieren etwas beigebracht hat; die Gewohnheit jedoch, die sie ohne Erziehung durch die Kraft des Instinktes erwerben, seien so umwandelbar, wie die Natur selbst. Die Elephanten der Menagerien, wie wir sie im vorhergehenden Kapitel beschrieben haben, vollbringen weniger erstaunenswerthe Kunststücke, wie die Elephanten der Römer; diejenigen Elephanten, welche das Gepäck und die Artillerie der englich-indischen Armee tragen, sind vielleicht im Kriege weniger zu lenken, wie die von Kublai Khan. Elephanten wurden nicht von der Natur dazu bestimmt, auf einem Seil zu tanzen oder Krieger in Thürmen auf dem Rücken zu tragen. Wenn die Menschen anderer Zeiten, als sie dies gewaltige Thier ihrem Gebrauch unterwarfen, dasselbe lehrten, von seiner natürlichen Gewohnheit abzuweichen, und seinen Scharfsinn und seine Kraft auf solche Zwecke zu verwenden, und wenn die Menschen der Gegenwart es nicht länger dazu gebrauchen, so dürfen wir deßhalb nicht schließen, seine Kraft oder seine Verständigkeit hätten sich vermindert. Was der Elephant vor 2000 Jahren in natürlichem Zustand ausführte, führt er auch jetzt noch aus. Seine natürlichen Gewohnheiten, wie die jedes andern lebendigen Wesens, beruhen auf einer Organisation, Sein Bau eignet sich am besten für die Bedürfnisse seines Daseins, und da der Bau in derselben Art unwandelbar derselbe bleibt, so können wir auch daraus schließen, daß die natürlichen Gewohnheiten ebenfalls unwandelbar sind.

Diese Betrachtung zeigt uns die Abgeschmacktheit der Annahme, daß die natürlichen Gewohnheiten der Thiere sich durch Zufall oder durch Zeit verändern. Buffon sagt: „Der Elephant liebt wie der Biber die Gesellschaft seiner Art. Elephanten verstehen einander, versammeln sich, zerstreuen sich und handeln in Uebereinstimmung. Wenn sie nicht bauen und gemeinschaftlich arbeiten, so ist der Grund dem Mangel an Raum und Ruhe zuzuschreiben; die Menschen haben sich nämlich im Alterthum dort sehr vermehrt, wo die Elephanten reichlich vorhanden waren." Der Grund, den Buffon für die Unterbrechung der Arbeiten des Elephanten angibt, ist sicherlich der richtige, denn dies Thier lebt in besondern Gegenden und hat dort stets gelebt, ohne daß das Menschengeschlecht sich einmischte. Allein mit oder ohne Menschen muß der Elephant stets das Thier geblieben sein, welches er jetzt ist. Er baut nicht, denn er ist zum Bauen nicht gebildet; der Biber baut, weil dies Vermögen für sein behagliches Leben unumgänglich nothwendig ist, und weil seine innere Organisation ihn zu Ausübung dieser Kunst führt. Der Biber wie der Sperling und die Wespe baut in einer besonderen Art und hat stets so gebaut. Der Instinkt leidet durch Erfahrung keine Veränderung, und deßhalb bauen Vögel und Insekten, wie sie zur Zeit des Aristoteles bauten.

Der Vergleich der Gewohnheiten mit dem Bau hat der Naturgeschichte eine Wahrheit und Genauigkeit ertheilt, deren sie noch vor etwa einem halben Jahrhundert entbehrte. Die Naturgeschichte war viele Jahrhunderte lang eine rohe Masse vereinzelter Angaben, von denen sehr viele ungenau und einander widersprechend waren. Alexander der Große, welcher unter seinen ausschweifenden Eroberungsplanen einen lebhaften Wunsch zur Förderung menschlicher Kenntniß hegte, befahl allen Jägern, Vogelfängern und Fischern Asiens und Griechenlands, dem Aristoteles einen Bericht von ihren Entdeckungen zu geben (nach Plinius). Aus diesem Grunde ist vielleicht die Naturgeschichte dieses großen Denkers in manchen Fällen genauer, wie die des beredten Buffon, welcher immer seinen Thatsachen Zwang anthat, um dieselben nach irgend einer Theorie zuzurichten. Dennoch sind die Wahrheiten der älteren Naturforscher stets mit einer ungeheuren Masse von Fabeln gemischt — ein nothwendiges Ergebniß ihrer beschränkten Gelegenheit zur Beobachtung und des Umstandes, daß sie sich auf Nachrichten verlassen mußten, die zu häufig von unwissenden und sorglosen Erzählern ausgingen. Auf die Jäger, Vogelfänger und Fischer des Alterthums, welche dem Aristoteles und andern Erklärern der Natur, Thatsachen

mittheilten, folgten die Reisenden neuerer Zeiten; diese haben mehre Generationen lang die alten Fabeln wiederholt, die in jedem System der Naturgeschichte sich vorfanden und haben selten die Gewohnheiten der Thiere mit ihren eigenen Augen untersucht. Ueberhaupt ist die Schwierigkeit, ungenaue Angaben in der Naturgeschichte auszurotten, ungemein groß und gibt ein auffallendes Beispiel vom Unheil, welches dadurch entsteht, daß man Behauptungen wiederholt, ohne darüber Beobachtungen anzustellen. So behauptet die größere Zahl wissenschaftlicher wie populärer Naturhistoriker, der junge Elephant sauge an der Mutter mit dem Rüssel; man schloß dies aus der Schwierigkeit, den das Geschöpf im Gebrauch des Mundes haben muß und beachtete dabei nicht die genauen Angaben derjenigen, welche wirklich dem Verfahren zusahen, wie es in derselben Weise geschah, welche Jene für unmöglich erklären.

Viele Andere behaupten sogar noch gegenwärtig, der Elephant pflanze sich in der Gefangenschaft nicht fort, obgleich Corse Scott, früher Oberaufseher der Elephanten der Ostindischen Compagnie in einer Provinz von Bengalen, nach seiner eigenen Erfahrung diese Angabe widerlegt hat, und so die Angaben Aelians und anderer alter Schriftsteller bestätigte, daß Elephanten zu Rom geworfen und aufgezogen wurden. Besonders ist ein großer Theil der Geschichte des Elephanten durch ein hartnäckiges Festhalten am Irrthum romanhaft geworden. Deßhalb legen wir besonderes Gewicht auf die Ansammlung von Thatsachen über seinen natürlichen Zustand und über die Art, wie ihn die Menschen gebrauchen, und sind überzeugt, daß unsere Darstellung, wie unvollkommen dieselbe sonst auch sein mag, an Interesse dadurch nichts verliert, daß sie durch glaubwürdige Angaben bestätigt wird.

Die jetzt noch lebenden Arten der Elephanten sind zwei, die indische und afrikanische. Wir werden später über ihre Unterschiede sprechen, welche in ihrer Kopfform, der Größe ihrer Ohren und der Bildung ihrer Zähne bestehen. Der indische Elephant findet sich in allen Ländern Südasiens, d. h. Chochinchina, Siam, Pegu und Ava, Hindostan und den anstoßenden Inseln, besonders Ceylon. Der afrikanische Elephant bewohnt alle Gegenden der westlichen Seite von Afrika, vom Niger und Senegal an, bis zum Cap der guten Hoffnung. Beide Arten leben in großen Heerden als die beinahe ausschließlichen Besitzer der ungeheuren Wälder und sumpfigen, mit langem Grase bedeckten Flächen. Sie treiben den Angriff jeder andern Vierfüßler durch ihre gewaltige Kraft, Geschwindigkeit und Vereinigung

zurück, sie werden nur durch einen Sieger in ihrer Zahl vermindert oder zur Gefangenschaft gezwungen; dies ist der Mensch, welcher ihre Kraft und Verständigkeit seinem Gebrauch unterwirft und ein Luxusartikel in dem festen Stoffe gefunden hat, welcher ein hauptsächliches Vertheidigungsmittel des Thieres in seinen Wäldern bildet.

Betrachten wir die Langsamkeit, womit Elephanten sich fortpflanzen einerseits, und andererseits die ungeheure Massen, welche noch immer in den unbewohnten Theilen Asiens und Afrikas umherstreifen, so erkennen wir darin eine der vielen wunderbaren Vorkehrungen der Vorsehung, welche für die Erhaltung jedes lebendigen Wesens gesorgt hat. Der Elephant, indem er ebenso viele Pflanzennahrung, wie er verbraucht, mit dem breiten Fuß, welcher sein ungeheures Gewicht trägt, niedertritt, und welcher lange Entbehrungen, wie das Kameel nicht zu ertragen vermag, ist der natürliche Bewohner derjenigen Gegenden, worin ein wilder und üppiger Pflanzenwuchs sich vorfindet, und wo der Mensch sich noch nicht zur Genüge niedergelassen hat, um die Erde dasjenige reichlich erzeugen zu lassen, was er zu seinem eigenen Unterhalte gebraucht. Der Elephant und der Mensch können nicht dieselbe Gegend zugleich bewohnen, ohne daß eine Grenze der Vervielfältigung des gewaltigeren, aber weniger verständigen Thieres gesetzt wird; so fängt ihn der listige Hindu mit der Schlinge, und der auflauernde Kaffer erlegt ihn mit der Kugel seiner Flinte, indem er viele Hunderte im Laufe seines Lebens tödtet, welches der gefährlichen Aufgabe der Elephantenjagd des Elfenbeins wegen gewidmet ist. Die Civilisation, obgleich sie sich nur an einzelnen Theilen Afrikas vorfindet, treibt die Elephanten immer weiter und weiter von den Aufenthaltsorten der Menschen hinweg. Reisende sehen sie aber nicht immer in sehr großer Zahl. Denham stieß in seiner Reise von Murzek nach Kauka in Bornu, auf Elephantenspuren von ungeheurer Größe, die nur wenige Stunden vorher dort zurückgelassen waren. „Ganze Bäume waren abgebrochen, wo die Elephanten geweidet hatten; wo sie ihre gewaltigen Leiber niedergelegt hatten, waren junge Bäume, Strauchhölzer und Unterholz durch ihr Gewicht erdrückt worden.“ Vier Tage später sah er die Heerde auf einem Boden, welcher jährlich von dem Wasser eines Sees überschwemmt wurde, und wo das rauhe Gras in zweimaler Menschenhöhe emporragte. Sie schienen das ganze Land zu bedecken. Der Ingenieur-Offizier Rose, welcher kürzlich einige Elephantenjäger in Südafrika begleitete, hörte von einem erfahrenen Jäger, daß er 3000

in einem Haufen an dem Ufer des Fischstromes gefunden habe und daß er mit seinen Hottentotten 800 Stück in 20 Monaten tödtete. Rose überzeugte sich von ihrer großen Anzahl nach den Wegen, die sie nach allen Richtungen im Lande gebahnt hatten, in dessen Besitz sie sich Jahrhunderte lang befanden und wo alle Wege das Werk der Elephanten waren. Pringle, dessen Mittheilung wir schon so Vieles im ersten Bande verdanken, hat uns die Beschreibung der Heerden wilder Elephanten übersandt, welche ein lebendiges Bild einer Scene darbietet, welche eine der merkwürdigsten sein muß, die das Auge in der tiefen Einsamkeit einer tropischen Wildniß erblickt.

„Eine Elephantenheerde, die in majestätischer Ruhe unter der wilden Pracht einer afrikanischen Landschaft weilt, bietet einen so edlen Anblick, daß ich dessen Eindruck nie vergessen werde. Man kann nur mit Schwierigkeit eine angemessene Vorstellung einer solchen Scene in einer kurzen Angabe zu erwecken versuchen; will mich aber der Leser mit seiner Phantasie auf einen kurzen Ausflug in die Wildniß begleiten, so werde ich mich bemühen, ihm wenigstens zu zeigen, was die holländischen Kolonisten die Spoor nennen — die Spuren einer Elephantenheerde.

„Während meines Aufenthaltes an der östlichen Grenze der Capkolonie, begleitete ich eine Gesellschaft englischer Offiziere auf einem Ausflug zur Erforschung des Landes, welches man damals das neutrale Gebiet nannte, und welches unmittelbar an die Ansiedelung der schottischen Kolonisten am Paviansflusse stieß. Dies Gebiet, welches eine unregelmäßige Fläche von etwa zwei Millionen Acker umfaßt, war mehre Jahre lang ohne alle Einwohner gewesen; ihre ursprünglichen Bewohner, die Kaffern und Ghonaquas nämlich, waren durch die Truppen der Kolonie 1819, vertrieben, und bleibende Einwohner hatten noch nicht Erlaubniß erhalten, sich dort niederzulassen. Die Kolonisten durften sogar unter schweren Strafen darauf nicht jagen, und in Folge dessen hatten sich die wilden Thiere in großen Massen angesammelt.

„Der obere Theil dieses ausgedehnten Striches ist eine ungemein wilde Gegend, von zahlreichen Schluchten und Abgründen zerrissen, von undurchdringlichen Wäldern und Jungeln bedeckt, und beinahe an jeder Seite von hohen unfruchtbaren Bergen umschlossen. Während unserer ersten Tagreise sahen wir keine Elephanten, obgleich wir viele Heerden großen Wildes, wie Quaggas, Gnus, Hartebeest, Kudus und eine Masse kleiner Antilopen erblickten. Als

wir aber im Laufe des zweiten Tages unsere Reise im Thale des Kunapflusses fortsetzten, bemerkten wir, daß eine zahlreiche Gruppe dieser riesenhaften Thiere uns vor kurzem vorangegangen war; Fußspuren von allen Größenverhältnissen, von 18—15″ Durchmesser, ließen sich überall erkennen, und es war klar, daß einige Elephanten sich an morastigen Stellen des Ufers, im Schlamme gewälzt hatten. In den Wäldern und Jungeln aber hatten sie die auffallendsten Beweise ihrer kürzlichen Gegenwart und ihrer Gewohnheiten zurückgelassen; an vielen Orten hatten sie durch die dornigen und sonst undurchdringlichsten Gebüsche Wege getreten; sie schienen diese Wege mit großem Scharfsinn eröffnet zu haben, indem sie immer die beste und kürzeste Richtung nach den nächsten offenen Ebenen oder nach der nächsten Flußfurth einschlugen; auf diese Weise waren sie uns von großem Nutzen, bei der Bahnung unseres Pfades in einem schwierigen und schwer zu bereisenden Lande, welches noch niemals von einem Räderwagen befahren und selbst für Reiter dort unzugänglich war, wo diese scharfsinnigen und gewaltigen Thiere keinen Weg gebahnt hatten. An solchen Orten marschiren, wie die Hottentotten uns sagten, die großen männlichen Elephanten immer voran und stürzen so durch die Jungel wie ein Stier durch ein Hopfenfeld stürzen würde, indem sie das dornige Gesträuche niedertreten und mit dem Rüssel die großen Zweige auf ihrem Wege abbrechen. Die Weibchen und Jungen der Heerde folgen als Wachen in einer Reihe, und in dieser Weise wurde ein Weg durch die dichtesten Gebüsche ausgeführt, wie ihn die Pioniere eines Heeres nur mit großer Mühe herstellen könnten.

Unter den Mimosenwäldern, welche über die grasigen Wiesen an den Flußufern dünn zerstreut liegen, waren die Spuren der Elephanten nicht weniger sichtbar. Ungeheure Mengen dieser Bäume waren aus dem Boden gerissen und umgekehrt hingestellt worden, damit die Thiere mit Behaglichkeit die weichen und zarten Wurzeln, die ein Haupttheil ihrer Nahrung bilden, abweiden konnten. Ich bemerkte auch daß sie häufig ihre Stoßzähne angewandt hatten, wenn die Bäume zu groß waren, indem sie erstere unter die Wurzeln stießen, um die Erde locker zu machen, bevor sie Stämme mit dem Rüssel niederrissen; viele der größeren Mimosenbäume waren ungeachtet aller dieser Anstrengungen stehen geblieben; auch können die Elephanten nur dies Verfahren mit Erfolg versuchen, wenn der Boden durch langen Regen weich und locker geworden ist.

Während wir diese und andere Anzeigen von der Kraft

und der Verständigkeit des Elephanten bewunderten, fanden wir uns plötzlich beim Ausgange aus einem Walde in einem Bergpaß, nach Zurücklegung eines der erwähnten Wege, inmitten einer zahlreichen Heerde dieser Thiere. Kein Elephant jedoch war uns sehr nahe; die Thiere hatten sich in kleinen Haufen in ein Thal von 1—1½ Stunden Länge verbreitet. Einige weideten den saftigen Speckbaum (Spekboom Postulacaria Afra), welcher an den Höhen wuchs, ab, andere beschäftigten sich mit den Mimosenbäumen, die auf der niedrigen und grasigen Fläche sich vorfanden. Als wir vorsichtig weiter gingen und einige Elephanten deutlicher von uns gesehen wurden, die offenbar bisweilen aus besonderen Familien, Weibchen, Männchen und Jungen verschiedener Größe bestanden, wurde die riesenhafte Größe der leitenden Elephanten um so offenbarer. Die ruhige und stattliche Würde ihres Benehmens war auffallend. Obgleich wir ungefähr 12 Reiter mit Einschluß unserer Hottentotten waren, schienen sie unseren Marsch durch das Thal nicht zu bemerken oder sich nichts darum zu bekümmern."

Das neutrale Gebiet, worauf Herr Pringle die Heerden sah, welche diese Beschreibung veranlaßt hat, war wie erwähnt, mehre Jahre lang ohne Einwohner gewesen; die Elephanten und andere wilden Thiere hatten hierauf die Herrschaft wieder eingenommen, welche vom Menschen, dem gewaltigen Herrscher der Natur, aufgegeben worden war. Dasselbe findet sich in Indien. Sir Stamford Raffles in seiner Reise durch die südlichen Präsidentschaften nach Passumah, gerieth auf zahlreiche Spuren von Elephanten, auf einem Orte, wo früher ein Dorf gewesen war. Er reiste über einen großen Strich, den man früher bebaut hatte, welcher aber lange Zeit im Zustande der wilden Natur wieder verblieben war. Auf einem anderen Orte, wo früher ein Dorf lag, wo sich aber damals keine menschliche Wohnung oder Anbau vorfand, schlief er in einen Schuppen, den seine Diener an einen breiten Strom errichtet hatten. Sir Stamford Raffles sagt: „In der Nacht wurden wir durch die Annäherung einer Elephantenheerde erweckt, die ängstlich zu untersuchen schien, was wir in ihrem Bereiche vorhatten." Unaufhörlich findet sich ein Kampf zwischen dem Menschen und den niedern Thieren über den Besitz der Erde. Wo die Civilisation Wurzel gefaßt hat, ist diese Herrschaft unbestritten, wo aber der Mensch durch langsame und einzeln stehende Schritte zur Verbesserung fortschreitet, muß er gegen die Vierfüßler ankämpfen, welche seiner Gewalt widerstehen, bis sie erkennen, daß ihr Widerstand nutzlos ist.

Geht der Mensch fort, so zieht der Löwe und Elephant in seinen alten Bereich wieder ein. Was der Mensch in dieser Welt besitzt, beruht auf einer fortwährenden Uebung seiner Kraft. Vernachlässigt er die Erhaltung seiner Gewalt durch dieselbe Thätigkeit seiner Geistesvermögen, wodurch er dieselbe erlangt hat, so erhebt sich ein Feind auf jeder Seite. Sogar die gewöhnlichsten Naturvorgänge müssen überwacht werden. Dieselben sind entweder Verbündete oder Feinde. Die Sonne, der Regen, der Thau und der Wind sind ebensowohl Hindernisse wie Gehülfen, wenn sie nicht, durch das Geistesvermögen geleitet, wirken, wodurch sie dem Menschen zum Vortheil gereichen. Wenn der Löwe nicht in die Hürden einbrechen und der Elephant nicht die Saaten zertreten sollte, so fügen die kleinsten Insekten den Heerden und Ernten Schaden zu, sobald der allgemeine Herrscher der Natur nicht seine Herrschaft vertheidigt.

Der Elephant ist ohne Vergleich das größte aller Landthiere. Ein alter Anatom beschrieb ihn deßhalb richtig als das Animal vastissimum (das ungeheuerste Thier), und wir können diese Beschreibungen ohne Annahme übertriebener Berichte gelten lassen, welche über seine Höhe häufig im Umlauf waren. Corse Scot, welcher wahrscheinlich mehr indische Elephanten sah wie ein anderer Europäer, hörte nie, daß ein Elephant weit höher wie 10′, mit Ausnahme eines einzigen, war. Dieser war ein Männchen des Veziers von Aude. Seine Größeverhältnisse waren genau gemessen folgende:

	Fuß.	Zoll.
Von Fuß zu Fuß über der Schulter	22	10½
Von der Spitze der Schulter, senkrechte Höhe	10	6
Von der Spitze des Kopfes an beim Stehen .	12	2
Von der Front des Gesichtes bis zur Einfügung des Schwanzes	15	11

Die durchschnittliche Größe der Elephanten im Dienste der ostindischen Compagnie ist 7′ und etwas mehr, indem man sie in derselben Weise wie Pferde von der Schulter an mißt. Auf der Mitte des Rückens, der gekrümmt ist, sind die Elephanten immer einige Zoll höher. Ueber die Größe eines lebendigen Elephanten kann man sich aber leicht täuschen, was sogar bei Leuten der Fall ist, die an den Anblick gewöhnt sind. Corse Scot maß den berühmten Elephanten des Nabos von Dacca, welcher ihm meist auf 14′ Höhe angegeben wurde, und den er für nicht größer wie 12′ hielt. Als er ihn aber maß, erkannte er, daß die Größe 10′ nicht überstieg. Die Elephanten Hindostans sind jedoch die kleinsten

der asiatischen Art. Die von Pegu und Ava sind weit größer; das Skelett eines Elephanten im Museum zu Petersburg, der dem Czar Peter durch den Schah von Persien überschickt überschickt wurde, betrug 16½′ Höhe, jedoch ist es wahrscheinlich, daß wenige Elephanten von mehr wie 9′ Höhe jemals nach Europa gebracht wurden. Weder das Männchen noch das Weibchen, welches die Franzosen aus Holland brachten, war höher wie 8′. Der Elephant Hindostans ist gewiß nicht ausgeartet, denn der Kaiser Baber, am Schluß des 15ten Jahrhunderts sagt: „Man erzählt, daß der Elephant auf einigen Inseln größer wird wie 20′. Ich habe niemals in diesem Lande Elephanten gesehen, die größer wie 8—10′ waren." Der Umstand, daß die Hindus einen ziemlich bestimmten Begriff von der mittleren Höhe eines Elephanten haben, eben so wie wir über Kühe und Pferde, läßt sich aus einer anderen Stelle in demselben interessanten Buche schließen, wo es von einer Felsenhöhle heist, sie sei so groß wie ein Elephant. Die afrikanische Art ist größer wie die indische. Pringle sagt, er sei einem ungeheuren männlichen Elephanten begegnet, hinsichtlich dessen zwei Ingenieuroffiziere übereinstimmten, indem sie seine Höhe auf 14′ angaben. Denham, auf seiner Reise nach Tschad, begegnete Elephanten, die er auf 16′ Höhe anschlug; einer, der in seiner Gegenwart getödtet ward und den er als ungemein groß beschreibt, maß 9′ 6″ vom Fuß bis zum Hüftbein und 3′ vom Hüftbein bis zum Rücken, welches eine Höhe von 12′ 6″ gibt. Sogar ein Elephant von 8′ ist schon ein gewaltiges Geschöpf, und man kann sich nur mit Schwierigkeit eine angemessene Vorstellung von seinem Wuchs nach einer Beschreibung bilden. In einer kleinen Zelle kann man auch niemals seine Größe richtig anschlagen. Nach den Grundsätzen der Perspektive wird ein großer Gegenstand nicht gehörig von uns erblickt, wenn wir nicht ungefähr in der Entfernung seiner dreimaligen Höhe und Größe aufgestellt sind. In einer günstigen Lage, z. B. in einer großen Umzäunung oder in einem Theater, wo die Verhältnisse des Thieres sich vortheilhaft zeigen und wo man es mit einem Manne an der Seite thätig sieht, kann man sich nicht allein einen Begriff von seiner ungemeinen Größe bilden, sondern man kann auch zur Betrachtung der Anordnungen aufgeregt werden, wodurch ein so massenhaftes Geschöpf in Stand gesetzt wird, sich seine tägliche Nahrung im Naturzustande leicht zu verschaffen, und in welchem Grade es sowohl Körperthätigkeit wie Geisteskraft besitzt, um sein Dasein mit so großer Zufriedenheit zu genießen, wie das Eichhörnchen, welches von Baum zu Baum hüpft, oder das

wilde Pferd, welches über die grünen Flächen galoppirt, um sich die beste Weide auszusuchen. Man scheint darin übereinzukommen, daß ein großer Elephant 6—7000 Pfd. wiegt. Von diesem Gewicht beträgt die reine Körpermasse ungefähr $^4/_5$. Um eine solche Masse zu tragen, müssen die Beine fest, mehr mit Rücksicht auf Kraft wie mit Biegsamkeit gebildet und überhaupt dazu geeignet sein, ein ungeheures Gewicht auf ebener Fläche, ohne die Erschütterung heftiger Sprünge, oder ohne die Nothwendigkeit der Auf- und Absteigung von Höhen zu tragen. Die Bestimmung des Elephanten zu dieser gleichmäßigen Bewegung ergibt sich bei demselben aus dem Mangel des elastischen Bandes, welches bei fast allen Vierfüßlern den Kopf des Hüftbeines mit dem Becken verbindet und welches den Hinterbeinen das Vermögen ertheilt, der Anspannung zu widerstehen, welche durch Bewegung auf unregelmäßigen Oberflächen erzeugt wird. Der Elephant findet sich allerdings in der Nähe von Gebirgszügen; unter der Leitung des Menschen besteigt er auch Felsenpässe und trägt dabei beträchtliche Lasten; allein der Umstand, daß ein solcher Dienst seinen natürlichen Gewohnheiten widerstreitet, ergibt sich aus der Thatsache, daß er in solchen Lagen zurückzufallen geneigt ist, indem er nicht die Widerstandskraft der Hinterbeine besitzt, wodurch viele andere Vierfüßler sich auf felsigem Wege fortbewegen können. Bernier in seiner interessanten Reise durch das Reich des Großmoguls erzählt, daß diese Thiere, obgleich schwer und unbeholfen, einen sehr sicheren Fußtritt haben und ihren Weg fühlen, wenn die Straße schwierig und gefährlich ist und sich von dem festen Auftreten eines Fußes überzeugen, bevor sie den andern bewegen; allein gerade diese Vorsicht zeigt an, der Elephant befinde sich in unnatürlicher Lage, wenn er schroffe Aufsteigungen hinauf muß und nur seine Verständigkeit allein setze ihn in Stand, diese Schwierigkeit zu überwinden. Bernier selbst beschreibt einen merkwürdigen Unfall, den er selbst mit ansah und welcher sich daraus ergab, daß man den Elephanten zu einer Arbeit gezwungen hatte, wozu ihn die Natur nicht eignet. „Der König Aurengzeb erstieg den Pier Pantschal, von wo aus man zuerst eine Aussicht auf das Königreich Caschemir erhält. Ihm folgte eine lange Linie von Elephanten, worauf die Damen in Sesseln saßen. Der vorderste Elephant, über die Länge der Aufsteigung, wie es schien, erschreckt, ging rückwärts auf den Elephanten zu, der hinter ihm ging; dieser stieß wieder auf den dritten Elephanten, der dritte auf den vierten u. s. w., bis 15 derselben, die sich nicht umwenden und sich nicht auf einem so steilen Wege herausbringen konnten, den

Abgrund hinabfielen; glücklicherweise für die Damen war der Ort, wo sie fielen, nicht sehr hoch; nur drei oder vier kamen um; man konnte aber keinen einzigen Elephanten retten. Wenn diese armen Thiere unter der ungeheuren Last, die sie tragen müssen, niedersinken, so stehen sie nicht wieder auf, nicht einmal auf einem guten Wege. Zwei Tage nachher kamen wir an dem Orte vorbei und ich bemerkte, daß einige arme Elephanten noch immer ihre Rüssel bewegten."

Die Eigenthümlichkeit des Gehens beim Elephanten wird gemeiniglich seinem Körpergewichte zugeschrieben und ist von der Bewegung anderer Thiere, womit wir vertraut sind, so verschieden, daß wir die Bildung, wodurch sie geschieht, voreilig Entstellung nennen. Wir können nicht zugeben, daß eine

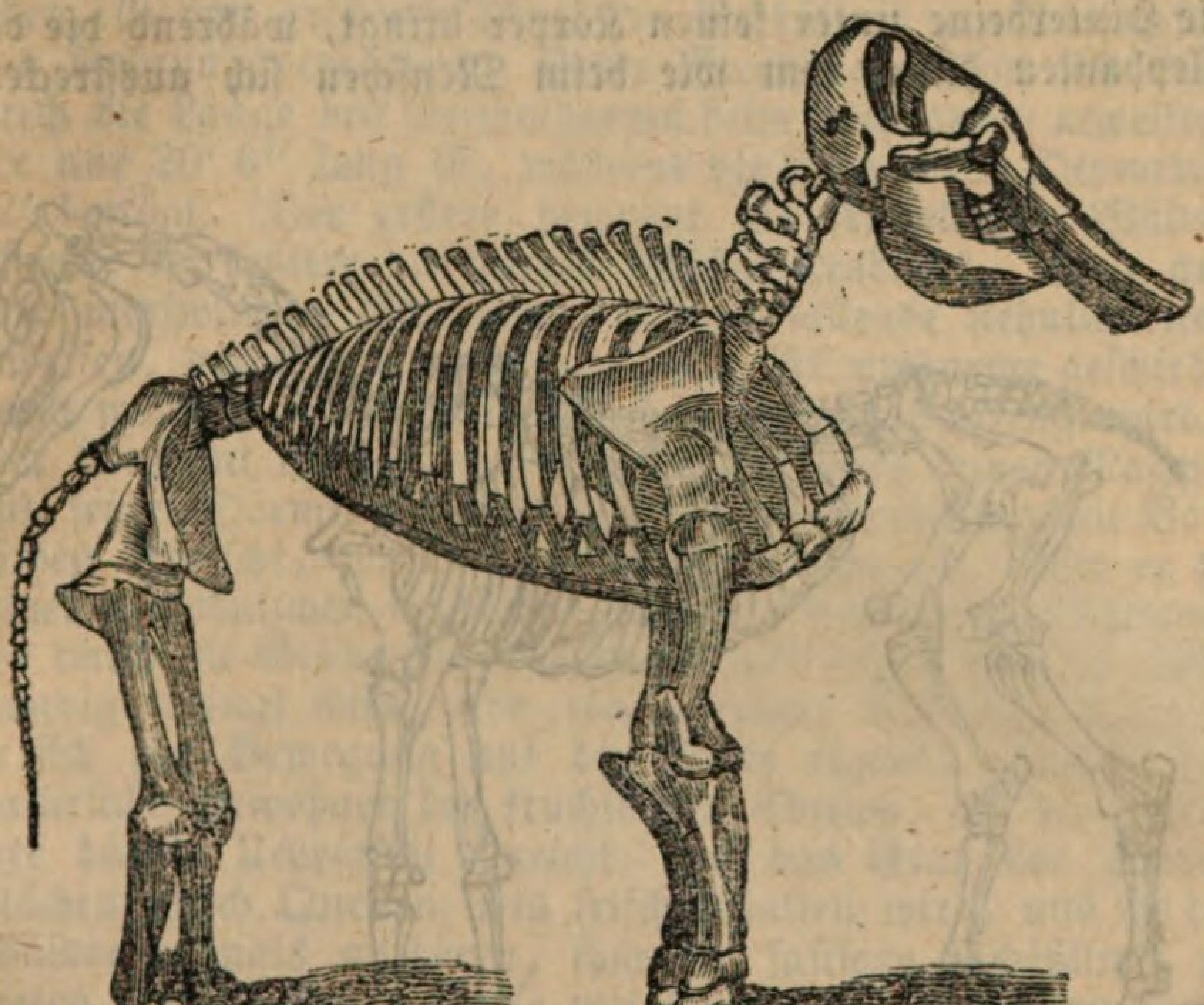


Fig. 8. Skelett eines Elephanten in Exeter Change.

Entstellung vorhanden ist, da das richtige Verhältniß, welches die Natur bestimmte, an diesem wie bei jedem anderen Thiere bewahrt ist. Um diese Verhältnisse zu erläutern, haben

wir die Zeichnungen des Skelettes desjenigen Elephanten verfertigen lassen, welcher zu Exeter Change erschossen wurde. Dies Skelett, welches bewunderungswürdig erhalten ist, befindet sich jetzt im Museum der Universität zu London.

Um die fortschreitende Bewegung des Elephanten zu verstehen, muß man die Knochen seiner Beine mit denen des Pferdes vergleichen. Deßhalb haben wir die Darstellung eines Pferdskelettes hinzugefügt. Man sieht daraus, daß, abgesehen von dem Gelenk, welches den Huf vereinigt, das Pferd drei Knochen im Beine hat. Der Elephant hat nur zwei. Deßhalb bewegt sich das Pferd mit elastischem Schritt, der Elephant aber hat einen gravitätischen und steifen Gang; dieser Mangel an Elastizität macht auch den Ritt auf dem Elepanten stets unangenehm. Auch ergibt sich aus der Ansicht beider Skelette, weßhalb das Pferd beim Niederknien die Hinterbeine unter seinen Körper bringt, während die des Elephanten hinter ihm wie beim Menschen sich ausstrecken.

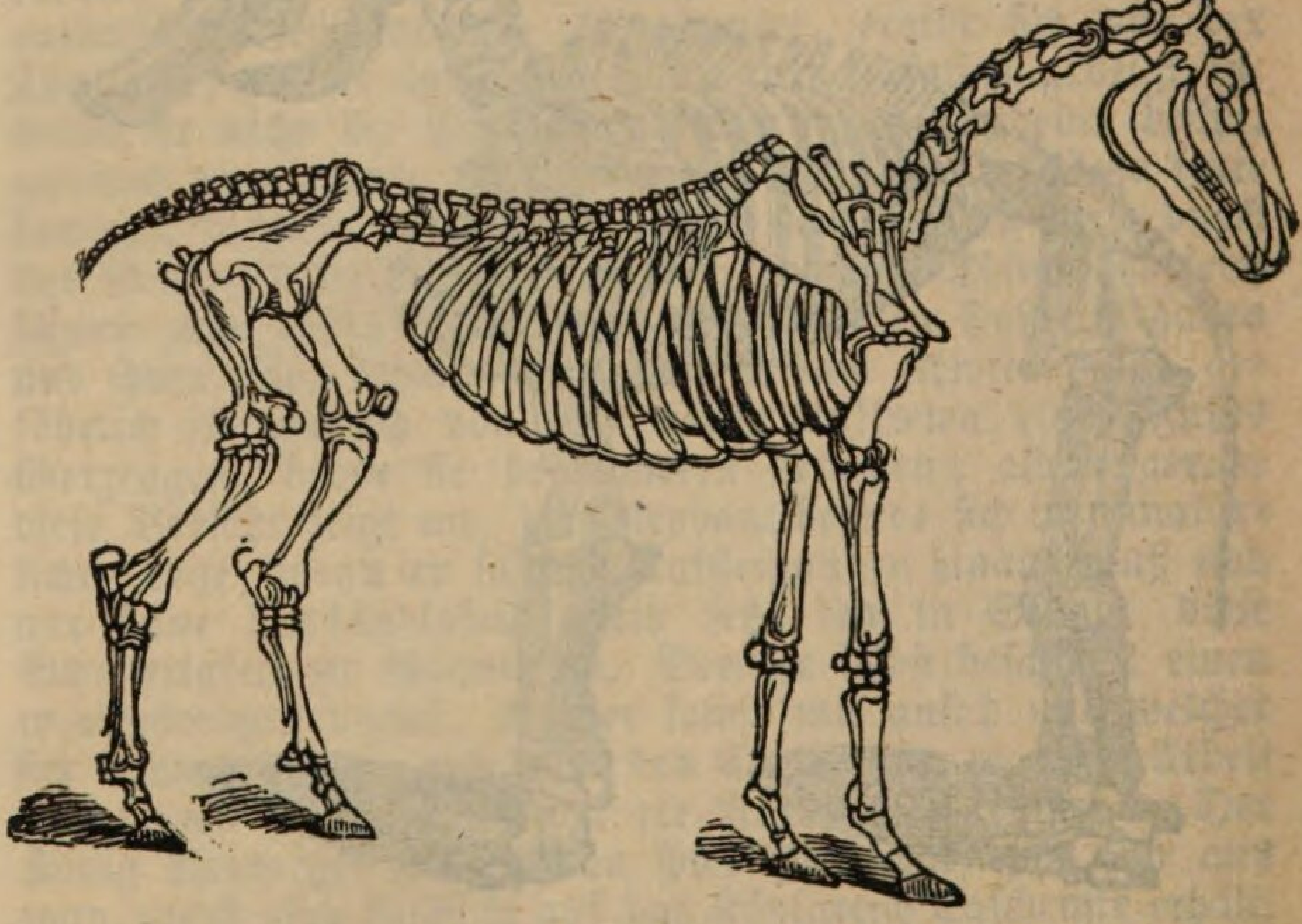


Fig. 9. Skelett des Pferdes.

Die Beine des Elephanten werden von breiten Hufen gehalten, wovon jeder beim erwachsenen Thiere sich mit fünf Nägeln endigt. Die ganze Zahl der Nägel ist selten am

Hinterfuße entwickelt. Williamson sagt: „Ist ein Hindu mit einem Elephanten zufrieden, so muß derselbe fünf Nägel an jedem Vorderfuße und vier an jedem Hinterfuße haben, ungleiche Zahlen an jedem Beinepaar werden als unglücklich betrachtet. Es ist mir vorgekommen, daß kein Hindu Elephanten mit fünfzehn Nägeln kaufen wollte. Ich habe von einem Elephanten mit zwanzig Nägeln gehört, erinnere mich aber nicht, daß ich einen mit mehr wie 18 gesehen hätte.“ Die Sohle eines Elephantenfußes ist beinahe kreisförmig. In einen 8′ hohen hat sie beinahe 12″ im Durchmesser.

Auf diese feste Pfeiler gestützt geht der Elephant, um seine Nahrung zu suchen. Seine Nahrung besteht gänzlich aus Pflanzen. Der Darmkanal ist nach demselben Grundsatz wie beim Pferde gebaut. Sir Everard Home sagt: „Der Grimmdarm in Thieren, welche von derselben Art Nahrung leben, ist von größerer Länge im Verhältniß zur Dürftigkeit des Nahrungsvorrathes. Unter Vierfüßlern läßt sich dies durch die Länge des Grimmdarms beim Elephanten erweisen, der nur 20′ 6″ lang ist, während die Länge beim Dromedar 42′ beträgt. Der erstere bewohnt die fruchtbaren Wälder Asiens, der letztere die dürren Wüsten Arabiens. Viele andere merkwürdige Thatsachen und auffallende Aehnlichkeiten erweisen, daß irgend ein Vorgang im Grimmdarme geschieht, durch welchen ein sekundärer Nahrungsvorrath erzeugt wird.“ Der Elephant ist wegen des einfachen Baues seines Magens und seines Darmkanals, welcher häufige Versehung mit Vorräthen erheischt, wegen der Massen Nahrung, deren er zu seiner gewöhnlichen Ernährnng bedarf, wegen des Abganges der durch die Größe seines Gewichts und seines Körpers nothwendig erzeugt wird, und wegen seiner Bildung, wodurch er sich zur Bewegung auf der Ebene eignet, offenbar der natürliche Bewohner der fruchtbaren Ebenen, wo die Natur ihre höchste Ueppigkeit erreicht, wo das Gras der grünen Flächen durch Quellen stets frisch erhalten wird, und wo die Wälder niemals aufhören, ihm die saftigen Schößlinge zu bieten, die er vorzugsweise mit seinem Rüssel sich aussucht. Ein Stelle im Hiob, welche hauptsächlich nach Bocharts Erklärung auf das Flußpferd angewandt worden ist, wird von vielen Erklärern auf den Elephanten bezogen. Folgende Worte beschreiben sicherlich mit großer Genauigkeit die natürlichen Aufenthaltsorte des Elephanten:

„Die Berge tragen ihm Kräuter und alle wilden Thiere spielen daselbst.

Er liegt gern im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen.“ (Hiob 41. 20, 21.)

So sucht also der Elephant seine Nahrung in einem blumigen und feuchten Thale; wie aber verschafft er sich die Nahrung, womit die Natur ihn versorgt hat? Der Kopf des Pferdes ist an den Hals durch eine biegsame Reihe von Wirbeln befestigt, die es nach Belieben bewegen kann; es vermag dadurch den Hals in eine anmuthige Krümmung zu biegen, wenn es stolz und vergnügt ist, oder es kann ihn im Zorn mit aufgeblasenen Nasenlöchern emporwerfen; eben dadurch kann es grasen, ohne seine Beine zu biegen, oder das Laub von Bäumen abweiden, ohne die Beine zu erheben. Der Kopf des Elephanten ruht auf einer kurzen und deßhalb steifen Reihe von Wirbeln, welche wegen ihrer Bildung wenig mehr wie einen Zapfen bieten, worauf das Thier seinen Kopf in beschränktem Grade von Seite nach Seite zu bewegen vermag, welches aber verhindert, den Kopf zu erheben oder herabzudrücken, um seine Nahrung sich zu verschaffen. Seine ungeheuren Stoßzähne würden in einigen Lagen ihn verhindern, daß er seine gehörige Haltung bewahrt, sogar wenn er dem Kopf die erforderliche Bewegung gäbe. Es ist klar, daß dies Thier nicht existiren könnte, wenn die Natur ihn nicht mit einem Werkzeug versehen hätte, dessen besonderer Bau ihn im Stand setzt, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Bevor wir zur Beschreibung des Elephantenrüssels übergeben, ist es zweckmäßig, einen Durchschnitt des Kopfes zu zeigen, welcher mehre auffallende Bildungseigenthümlichkeiten darbietet. Dies muß natürlich der Fall sein, weil der Kopf solche merkwürdige Anhängsel wie Rüssel und Stoßzähne besitzt.

Die Figur 10 zeigt den scheitelrechten Durchschnitt des Elephantenschädels; a ist die Oeffnung der Nasenlöcher, bb die Höhle, welche die zwei Tafeln des Schädels theilt, c die Höhlung für das Gehirn. Wir werden andere Theile erläutern, wenn wir zu einer anderen Abtheilung des Gegenstandes übergehen. Die zwei Tafeln (Hirnschädeltafeln, Hirnscheidewände) sind von einander durch zahlreiche Knochenfortsätze getrennt, zwischen denen sich eine ungemeine Menge von Zellen vorfindet, welche mit der Kehle durch die Eustachische Röhre in Verbindung stehen und mit Luft statt des Markstoffes gefüllt sind, der denselben Raum bei anderen Thieren einnimmt. Dieser Bau ist sehr geeignet, um die Anheftungsoberfläche der großen Muskeln zu vergrößern, welche zu der Unterkiefer, zum Rüssel und zum Hals gehören und um die mechanische Kraft dieser Muskeln dadurch zu steigern, daß ihre Anheftungspunkte auf große Entfernung

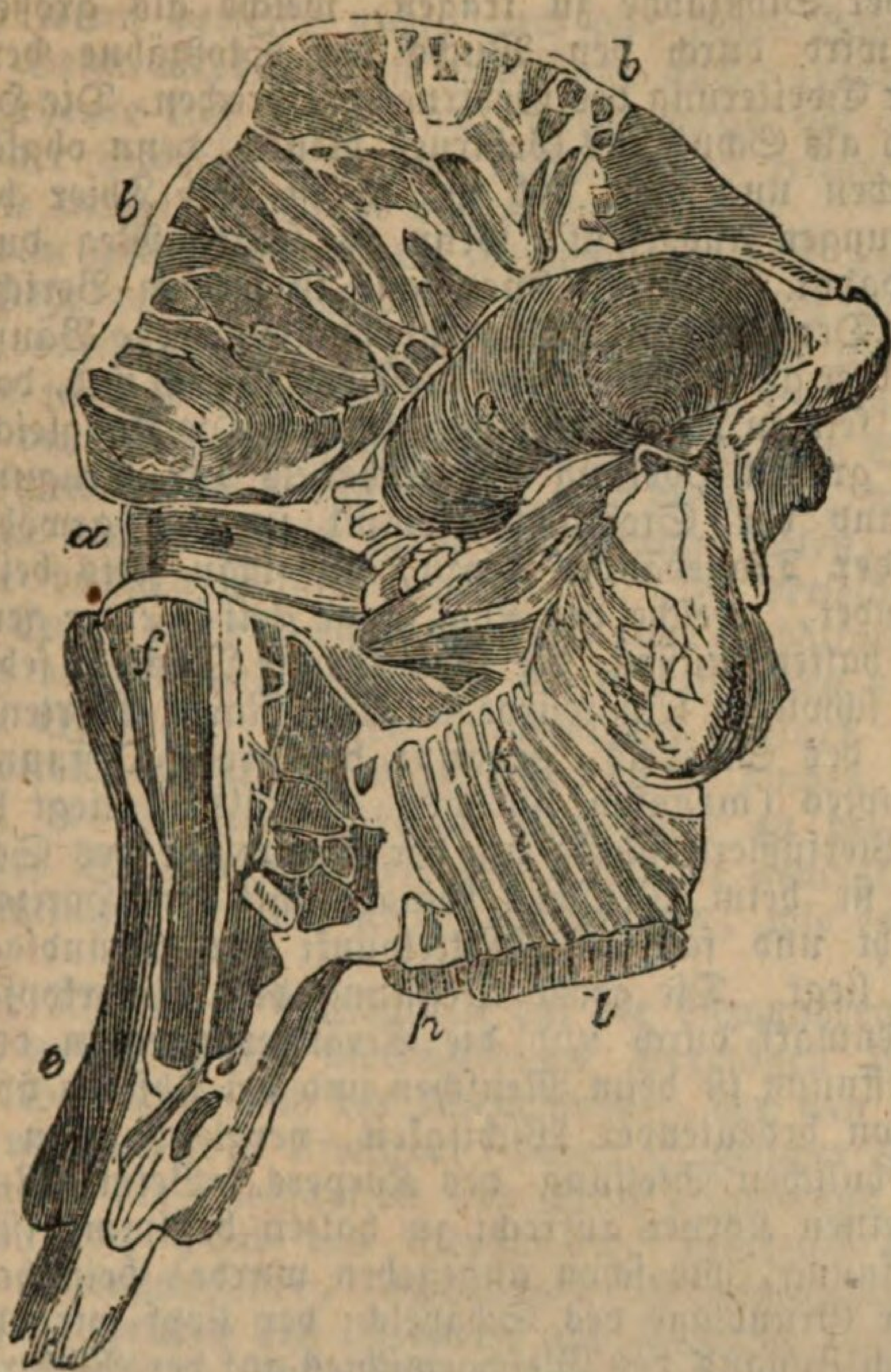


Fig. 10. Durchschnitt eines Elephantenschädels.

von dem Mittelpunkt der Bewegung fortgerückt sind. Diese Vortheile werden durch den zellenartigen Bau, den wir soeben beschrieben haben, erreicht, ohne daß das Gewicht des Kopfes sich vermehrt, eine Vorkehrung, die hier um so nothwendiger ist, da der Kopf eine größere Schwere und Masse wie bei anderen Thieren hat. Die Luftzellen der Vögel im Allgemeinen und hauptsächlich diejenigen, welche den Schädel des Straußes, des Adlers und der Eule durchdringen, zeigen Beispiele einer ähnlichen Bildung zu demselben Zwecke, nämlich zur Vergrößerung der Masse der Kraft des Knochens und zur Verminderung des Gewichtes. Der Umstand, daß diese Höhlung des Schädels erheischt wird, um das Gewicht be-

sonders der Stoßzähne zu tragen, welche als große Hebel wirken, wird durch den Wuchs der Stoßzähne bewiesen, welche der Erweiterung des Gehirnes entsprechen. Die Höhlung kann auch als Schutz des Gehirnes dienen, denn obgleich der Stirnknochen ungemein dick ist, so ist das Thier heftigen Erschütterungen ausgesetzt, wenn es seinen Weg durch die Wälder bahnt. Kapitän Knox sagt in seinem Bericht über Ceylon: „Der Elephant stößt mit dem Kopf große Bäume um, deren Laub er gerne frißt, wenn dieselben so hoch sind, daß er sie nicht mit seinem Rüssel erreichen kann.“ Die Ausgleichungskraft der großen Höhlung des Schädels zur Tragung des Rüssels und der Stoßzähne kommt zu den gewöhnlichen Mitteln der Tragebänder hinzu, die man stets bei Vierfüßlern findet, „welche den Kopf lange Zeit in einer geneigten Stellung halten müssen, die sonst für die Muskeln sehr mühsam und schwierig sein würde.“ (Nach Ray's Worten.) Die Oeffnung des Schädels, genannt die große Oeffnung des Hinterhauptes (magnum foramen occipitale) liegt bei den meisten Vierfüßlern schräg an der Grundlage des Schädels, während sie beim Menschen beinahe mit dem Horizont parallel steht und fast im Mittelpunkt der Grundlage des Schädels liegt. Die große Oeffnung des Hinterkopfes läßt das Rückenmark durch und die Veränderungen in der Lage dieser Oeffnung ist beim Menschen und bei Thieren ähnlichen Baues von bedeutender Wichtigkeit, vergleicht man sie mit der gewöhnlichen Stellung des Körpers. Beim Menschen, welcher seinen Körper aufrecht zu halten bestimmt ist, liegt diese Oeffnung, wie schon angegeben wurde, beinahe in der Mitte der Grundlage des Schädels; der Kopf wird deßhalb beinahe im Zustand des Gleichgewichtes auf der Rückgratsäule gehalten. Bei Vierfüßlern liegt sie ziemlich rückwärts, im Verhältniß, wie das Gesicht verlängert ist, und bildet, anstatt mit dem Horizont parallel zu stehen, damit einen beträchtlichen Winkel; deßhalb wird das Gewicht des Kopfes bei diesen Thieren nicht von der Rückgratsäule, sondern durch ein Band von ungemeiner Kraft gehalten, welches beim Menschen entweder fehlt oder so unbeträchtlich ist, daß man dessen Dasein bestreitet. Dies ist das Band des Nackens oder des Genicks. Der zähe, starke und sehnige Stoff muß Jeglichem aufgefallen sein, der einen Kalbskopf zerschnitt und mit dem Messer daran kam. Der Kopf eines Ochsen oder eines Pferdes bildet eine schwere Last, welche am Ende eines langen Hebels und folglich mit großem Kraftverbrauche wirkt; wegen dieser so vortheilhaft angewandten Kraft würden die Knochen des Halses sich in fortwährender Gefahr der Verrenkung be-

finden, wenn derselbe nicht durch dies starke Band gestärkt würde. Beim Elephanten ist dies Band außerordentlich groß; die ungeheure Last des Kopfes, welche durch die ungemeine Größe der Stoßzähne so sehr erhöht wird, erklärt zur Genüge die vermehrte Größe dieses Tragbandes.

Beim Elephanten ist die Gesichtslinie, d. h. die scheitelrechte Höhe des Schädels mit der horizontalen Länge verglichen, durch Ursachen erhöht, welche mit dem Umfang des Gehirns in keiner Verbindung stehen. Aus diesem Umstand erlangt der Elephant in den Augen gewöhnlicher Beobachter den Anschein großer Verständigkeit, und die Alten, welche auf die Form des Schädels große Bedeutung legten, schrieben ihm die höchsten Geistesvermögen zu. In derselben Weise galt die Eule, deren Schädel ebenfalls ohne verhältnißmäßigen Umfang des Gehirns erhöht ist, bei den Griechen als Sinnbild der Weisheit. Neuere Naturforscher scheinen zum andern Extrem übergegangen zu sein; da sie fanden, daß der Umfang des Gehirns nicht im Verhältniß zu der äußeren Form des Elephantenschädels steht, sind sie geneigt, diesem Thiere weniger Verständigkeit zuzuschreiben, wie es wirklich besitzt.

Der Rüssel des Elephanten hat die Bewunderung Aller erweckt, welche dessen merkwürdiges Vermögen beobachtet haben. Das Kind und der Naturforscher, der fein gebildete Römer und der rohe Afrikaner, haben in gleicher Weise die Vereinigung der Biegsamkeit und Kraft angestaunt. Cicero nennt ihn „die Hand des Elephanten;" Lucretius beschreibt ihn noch ausdrucksvoller, Anguimanus, Schlangenhand, und der Kaffer, welcher von Rednern und Dichtern nichts weiß, sondern alle seine Anschauungen nur von der Natur hat, naht sich mit abergläubischer Ehrfurcht dem Rüssel eines von ihm getödteten Elephanten, schneidet denselben ab, beerdigt ihn feierlich und ruft zu wiederholten Malen aus: „Der Elephant ist ein großer Herr und der Rüssel ist seine Hand."

Bevor wir zur Beschreibung der Anwenduug des Rüssels übergehen, werden wir so deutlich wie möglich, eine Darstellung vom anatomischen Bau desselben zu geben suchen.

Die genauesten Angaben über diesen ziemlich verwickelten Gegenstand sind die von Cuvier, welcher zwei Elephanten zerlegt hat. (Leçon d'anatomie comparative.)

Der Verfasser des schon erwähnten anatomischen Berichtes, über den zu Dublin verbrannten Elephanten, konnte den Rüssel nicht zerlegen; er sagt jedoch: „Wo das Feuer

in denselben eingedrungen war, konnte ich deutlich drei Reihen Fasern unterscheiden; die ersten stiegen schräg und spiralförmig abwärts; die zweiten stiegen spiralförmig aber kreuzweise abwärts, die dritten waren gerade Fasern." Er fügt hinzu: „Mehre der Bewegungen des Rüssels können sich durch die drei verschiedenen Reihen Muskelnfasern ausführen lassen, z. B. Zusammenziehung, Bewegung auf und nieder, rechts und links; ich kann jedoch nicht deutlich einsehen, wodurch der Elephant den Rüssel plötzlich gerade auszustrecken vermochte, und zwar so, daß er ihn von 1′ Länge bis auf 5′ ausdehnte." Diese Aufgabe haben spätere Anatomen zu lösen versucht. Der Rüssel des Elephanten hat weder Knochen noch Knorpel; dies bildet die Eigenthümlichkeit des Mechanismus und umfaßt zugleich die Schwierigkeit, die Art seiner Wirksamkeit genau zu verstehen. Denn wir finden keinen Theil, mit Ausnahme dieses einzigen, welcher freiwillig ausgestoßen und verlängert, und so einige Zeit lang erhalten werden kann, ohne einen Knochen.

Der Mittelpunkt des Rüssels ist von zwei langen Kanälen durchzogen, welche Verlängerungen der Nasenlöcher bilden und von einander durch eine fettige Substanz von etwa ⅓″ Dicke getrennt sind. In ihrem ganzen Laufe sind diese Kanäle dem vorderen Theile des Rüssels näher wie dem hinteren; sie bewahren denselben Durchmesser beinahe stets, bis sie zur Höhe der Mitte des Knochens gelangen, worin die Stoßzähne eingepflanzt sind. Auf diesem Punkte machen sie plötzlich eine Wendung, um sich der vorderen Oberfläche dieses Knochens zu nähern und bilden dabei eine halbkreisförmige krumme Linie. Sie sind an diesem Punkt so zusammengedrückt, daß sie als Klappen wirken, um die Aufsteigung einer Flüssigkeit auf einem höheren Punkt zu verhindern, menn nicht eine Muskelthätigkeit des Thieres, sie zu erweitern statt findet. Jenseits dieser Krümmung erweitern sich wieder die Kanäle und krümmen sich zurück, um dem knochigen Theil der Nasenlöcher sich zu nahen. Der Elephant kann durch diesen Bau den Rüssel als Wasserbehälter gebrauchen, indem er die Flüssigkeit durch Saugung bis auf einen gewissen Punkt treibt, über welchen dieselbe nicht hinüber kann. Cuvier glaubt, der Rüssel an sich selbst sei nicht ein Organ des Geruches, weil der Durchgang einer Flüssigkeit durch die Kanäle sich mit der Zartheit der Haut nicht vertragen würde, womit die Nasenlöcher im Kopfe überzogen sind. Diese Haut empfindet beim Menschen ein peinliches Gefühl, wenn irgend eine Flüssigkeit in die Nase dringt. Aus denselben Grund ist der Geruchssinn in den

Nasenlöchern der Fischsäugethiere nicht vorhanden, welche dieselben stets als Durchgang für das Wasser, wie der Wallfisch, gebrauchen, und als Spritzen zum Emporschleudern von Wasserstrahlen wirken lassen. Der Geruchssinn im Elephanten ist nach diesem großen Naturforscher auf denjenigen Theil der Nasenlöcher beschränkt, welche in den Kopfknochen enthalten sind.

Die Muskeln des Rüssels ertheilen diesen zwei Kanälen, die wir beschrieben haben, alle Biegungen welche das Thier wünscht. Obgleich diese Muskeln sehr zahlreich sind, so lassen sie sich auf zwei Hauptklassen zurückführen — diejenigen, welche den Körper oder den inneren Theil des Rüssels bilden und diejenigen, welche ihn umgeben. Letztere sind sämmtlich mehr oder weniger der Länge nach gebildet, d. h. sie beginnen am Anfange der Grundlage des Rüssels und werden in mehr oder weniger gerader Richtung zur Spitze hin verlängert. Die andere Klasse von Muskeln hat sämmtlich eine quere Lage, und durchschneidet die Axe des Rüssels in verschiedeneu Richtungen. Das Verständniß dieser Beschreibung wird dadurch befördert werden, daß wir eine Abbildung der Durchschnitte des Rüssels mittheilen, welche Cuvier gegeben hat.

Die der Länge nach laufenden Muskeln sind in vordere, hintere und seitliche eingetheilt. Die ersten, die an das Stirnbein sich geheftet finden, bilden eine unzählige Menge von Büscheln, welche sämmtlich in paralleler Richtung mit einander absteigen und abwechselnd durch sehnenartige Durchschnitte zusammengezogen werden, die in kurzen Zwischenräumen liegen. Die zweiten, die in den Knochen, wo die Stoßzähne eingeheftet sind, ihren Ursprung nehmen, bilden zwei Ablagerungen, die von einander in zahlreiche kleine Büschel mit schräger Richtung getheilt sind. Die seitlichen Muskeln bilden zwei Paare, welche in gewisser Hinsicht den Muskeln der Oberlippe entsprechen.

Die Anwendung dieser verschiedenen der Länge nach laufenden Muskeln ist zur Genüge klar; werden sie zusammen bewegt, so wird der ganze Rüssel verkürzt; werden sie nur nach einer Seite hin bewegt, so wird der Rüssel nach der Seite hin gebogen. Ferner aber befähigt die Abtheilung dieser Muskeln nebst den sehnenartigen Durchschnitten der ersteren Klasse das Thier nach Belieben nur Theile seines Rüssels zu verkürzen und zu biegen, während der übrige Theil verlängert oder sogar in entgegengesetzter Richtung gebogen bleibt. „Folglich," sagt Cuvier, „gibt es keine Art

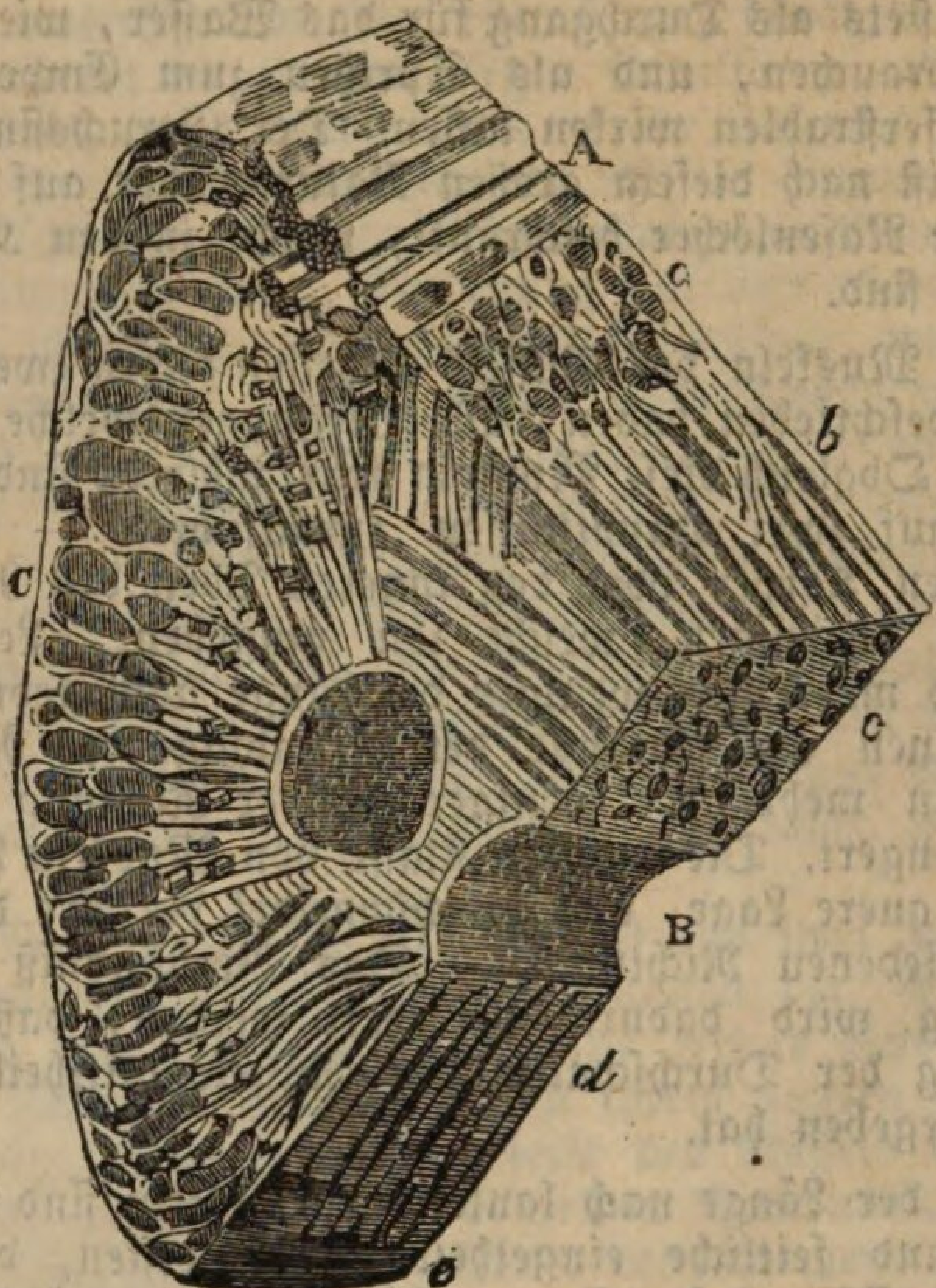


Fig. 11. Durchschnitte des Elephantenrüssels.

A Horizontaler Durchschnitt, worin wir die kleinen, querlaufenden Muskeln durchschnitten sehen, einige (*a*) in der Quere, andere (*b*, in der Länge.

B Scheitelrechter Durchschnitt in der Länge, welcher den Nasenkanal der linken Seite getheilt hat. Die kleinen, querlaufenden Muskeln, die man bei *b* in der Länge sieht, sind bei *c* quer durchschnitten; andere kleine Muskeln derselben Art sieht man der Länge nach in *d*. Wir sehen in ihrer Länge bei *e* diejenigen Muskeln, welche diesen querlaufenden entgegen wirken, d. h. die kleinen, der Länge nach laufenden Muskeln.

C Scheitelrechter Querdurchschnitt. Die kleinen, querlaufenden Muskeln sieht man hier in ihrer Länge; sie haben verschiedene Richtungen, die nicht genau von der Axe zum Umfang ausgehen; ihre Richtung ist aber immer der Quere nach. Sie liegen sämmtlich innerhalb der Lagerung der kleinen, der Länge nach laufenden Muskeln, welche dieser Durchschnitt der Quere nach getheilt hat. Die Hauptnerven und Blutgefäße sind ebenfalls in diesem Abschnitt gezeigt, sowie auch die zwei Kanäle des Rüssels.

krummer Linien, welche das Thier vermittelst dieser seiner Mittel diesen Werkzeugen nicht geben könnte."

Die kleinen Muskeln, welche das Innere des Rüssels bilden, sind von einander sehr bestimmt gesondert. Alle endigen sich mit dicken Sehnen, von welchen einige die Lagerungen der in der Länge laufenden Muskeln durchkreuzen, um an die äußere den Rüssel bedeckende Haut geheftet zu werden; andere sind in der Haut der Kanäle des Rüssels eingeheftet. Perrault glaubte, daß diese sämmtlich von den Kanälen zum Umfang ausstrahlen und daß sie den Umfang der äußeren Hülle vermindern, ohne den Durchmesser des Kanals zu verkleinern. Dies jedoch ist nicht der Fall. Zwei Reihen Muskeln äußern diese Wirkung, die andere Muskelreihe vermindert sicherlich den Durchmesser des Kanals, obgleich ihre Wirkung niemals die Nasenlöcher zu verschließen vermag. Alle querlaufenden Muskeln tauchen in ein Zellengewebe ein, welches gleichförmig mit Fett gefüllt ist. Sie wirken den der Länge nach laufenden Muskeln entgegen. Cuvier fügt hinzu, daß sie in ihrer Zusammenziehung den Rüssel zu gänzlicher oder theilweiser Zusammenziehung nöthigen; ihre Trennungen befähigen das Thier, sie genau in den Grenzen, die es wünscht, wirken zu lassen. Wir haben schon eine Angabe Cuviers mitgetheilt, daß er den der Länge nach laufenden Muskeln das Vermögen zuschreibt, den Rüssel gänzlich oder theilweise zu verkürzen oder zu biegen, und er fügt hinzu, es gebe keine Art krummer Linien, welche dies Thier durch dies Mittel seinem Werkzeuge nicht zu ertheilen vermöge. Wir müssen hier den Unterschied zwischen Zusammenziehung und Verlängerung beachten. Wenn die der Länge nach laufenden Muskeln ruhen, so bleibt der Rüssel in natürlicher Länge ausgedehnt; werden sie gebraucht, so wird derselbe gebogen oder zusammengezogen. Es muß aber noch eine andere Kraft vorhanden sein, um dies Instrument mit Kraft und Genauigkeit zu verlängern, nachdem es theilweise oder gänzlich zusammengezogen worden ist. Wir müssen einen Mechanismus entdecken, welcher ohne Knochen oder knorpelige Ringe das Thier befähigt, nach Belieben seinen Rüssel von 1′ Länge bis auf 5′ plötzlich und mit großer Kraft auszustrecken. Diese Kraft muß in den querlaufenden Muskeln gefunden werden. Der erste Zweck der querlaufenden Muskeln oder vielmehr von zwei Reihen derselben besteht darin, daß die Kanäle offen gehalten werden, während der Rüssel sich nach verschiedenen Richtungen krümmt; es ist nämlich offenbar, daß die Kanäle geschlossen werden müßten, wenn keine solche Kraft vorhanden wäre, wie dies der Fall ist, wenn wir eine entgegengesetzte

und plötzliche Biegung einer elastischen Röhre zu ertheilen versuchen. Der zweite Zweck dieser Muskeln besteht in der Verlängerung des Rüssels und in der Unterstützung bei der Richtung von dessen Bewegungen. Da sie mit der inneren und äußeren Haut in Verbindung stehen, d. h., da sie an die Haut geheftet sind, welche den Rüssel bedeckt, und ebensowohl an diejenige, welche den Kanal bedeckt, so können sie den Raum zwischen beiden Substanzen durch Zusammenziehung sehr leicht verkleinern. Zugleich ist der Umstand klar, daß die Dicke dieser Muskeln, welche in der Richtung von der Länge des Rüssels liegt, verhältnißmäßig vermehrt werden muß, wenn die Länge derselben von Haut zu Haut durch Zusammenziehung vermindert wird, während andererseits die Dicke der der Länge nach laufenden Muskeln, welche in der Richtung der Weite des Rüssels ist, verhältnißmäßg vermindert wird. Aus dieser Bildung ergibt sich, der Rüssel werde mehr oder weniger verlängert, je nachdem die querliegenden Muskeln mehr und die der Länge nach laufenden weniger angewandt werden. Die Beschränkung dieser Ausdehnung des Rüssels besteht folglich in der Nachlassung, welche die der Länge nach laufenden Muskeln gestatten, bevor sie ihre Gegenwirkung beginnen, und gerade in derselben Weise bildet der Widerstand der querliegenden Muskeln die Beschränkung für die Verkürzung der Länge nach, welche die Wirkung der der Länge nach laufenden verursacht. Die zwei Muskelnklassen wirken sich somit entgegen. Die einfachste Darstellung der Sache ist die, daß der Rüssel sich bei der Verkürzung verdickt und bei der Verlängerung verdünnt, und der einzige Unterschied zwischen diesem Verfahren und der Erzeugung derselben Wirkungen bei einer elastischen Röhre von Gummi elasticum besteht darin, daß die Bewegungskraft des Rüssels im Organe selbst liegt und unter die beinahe unendliche Zahl von Muskeln verbreitet ist, welche dies Organ enthält. Auf diese Weise wird die Kraft durch die Wirkung des Willens, wie ihn das Thier äußert, auf eine ungeheure Anzahl von Punkten hin vervielfacht und obgleich die Anschwellung weniger Muskeln vielleicht kaum eine sichtbare Bewegung verursacht, so wird die Wiederholung derselben Thätigkeit von vielen Tausend Muskeln jene plötzliche Ausdehnung veranlassen, die dem Anatomen in Dublin so wunderbar erschien. Die Schwierigkeit, die eigenthümliche Wirkung des Rüssels zu begreifen, ist nicht überraschend, beachten wir, daß dies Werkzeug nach Grundsätzen gebaut ist, die sich von denen gemeiner Muskelthätigkeit gänzlich unterscheiden und daß die Kraft des Mechanismus durch eine beinahe

unendliche Zahl dieser kleinen Muskeln im Gleichgewicht gehalten wird, die nicht mehr wie $^1/_{12}$'' Dicke haben.

Die Ausdehnung der Beherrschung, welche das Thier in Bezug auf seinen Rüssel übt, läßt sich nach der von Cuvier erkannten Thatsache anschlagen, daß die Muskeln dieses Organs, welche das Vermögen besonderer Thätigkeit besitzen, nahe an 40,000 sind. Wir brauchen deßhalb nicht zu erstaunen, wenn dies Werkzeug einerseits stark genug ist, einen Baum herauszuziehen, und zart genug, um eine Nadel aufzunehmen. Kein thierischer Bau gleicht auch nur im geringsten dem des Elephantenrüssels; obgleich aber der Mechanismus einzig in seiner Art ist, ist er für seinen Zweck durchaus vollständig.

Der Rüssel des Elephanten ist, wie man allgemein weiß, mit einer äußerst biegsamen Verlängerung der Muskeln beendet, womit das Thier Alles ergreifen kann, was es wünscht. Dies läßt sich als ein Finger des Elephanten betrachten. Demselben gegenüber liegt eine Art Daumen, welcher ihn in Stand setzt, den Gegenstand anzufassen, den er aufnehmen will. Zwischen dem Finger und dem Daumen liegen die Enden der Nasenlöcher.

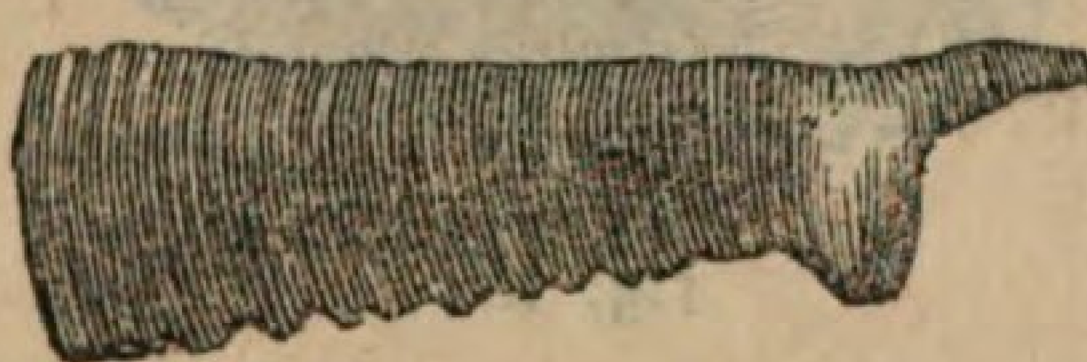


Fig. 12.

Es findet sich einiger Unterschied in der Gestalt der Rüsselendigung beim Männchen und Weibchen. Folgende Holzschnitte nach Zeichnungen Houels stellen die Rüssel der weiblichen und männlichen Elephanten nach den Exemplaren im Jardin des Plantes dar.

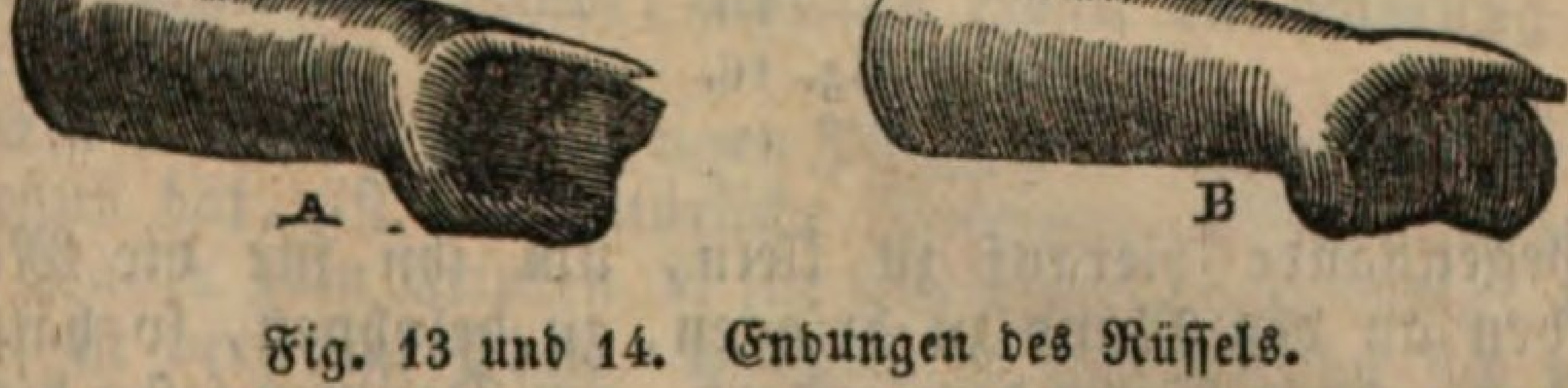


Fig. 13 und 14. Endungen des Rüssels.

A Beim männlichen; *B* beim weiblichen Elephanten.

Der Rüssel des Elephanten läßt sich zuerst als ein Werkzeug zur Aufnahme der Nahrung betrachten; der Elephant nährt sich hauptsächlich von Pflanzenstoffen, von Baumblättern und vom rauhesten Grase an, bis zu dem am mehlreichsten Getreide und bis zur süßesten Frucht. Obgleich seine ungeheure Größe erheischt, daß ein Speisevorrath wegen der Masse immer aus einem großen Betrag der gewöhnlichsten Pflanzen besteht, so findet sein Gaumen an Leckereien stets ein großes Behagen, und deßhalb ist die Kraft und das feine Tastvermögen seines Rüssels für ihn von gleichem Werth in der Sammlung seiner täglichen Nahrung. Findet er langwachsende Kräuter, so schlingt er seinen Rüssel spiralförmig um dieselben an der Wurzel herum und reißt sie ab. Das



Fig. 15.

Bündel, das er aufnimmt, wird dann von denjenigen Theilen, die wir den Daumen und den Finger des Rüssels genannt haben, gehalten und wird so zum Mund gebracht. Sind

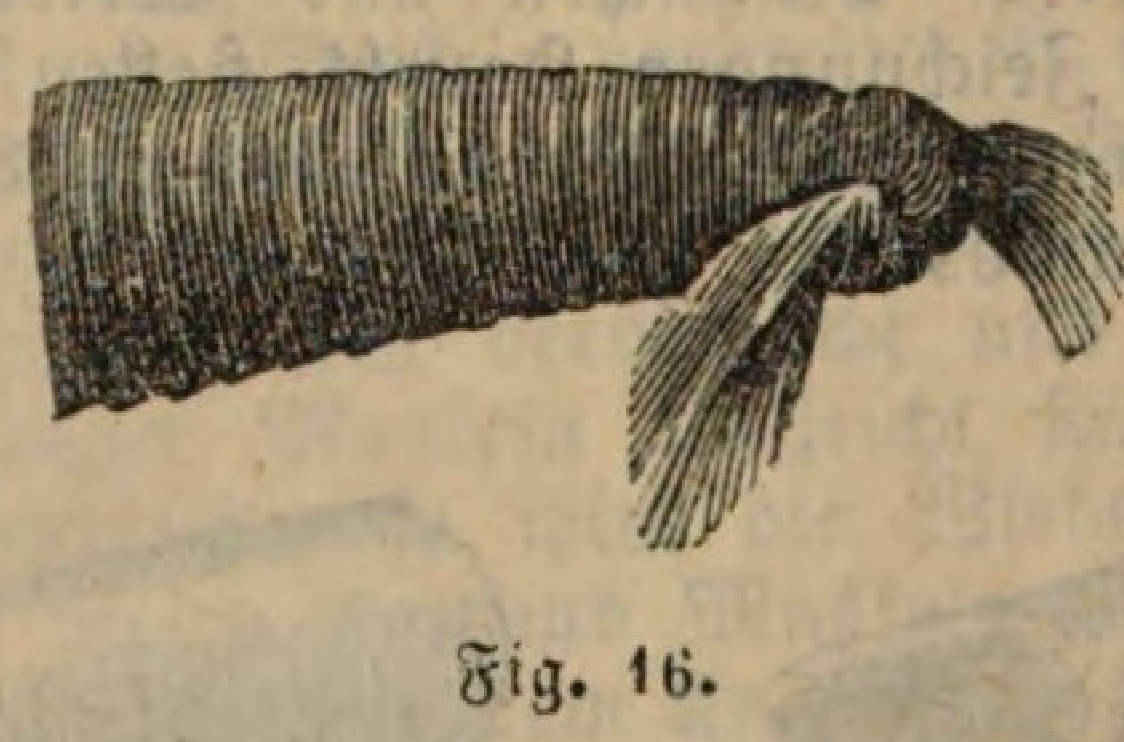


Fig. 16.

die Gegenstände hierauf zu klein, um ihn für die Mühe, dieselben an den Mund zu bringen, zu belohnen, so hält er dieselben, einen hinter dem andern, am Daumen fest, bis er genug für eine Ladung zusammengebracht hat. Findet er so

eine kleine Wurzel, so ißt er sie selten sogleich, sondern sammelt sich zwei oder drei, indem er eine jede auf folgende Weise hält.



Fig. 17.

Wenn der Gegenstand, den er haben will, Kraft zu dessen Entfernung erheischt, so ringelt er förmlich seinen Rüssel auf folgende Weise,

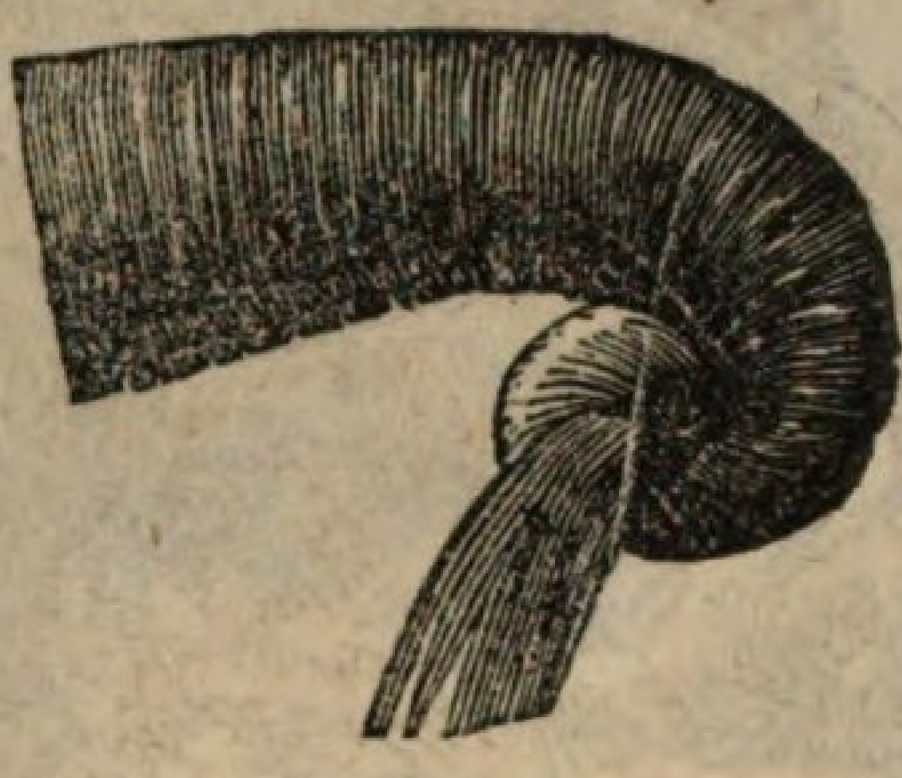


Fig. 18.

und auf diese Weise, indem er sich auf die Hinterfüße aufrichtet, zieht er schlanke Zweige der Bäume in den Wäldern hinab, wo er seine natürliche Herrschaft übt. (Fig. 19.)

Die Art, wie der Elephant seine Nahrung in den Mund bringt, wird man durch die Figur 20 am besten begreifen, welche zeigt, wie das Thier mit dem Rüssel nach oben reicht. Er hat kein Vermögen, den Mund an die Nahrung zu bringen, mit der einzigen Ausnahme der Weise, wie ein junger Elephant an der Mutter saugt; deßhalb, ob er nun unter oder über seinem Kopf sich seine Nahrung holt, wird der Stoff in seinen Mund durch eine Biegung des Rüssels einwärts gebracht; alsdann erhält die Nahrung die gehörige Kauung.

Ein Land voll von saftigen Pflanzen, welches an Wasser Ueberfluß hat, ist die natürliche Wohnung des Elephanten. Viel Wasser zum Trinken ist für sein Leben nothwendig, sein Rüssel ist derjenige Theil, wodurch er sein Wasser sich verschafft. Durch Einziehung des Athems sammelt er genügenden

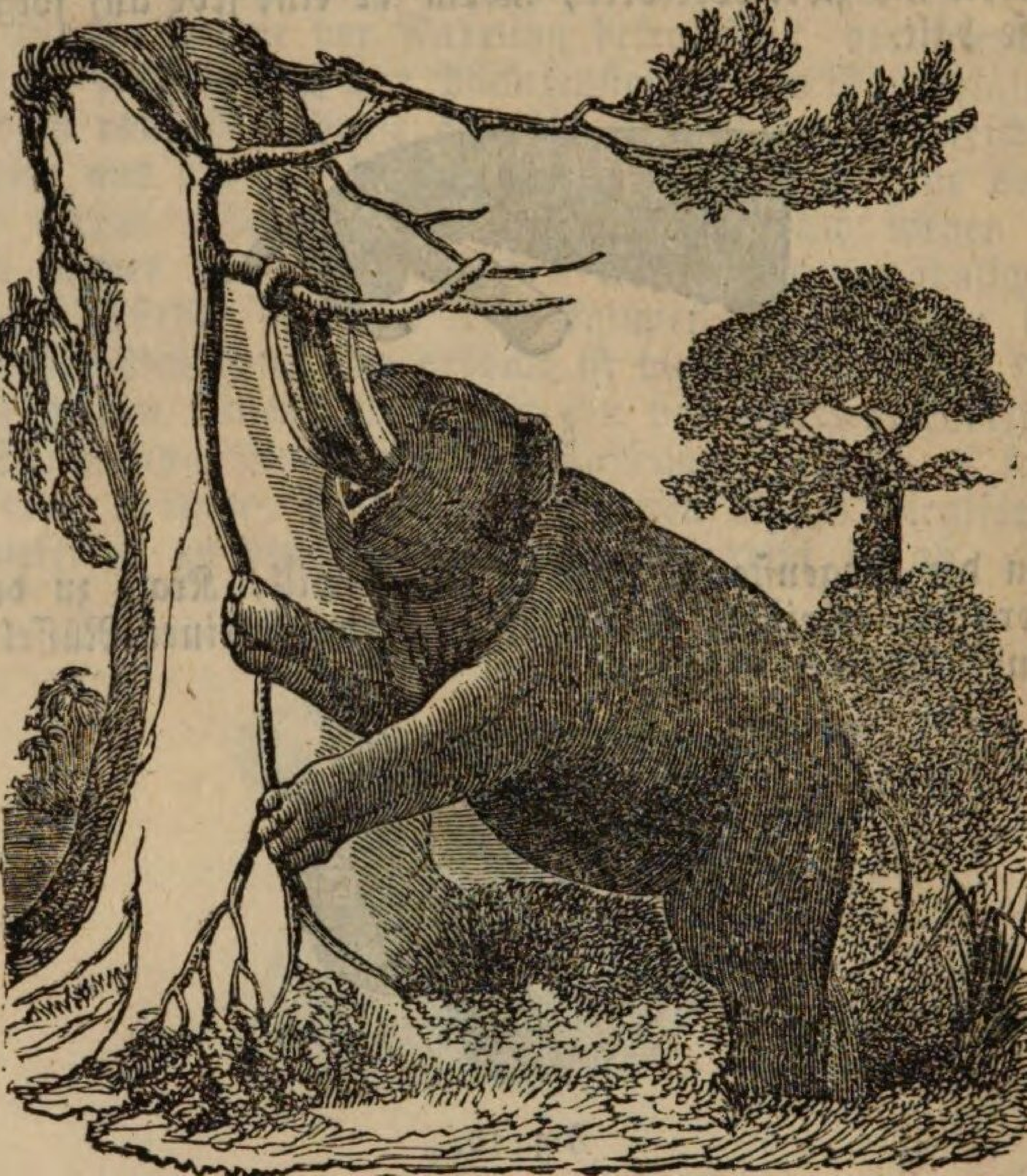


Fig. 19. (Diese Darstellung ist nach Houel.)

Vorrath in den Kanälen seines Rüssels und entladet denselben nach Belieben in seinen Mund. Vielleicht hilft eine theilweise Zusammenziehung des Durchmessers der Rüsselröhren, welche, wie Cuvier erwies, eine nothwendige Folge der Bildung einer Reihe von Quermuskeln sein muß, dem Elephanten bei diesem Verfahren; sonst ist es ungemein schwierig, wo nicht unmöglich, sich den Umstand zu erklären, wie das Thier die Flüssigkeit durch den Hauch aus seinem Munde stoßen kann, während es zugleich trinkt. Irrthümlich ist die Angabe Einzelner, die ganze Kopfhöhlung sei ein Behälter für die Flüssigkeit, welche das Thier im Rüssel aufnimmt. Das Wasser wird im Rüssel vermittelst des Athems gehalten, kann aber nicht über die Krümmung der Kanäle an den Nasenlöchern hinaus und von dort in den Kopf. Wenn der Elephant Wasser aus dem Rüssel in den Mund spritzt, so

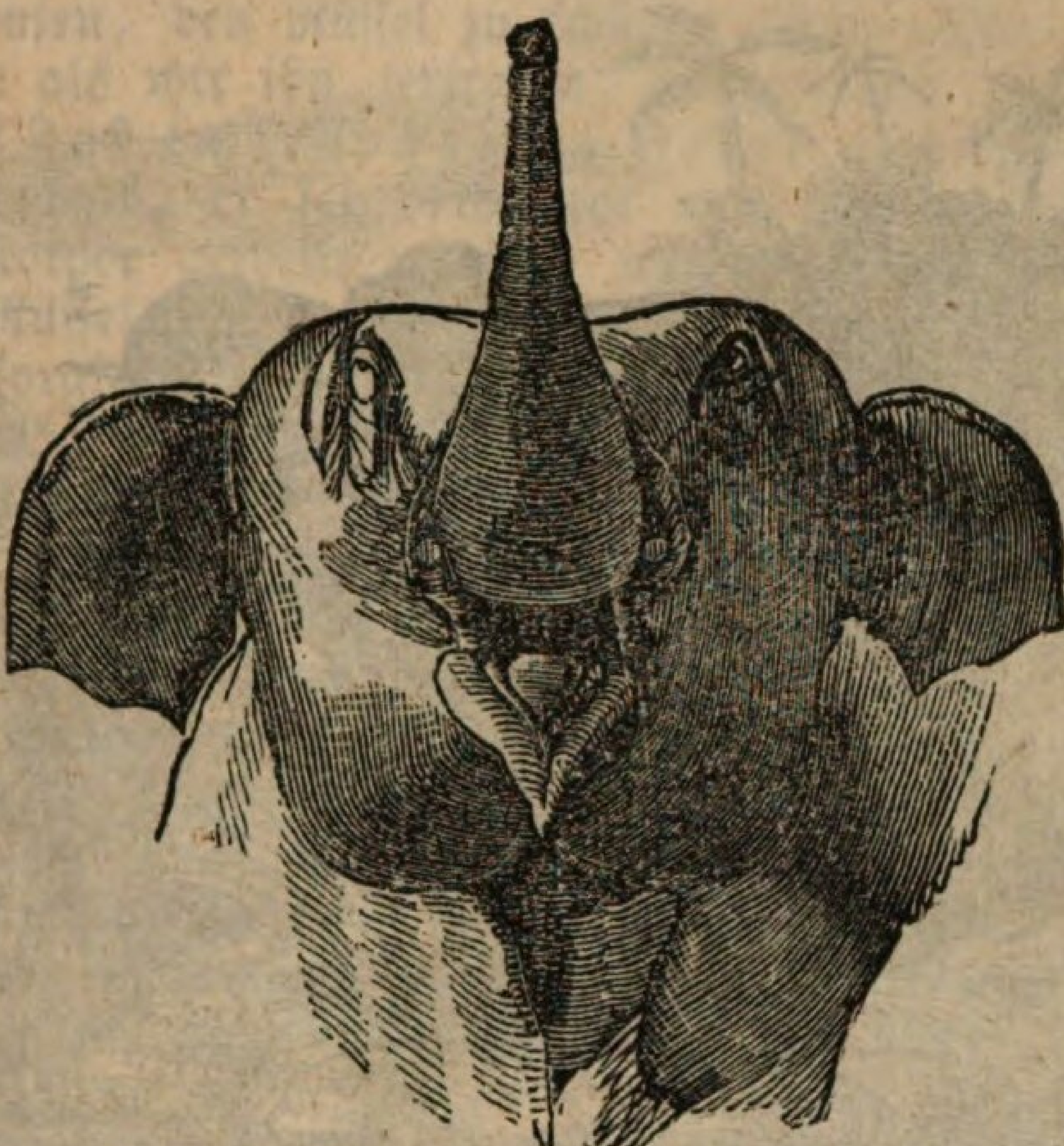


Fig. 20.

entsteht ein gurgelnder Ton durch den Durchgang der Luft; die Lippen sind bewegungslos.

Als ein Tastorgan ist der Elephantenrüssel ungemein fein. Bisweilen werden die Elephanten blind; bei diesem Unglück kann das arme Thier nicht allein seine Nahrung sich suchen und deren Eigenschaften erkennen, sondern auch ohne viel Schwierigkeit auf unebenem Boden reisen, wobei es Höhlungen und Erhabenheiten vermeidet und über Gräben schreitet. Unter solchen Umständen berührt das Geschöpf den Boden selten mit dem Rüssel, sondern streckt denselben so weit als möglich aus und läßt den Finger, welcher einwärts geringelt ist, um die Nasenlöcher zu schützen, über die Oberfläche hinstreifen, bei dessen Ungleichheiten das Organ sich wunderbarerweise zurechtlegt.

Die große Sorgfalt des Elephanten, sowohl im Zustande der Natur wie unter Leitung der Menschen geht immer dahin, seinen Rüssel, so weit er kann, wenn Gefahr sich darbietet, in Sicherheit zu bringen; wird er von einem Tiger oder einem andern wilden Thier angegriffen, so hält er seinen



Fig. 21.

Rüssel so hoch er kann in die Luft empor, und ist dies zarte Organ nur im geringsten beschädigt, so wird er wild aus Wuth und Schrecken. Er erschrickt sogar vor einem todten Tiger und bringt seinen Rüssel sorgfältig aus dessen Bereich. Der Instinkt, welcher das Thier antreibt, dies kostbare Werkzeug zu vertheidigen und zu schützen, steht mit dessen Werth im Verhältniß. Williamson sah einen Elephanten, dessen Rüssel durch einen Haken an einem Krahne verwundet worden war. Die Wunde wurde zwar geheilt, allein das arme Thier war gänzlich hülflos. Es konnte nicht mehr seine Nahrung suchen und nicht einmal ohne Gefahr reisen; man nährte es mit Grasbündeln, die man ihm in den Mund steckte. Hätte sich der Elephant im Zustand der Natur befunden, so hätte er umkommen müssen. Ein Beispiel des Instinktes, womit der Elephant seinen Rüssel zu schützen sucht, gab der Tod des armen Thieres, welches in Dublin verbrannt wurde. Der Verfasser des schon mehr-

mal erwähnten anatomischen Berichtes sagt: „Die Sorgfalt des Elephanten, den Rüssel zu schützen, war ohne Zweifel groß, denn als wir ihn zerlegten, fanden wir den Rüssel beinahe 2 Fuß in sehr harten Boden gestoßen; wir glaubten deßhalb, er sei verbrannt worden, bis der Kopf von dem Körper getheilt wurde, wo wir fanden, daß er durch den Rüssel am Boden festsaß."

Die Sorgfalt, womit der Elephant sich bemüht, seinen Rüssel außerhalb der Gefahr zu bringen, macht ihn auch sehr vorsichtig im Gebrauch desselben als Waffe; er schlägt damit sehr selten, obgleich er damit Steine und Erdschollen auf Gegenstände wirft, die er nicht leiden kann; so greifen die Elephanten häufig Schweine an, indem sie ihre Wurfgeschosse mit großer Kraft und Genauigkeit auf diese armen Thiere, ihre Verwandten im Systeme der Naturhistoriker, schleudern. Diese Thatsache ist eine Erläuterung von Busbecq's Angabe von einem ballspielenden Elephanten. Einer der Elephanten im Jardin des Plantes ist sehr geschickt im Spiele mit einem Holzblock und übt dies Spiel oft zum großen Vergnügen der Zuschauer.

Das Vermögen, über Flüsse zu setzen, muß für das Dasein des Elephanten im natürlichen Zustande nothwendig sein; wegen der ungeheuren Masse Nahrung, welche eine Heerde verbraucht, müssen die Elephanten sich im Stande befinden, fortwährend den Ort zu verändern. Das Thier setzt über einen Strom in zweierlei Weisen. Ist das Bett des Flusses hart und das Wasser nicht zu tief, so geht es hindurch; es ist ihm gleichgültig, ob sein Körper gänzlich in das Wasser eingetaucht ist; wenn er nur die Spitze seines Rüssels auf die Oberfläche halten kann, so daß er Luft zu athmen vermag, befindet er sich in keiner Gefahr. In Auffuchung der Nahrung muß er aber sowohl über große Flüsse wie kleine Teiche, und es kann für ihn sogar erforderlich sein, daß er über Flüsse wie Niger und Ganges setzen muß. Der Elephant schwimmt tief, so tief, daß nur das Ende seines Rüssels aus dem Wasser hervorragt; mit diesem Instrument vertraut er sich sicher den Flüssen seiner Heimath an. Im Zustande der Gefangenschaft ist er jedoch etwas vorsichtiger. Ein gutgezogener Elephant aber wird mit seinem Treiber auf dem Rücken bereitwillig schwimmen oder waten. Die Lage jedoch ist für den Reiter oft etwas gefährlich, denn das Thier, ohne sich um seinen Treiber zu bekümmern, den es gänzlich in seiner Gewalt hat, versenkt vielleicht seinen Körper tief unter die Oberfläche, indem es das Vermögen besitzt, mit dem Ende des Rüssels zu athmen; alsdann hat

der erschreckte Reiter kein anderes Hülfsmittel, als sich auf den Rücken zu stellen.



Fig. 22.

Drittes Kapitel.

Der Bau des Elephanten in Verbindung mit seinen natürlichen Gewohnheiten.

(Fortsetzung.)

Der Bau des Elephantenkopfes zeigt an, daß sein Geruchssinn sehr scharf ist. Anatomen erkennen die hohe Ausbildung des Geruchsorgans in der verwickelten Bildung des Siebbeines und in der Größe der Höhlungen vorn an der Stirn; da die Elephanten in Heerden leben und sich oft zerstreuen müssen, um ihre Nahrung zu suchen, so ist die Schärfe der Geruchs- und Gehörsorganen für sie eine nothwendige Bedingung ihrer Existenz. Diese Organe sind für Elephanten weit nothwendiger wie das Gesichtsorgan, denn in dicken Wäldern und hohen Jungeln kann ihnen das Auge von keinem großen Nutzen sein, um Nahrung oder Gesellschaft zu suchen. Das Auge des Elephanten ist ungewöhnlich klein. Diese verhältnißmäßige Kleinheit schützt dasselbe gegen Beschädigung in Gebüschen, wo der Elephant Nahrung sucht; auch besitzt er eine kleine blinzelnde Haut, wodurch er in Stand gesetzt wird, sich von allen kleinen schädlichen Stoffen, wie vertrockneten Blättern und Insekten, zu befreien. So klein das Auge auch ist, so ist es durchaus nicht unvollkommen, obgleich der Elephant seinen Gesichtskreis nicht über die Fläche seines Kopfes hinaus ausdehnen kann. Der Rüssel ersetzt diesen Mangel und der Geruchssinn richtet das Tastorgan zu derjenigen Nahrung, die er sich von Bäumen holt. Sein Geruchssinn ist in jeder Hinsicht gewaltiger wie sein Gesichtssinn. Sparman, ein Reisender in Afrika, gibt hierüber ein Beispiel in dem Abenteuer eines Eingeborenen, welcher von einem großen Elephanten zu seinem Schrecken unter Umständen gejagt wurde, worin er sich für sicher hielt. Seine Worte, womit er seine Ueberzeugung von dem scharfen Geruchssinn des Elephanten ausdrückte, waren folgende: „In Bezug auf den Ort, wo ich zuerst war, bin ich fest

überzeugt, daß das Thier mich nicht sehen konnte und folglich mich durch den Geruch ausgefunden haben mußte.“ Corse Scott sagt auch, daß die Elephanten die Spur eines Tigers durch den Geruch sehr schnell entdecken.

Der Bau des Elephantenohrs ist von Sir Everard Home mit sehr großer Sorgfalt untersucht worden. Das Trommelfell und jeder andere Theil des Organs ist verhältnißmäßig weit größer wie bei andern Vierfüßlern oder beim Menschen; auch findet sich ein merkwürdiger Unterschied in Bildung der Muskelfasern des Trommelfells im Elephantenohr, vergleicht man dasselbe mit den Ohren des Menschen und anderer Säugethiere. In dem menschlichen Ohr sind diese Fasern Radien eines Kreises; beim Pferde, Hasen und der Katze sind sie von gleichförmiger Länge. Im Elephantenohre aber sind diese Fasern so eingerichtet, daß einige die doppelte Länge der andern haben. Sir Everard Home schließt aus diesem merkwürdigen Bau, der Elephant habe kein musikalisches Ohr; sein Ohr aber besitze ein ausgleichendes Vermögen in dieser Fasernlänge, da die unteren Schwingungen es in Stand setzen, Töne auf weitere Entfernung zu hören. Diese Meinung wird durch den Bau der verschiedenen Theile des innern Organs, besonders der Zellen zwischen den Tafeln des Schädels (Hirnscheidewänden), bestätigt. Sir Everard Home erläutert seine Behauptung, der Elephant höre in größerer Entfernung wie andere Thiere und übertreffe vorzugsweise den Menschen im Gehöre durch folgende Angaben, die er nach Corse Scott gibt.

„Ein zahmer Elephant, der niemals ein Pferd hinter sich gehen hören konnte, obgleich es ihm gleichgültig war, wenn ein Pferd vor ihm oder zur Seite ging, konnte den Schall eines Pferdefußes in ziemlicher Entfernung hören, bevor irgend Jemand aus der Gesellschaft denselben vernommen hatte, man erkannte dies dadurch, daß er die Ohren spitzte, den Schritt beschleunigte und seinen Kopf von Seite zu Seite wandte.

„Die Zellen im Schädel des Elephanten erklären den Umstand, daß der vom Boden aufsteigende Schall sein Ohr mit mehr Kraft erreicht und erläutern zugleich eine ziemlich allgemein geglaubte Behauptung, daß der Elephant, wenn er auf eine Brücke gelangt, die Kraft derselben mit dem Fuß versucht und daß nichts ihn bewegen kann, darüber hinzugehen, wenn sein Ohr mit der Schwingung nicht zufrieden ist.

Ein zahmer, weiblicher Elephant, welcher ein Junges hatte, wurde gewöhnlich mit andern Elephanten zur Weide

ausgeschickt, ohne daß man dem Jungen ihm zu folgen erlaubte. Er pflegte nicht sich nach seinem Jungen zu sehnen, wenn er nicht dessen Stimme vernahm, richtete aber häufig bei der Heimkehr zu einer Zeit, wo Niemand sonst etwas hörte, die Ohren empor und machte ein Geräusch, um auszudrücken, daß er den Ruf seines Jungen vernommen hatte. Da dies häufig vorkam, so ward Corse aufmerksam darauf; er bat, wenn der weibliche Elephant diesen Ton von sich gab, seine Begleiter, anzuhalten und zu horchen, allein Niemand konnte etwas vernehmen, bis man dem Ort nahe gekommen war, wo der junge Elephant aufbewahrt wurde."

Wir können nicht bezweifeln, daß diese Schärfe des Gehörs dem Elephanten zu bestimmtem Zweck ertheilt ist, denn wir finden stets in der thierischen Schöpfung, daß die Mittel den Zwecken angepaßt sind, daß kein Wesen mit einem besondern Vermögen begabt ist, ohne zugleich auch eine besondere Weise von dessen Gebrauch zu besitzen. Ebenso gewiß, wie der außerordentliche Geruch des Löwen ihn zur Beute leitet, und der noch wunderbarere Gesichtssinn des Geiers ihm anzeigt, wo ein Leichnam gefallen ist, so ist das scharfe Gehörsorgan des Elephanten dazu bestimmt, einen großen Zweck seiner thierischen und geselligen Organisation zu erfüllen. Als das größte aller irdischen Thiere, wäre er fortwährend der Gefahr durch sein ungeheures Gewicht ausgesetzt, besäße er nicht Sinne von gehöriger Feinheit, um dies Uebel abzuwenden. Wir haben schon gesagt, sein Tastsinn sei ungemein scharf; ist derselbe mit einem gleich empfindlichen Gehörssinn verbunden, so können wir begreifen, weßhalb der Elephant so selten auf Oberflächen tritt, die ihn nicht halten können, weßhalb er gleicherweise die Fallgrube für seinen Fang und die Pfütze vermeidet, und weßhalb er, obgleich er am Wasser Entzücken empfindet, und nicht an Orten bequem leben kann, wo zum Trinken und Baden keine Gelegenheit ist, selten in den schlammigen Morast oder in den Triebsand sich begibt, sondern sich Flüsse sucht, wo der Boden hart ist, und wo er mit eben so viel Sicherheit wie auf einer kiesigen Fläche gehen kann. Der Elephant ist, wie wir schon erwähnten, ein geselliges Thier; wegen der großen Menge der Lebensmittel, die er erheischt, muß der Einzelne aber oft von der Heerde gesondert weiden; das Männchen muß sich vom Weibchen, das Junge vom Alten, die Mutter vielleicht von ihrem Jungen trennen. Der Elephant aber besitzt ein ausdrucksvolles Stimmorgan. Der Schall, den er äußert, wird von den asiatischen Wärtern in drei Arten unterschieden. Der erste, welcher grell ist, und durch das Blasen aus

dem Rüssel entsteht, verkündet Vergnügen, der zweite durch den Mund hergebracht, ist ein tiefer Ton, welcher ein Bedürfniß ausdrückt, der dritte, welcher von der Kehle ausgeht, ist ein Gebrüll des Zornes oder der Rache. Man wird deßhalb leicht erkennen, weßhalb ein Thier, welches gewissermaßen seine Sicherheit seinen geselligen Eigenschaften verdankt, und welches einzeln nicht gern in einen Kampf mit den wilderen Raubthieren sich einläßt, ein Mittel besitzt, die entfernte Stimme seiner Gefährten zu vernehmen, wenn eine gemeinschaftliche Gefahr droht und zugleich ein scharfes Gehörorgan besitzt, um den Ruf des Hungers von dem des Schreckens und beide von dem des Vergnügens zu unterscheiden.

Der Elephant aber kann auch mit diesem scharfen Gehörsorgan nebst seinem feinen Gefühl zu dem Zweck begabt sein, daß er die kleineren Thiere vor einem Unfall schützt, denen dieselben ausgesetzt sein würden, befänden sich auf seinem Pfade. Er hat einen außerordentlichen Widerwillen gegen alle kleineren Vierfüßler; Hunde, die neben ihm laufen, sind ihm sehr widerlich; wenn ein Hase von seinem Lager vor ihm auffährt, so wird er sogleich erschreckt; gegen Schweine hegt er aber einen besondern Widerwillen, wie alle Naturforscher von Plinius bis auf Buffon angegeben haben. Procopius, der Geschichtschreiber des byzantinischen Kaisers Justinianus, erwähnt sogar, daß die in Edessa von dem persischen König Kosro belagerten Byzantiner das Schreien von Schweinen nachahmten, um die Elephanten ihres Feindes zu erschrecken. Die alten Naturforscher erklärten diese Eigenthümlichkeit durch Sympathie, ebenso wie sie ihre Behauptung, der Elephant liebe den Ochsen, auf eine Sympathie begründeten. Ebenso aus der Luft gegriffen mag die Behauptung scheinen, die Elephanten sähen nicht gerne, daß kleinere Thiere auf ihren Weg kämen, damit sie dieselben nicht durch ihren Fußtritt tödteten. Der Elephant vermeidet stets einen Kampf mit schwächern Vierfüßlern, wenn er dies vermag; liegt ein hülfloses Geschöpf, etwa ein Kind oder ein alter Mann, ihm im Wege, so wird er denselben aufnehmen und ihn bei Seite legen. Der Elephant ist von Natur sanft, er sucht sich stets seine Nahrung ohne Belästigung Anderer zu verschaffen. Diese seine Sanftmuth ist sicherlich eine weise Vorkehrung. Besäße er eine seiner Körperkraft angemessene Wildheit, so müßte er einen großen Theil der thierischen Schöpfung ausgerottet haben.

Sir Everard Home glaubt, der Elephant habe kein musikalisches Ohr. Wie dies sich aber auch verhalten mag, so

ist der Elephant wenigstens nicht unempfindlich gegen musikalische Töne. Wir haben beobachtet, wie der weibliche Elephant in der Menagerie von Croß die Ohren spitzte, wenn die königliche Garde unter lauter Musik zur nahen Kaserne marschirte; die Bewegungen seines rastlosen Körpers wurden dabei offenbar nach dem Takt der Musik geordnet, die er vernahm. Sir Everard Home führt uns ein Beispiel von einem Elephanten über das Vermögen an, zwei Haupteigenschaften musikalischer Töne zu unterscheiden — eine Fähigkeit, die zwar von einem musikalischen Ohr sehr verschieden, aber dennoch merkwürdig ist.

„Ich veranlaßte, daß mir ein Klavierfabrikant einen seiner Leute, welche seine Instrumente stimmten, mit einem Pianoforte in die Menagerie von Exeter Change schickte, damit ich die Wirkung eines hohen und eines tiefen Tones auf das Ohr eines ausgewachsenen Elephanten erkennen könnte. Die hohen Töne schienen seine Aufmerksamkeit nicht zu erregen; sobald aber der tiefe Ton angestimmt wurde, ward er sehr aufmerksam, streckte sein großes äußeres Ohr aus, hörte lange Zeit zu, und gab nach einiger Zeit Töne von sich, die durchaus kein Zeichen von Mißvergnügen waren."

Ein Versuch über die musikalische Fähigkeit des Elephanten wurde bei dem Männchen und Weibchen im Jardin de Plantes 1798 angestellt. Das Ergebniß wird weitläufig in der Décade phylosophique, einem Journal jener Zeit, beschrieben; gibt man aber einzelne Uebertreibungen zu, so scheint es dennoch ziemlich gewiß, daß die Elephanten verschiedenen Eindruck durch die verschiedenen Musikstücke erhielten, obgleich wir die Angabe bezweifeln, daß die zarte Melodie der charmante Gabrielle der Royalisten bei ihnen ein wollüstiges Schmachten, und das lebhafte Ça ira der Revolution eine ungewöhnliche Aufregung hervorbrachte. Die ganze Erzählung gibt eine Bestätigung zu dem Berichte Aelians über den taktmäßigen Tanz des Elephanten des Germanicus.

Wir haben gesehen, daß der Elephant selten seinen Rüssel als Waffe braucht. Die Natur aber hat ihm eine furchtbare Waffe zum Widerstand gegen seine Feinde gegeben; seine Stoßzähne, welche die französischen Naturforscher sehr zweckmäßig seine Vertheidigungen (Défenses) nennen, befähigen ihn nicht allein, seinen Weg durch die dicken Wälder zu bahnen, worin er lebt, dort kleine Bäume zu entwurzeln und Querzweige abzureißen, bei welchem Dienst sie ihm Gesicht und Rüssel vor Beschädigung schützen; sondern sie befähigen ihn auch, sich vor den Angriffen des listigen Tigers und des wüthenden Rinozeros zu schützen, indem sie ihm den

Sieg durch einen Stoß sichern, der den Angreifer auf die Erde heftet. Zu gewissen Jahreszeiten, wenn die Leidenschaften des männlichen Elephanten wüthend erregt sind, vernichten die kräftigsten der Heerde die schwächeren mit ihren Stoßzähnen; so sah Corse einen stattlichen männlichen Elephanten zwei kleinere in Mitte der Heerde auf furchtbare Weise zerreißen: „Als die armen Thiere niedergeworfen waren, brüllten sie, ihres Schicksals bewußt, auf höchst klägliche Weise; ungeachtet ihrer niedergeworfenen Lage und ihres demüthigen Geschreis, stieß der wüthende Elephant fühllos und absichtlich seine Stoßzähne hindurch und heftete sie auf den Boden." Große männliche Elephanten, welche in Hindostan Gundas heißen, wandern oft abgesondert von der Heerde; die Hindus glauben, daß sie aus der Gemeinde ausgetrieben worden, zur Strafe für die Ausschweifungen ihrer Wildheit. Corse jedoch bezweifelt dies, und gibt an, daß kein großer Elephant, nicht einmal die Mütter der Leidenden, herbeikamen, um ihre Jungen zu retten.

Obgleich die Meinung längst widerlegt ist, der Elephant könne sich nicht niederlegen, so ist dennoch wahrscheinlich, daß er bei vorgerücktem Alter stehend schläft. Die allgemein früher verbreitete Meinung bestand darin, er schlafe gegen einen Baum gelehnt; es hieß weiter, die Jäger, wenn sie solche Elephanten bemerkten, durchsägten den Baum; der Elephant falle um und könne nicht wieder aufstehen. Wenn ein Elephant von den Jägern gefangen wird, so wird er sich selten mehre Monate lang zum Schlafen niederlegen; einige sind hartnäckig an dem Orte stehen geblieben, wo man sie an Pfähle band. Sind sie krank, so stehen sie hartnäckig, so lange wie sie können; legen sie sich nieder, so ist keine Hoffnung vorhanden, daß sie wieder hergestellt werden. Wir haben erwähnt, daß der Elephant von Croß sich nicht eher niederlegte, als bis sein Wärter in seinem Stalle war; auch ist es wahrscheinlich, daß der Elephant im natürlichen Zustande, wenn er gestört ist, oder Gefahr besorgt, entweder stehend oder gar nicht schläft. Schläft er in solcher Weise, so bieten seine Stoßzähne ihm wahrscheinlich eine Stütze; legt er sie gegen einen Baum, so kann er so vielleicht das Gewicht erleichtern, welches der Kopf trägt und eine theilweise Ruhe mit beträchtlicher Behaglichkeit genießen. Ein Beispiel hievon gab der Elephant Ludwigs XIV.; in den letzten fünf Jahren seines Lebens legte er sich nicht nieder, bis er krank war; er gebrauchte seine Stoßzähne, um zwei Höhlungen in den zwei Vorderseiten eines Vorsprunges in der Mauer an seiner Zelle zu bilden; diese Höhlungen dienten ihm als

Stütze, wenn er schlief, indem er die Zähne darin befestigte (nach Perrault's Memoiren).

Die Stoßzähne des Elephanten entsprechen den Hunds- oder Augzähnen anderer Vierfüßler. Nach einer alten, oft widerlegten Meinung sollten die Stoßzähne des Elephanten hornartig sein; obgleich ihr Stoff, Elfenbein genannt, von dem Knochenstoff anderer Zähne sehr verschieden ist, bildet er sich dennoch, wie bei jedem anderen Zahn, durch mehre auf einander folgende Absonderungen aus einer breiigen Wurzel. Der Stoßzahn hängt nicht an dieser Wurzel, sondern wird in seiner Höhlung, wie ein Nagel in einem Brette, durch die Elastizität der Theile festgehalten. Die äußere Richtung des Stoßzahnes läßt sich deßhalb durch Zufall oder absichtlich verändern. Das Elfenbein wird von Innen aus durch Ablagerungen sehr dünner Schichten gebildet; deßhalb wird die äußere Oberfläche fortwährend irgend ein hineingeritztes Zeichen behalten. So hat man oft Flintenkugeln in dem Stoßzahn eines Elephanten eingelagert gefunden, ohne daß eine äußere Oeffnung sichtbar war. Dieser auffallende Umstand hat unter den Anatomen verschiedene Meinungen veranlaßt. Einige glaubten, die Oeffnung sei durch die organische Bildungskraft des Stoßzahnes ausgefüllt worden, wahrscheinlich aber drang der fremde Stoff nicht an dem Orte ein, wo er gefunden wurde. Wir haben jetzt ein Stück Elfenbein vor uns liegen, in dessen festem Stoff eine Kugel aus geschmiedetem Eisen ungefähr 1'' von der Oberfläche entfernt eingelagert ist; der Ort, wo die Kugel eingedrungen war, ist deutlich zu erkennen, indem die Oeffnung durch eine neue Ablagerung ausgefüllt worden ist, welche dem Knorren in einem Baumstamm gleicht. Dies Stück Elfenbein ward 1805 in einer Klavierfabrik geschnitten und ist uns von dem Eigenthümer derselben zur Ansicht übersandt worden. Aehnliche Exemplare Elfenbein finden sich im Museum der Universität von London. Eine Kugel oder eine harte Substanz kann in den hohlen Theil des Stoßzahnes dringen und in den festen auf folgende Weise hinabsteigen. Dringt eine Kugel an der Seite eines Stoßzahnes ein, kommt sie quer durch die Höhlung und legt sie sich nur leichthin auf die entgegengesetzte Seite, so wird sie nach der Höhlung zu durch eine neugebildete Ablagerung von Elfenbein bedeckt werden, während keine Oeffnung zwischen ihr und der Oberfläche vorhanden ist, um ihr Eindringen anzudeuten; hat sie nur genügende Kraft zum Eindringen, so senkt sie sich durch eigene Schwere zwischen dem Brei und dem Zahn bis sie auf dem Boden der Höhlung bleibt. Dort wird sie

von neuen Lagen Elfenbein umgeben; da der Stoßzahn allmählig abgenutzt und durch neue Ablagerungen ersetzt wird, so wird sie sich bald in der Mitte vom festen Theil des Zahnes befinden. Endlich kann ein fremder Körper in den Stoßzahn von oben eindringen. Da die Knochenplatte, worauf derselbe sich eingefügt befindet, sehr dünn ist, steigt ein solcher in den untern Theil der Höhlung hinab, und kann somit in die folgenden Bildungen von Elfenbein eingelagert werden. Dies muß der Fall gewesen sein, wenn eine Lanzenspitze sich in einem Elephantenzahne vorfand. Die lange Achse des fremden Körpers entsprach der Axe der Höhlung. Keine Oeffnung für die Zulassung ließ sich entdecken; auch ist es offenbar, daß keine menschliche Kraft einen solchen Körper durch die Seiten eines Stoßzahnes zu treiben vermöchte. In der vorher mitgetheilten Darstellung des Elephantenkopfes (Fig. 10) zeigt e die Höhlung des Stoßzahnes und f die eröffnete Höhlung, um den Raum anzudeuten, den der Brei einnimmt.

Der Elephant hat Milchzähne, die er in dem ersten und zweiten Jahre abwirft, wenn sie noch nicht 2′ lang sind; ein oder zwei Monate nach diesem Vorgang durchschneiden die bleibenden Zähne das Zahnfleisch. Diese zweiten Zähne dauern während der ganzen Lebenszeit des Thieres aus; sie werden niemals wieder abgeworfen. Die Stoßzähne des indischen Elephantenweibchens sind klein im Vergleich mit denen des Männchens; sie dienen jedoch als Vertheidigungswaffen gegen andere Elephanten. Die Stoßzähne des Männchens sind nach der Art und nach dem Alter verschieden. Die des indischen Elephanten von Bengalen betragen selten mehr wie 70 Pfund ein jeder an Gewicht, obgleich man aus Ostindien Stoßzähne gebracht hat, die zwischen 50 bis 100 Pfund wogen. Bernier sah zwei auffallende Stoßzähne in Ostindien, von denen jeder so schwer war, daß ihn kein Mann aufheben konnte. Cuvier glaubt, daß unsere Kenntniß vom afrikanischen Elephanten, so beschränkt sie auch ist, zu dem Schluß berechtigt, daß die Weibchen dieser Art große Stoßzähne haben, und daß das Mißverhältniß der Größe in den beiden Geschlechtern weit geringer ist, wie bei der indischen Art. Diese Meinung wird jedoch von Reisenden nicht bestätigt. Burchell schreibt den Mangel an Erfolg einiger Elephantenjäger, mit denen er zusammentraf, dem Umstande zu, daß sie nur Weibchen mit kleinen Stoßzähnen erlegten. Cuvier hat eine Tabelle von dem Durchmesser und der Schwere der größten Zähne zusammengestellt, sowohl der indischen wie der afrikanischen Art, worüber man sichere

Berichte hat. Der größte bekannte Elephantenzahn wurde in Amsterdam verkauft, welcher nach Klokner 350 Pfund wog. Mehre von Eden gemessene Zähne hatten 9′ Länge; ein von Hartenfels in seiner Elephantographie beschriebener Zahn war länger wie 14′. Der größte im Museum der Naturgeschichte zu Paris ist beinahe 7′ lang und hat ungefähr 5½″ Durchmesser am großen Ende. Da die Stoßzähne während des ganzen Lebens des Thieres wachsen, während dies bei übrigen Körpertheilen nicht der Fall ist, so bieten sie keine gewisse Maßeinheit, nach welcher wir die Größe des Elephanten, dem sie angehörten, anschlagen können; auch können wir kein Verhältniß zwischen Durchmesser und ihrer Länge angeben, da sie möglicher Weise an den Punkten abgenutzt werden, wo das Thier sie gebraucht, je nach der Anwendung, welche dasselbe mit den Stoßzähnen macht. Ebenso wenig findet sich ein Verhältniß zwischen ihrem Gewicht und ihrem Umfang, da die Höhlung der Grundlage bei besondern Exemplaren derselben Art mehr oder weniger gefüllt ist. Auch zeigt die Krümmung der Stoßzähne viele Abwechslungen. Einige indische Elephanten mit großen Zähnen, Dontela genannt, haben Stoßzähne, die von einer horizontalen vorragenden, aber etwas erhobenen krummen Linie bis beinahe zu einer geraden wechseln. Die Mukna genannten Elephanten haben gerade nach unten gerichtete Stoßzähne. Mehre Stoßzähne von merkwürdigster Form sind in europäischen Sammlungen aufbewahrt, einige sind spiralförmig, andere gewöhnlichere haben die Form eines S. Wahrscheinlich erreichen gegenwärtig, wo die Elephantenheerden im Vergleich mit früheren Zeiten einer weniger vorgerückten Civilisation verhältnißmäßig gering sind, und wo man ohne Bedenken die noch lebenden zum Theil nur wegen ihres Elfenbeines tödtet, nur wenige Elephanten ihre natürliche Lebenszeit; deßhalb werden die Stoßzähne kleiner sein, wie man dieselben im Alterthum erhielt. Wir werden diesen Punkt in einem späteren Kapitel über Anwendung des Elfenbein in Bildhauerkunst und Baukunst behandeln.

Der Bau der Backenzähne der Elephanten bietet eines der auffallendsten Beispiele von der Anpassung der Zähne jedes Thieres an seine besondere Lebensweise. Es ist klar, daß der Elephant, weil er keinen Magen zum Widerkäuen besitzt, und dennoch große Massen Pflanzennahrung zu seiner Ernährung erheischt, Kauungswerkzeuge haben muß, die entweder dauerhafter sein müssen, wie bei andern kräuterfressenden Thieren, oder die sich erneuen können, wenn ihre Oberflächen zum Mahlen abgenutzt sind.

Die Beschreibung der besondern Art, wie dieser merkwürdige Vorgang geschieht, würde uns zu einer Beschreibung leiten, wie Zähne überhaupt sich bilden. Für Denjenigen, welcher sich mit Anatomie beschäftigt, hat dieser Zweig derselben überhaupt besonderes Interesse; über Elephantenzähne aber finden wir die vollständigste und beste Abhandlung bei Cuvier in dem Artikel seiner vergleichenden Anatomie, welcher die Ueberschrift hat: „Ueber die Backenzähne des Elephanten" und in Sir Everard Home's Vorlesung über Zähne. Wir fügen hier wegen deutlicherer Darlegung eine Stelle aus einem Artikel des von Brewster's Edinburgh Encyclopädia bei, welcher von Corse nachgesehen worden ist:

„Der Elephant hat keine Schneidezähne, besitzt aber sehr gewaltige Backenzähne, vermittelst deren er die Pflanzen, wovon er sich nährt, zermalmen kann. Diese Zähne haben eine unebene Oberfläche, wie bei allen pflanzenfressenden Thieren, erheben sich aber nicht in Spitzen, wie bei Thieren, die von Fleisch sich nähren. Jeder Backenzahn besteht aus einer Anzahl senkrechter Platten, wovon sich jede als ein Zahn betrachten läßt und mit starker Glasur bedeckt ist. Eine Knochensubstanz von demselben Stoffe, wie Elfenbein, verbindet diese Platten. Da dieser letztere Stoff weicher ist, wie die Glasur, so wird er durch die Kauung der Nahrung schneller abgenutzt, so daß die Glasur beträchtlich höher bleibt; auf diese Weise erhält die Oberfläche jedes Backenzahns ein rippenartiges Aeußere, als sei sie von Anfang an durchfurcht gewesen. Nach sehr genauen Beobachtungen, die man mit asiatischen Elephanten anstellte, scheint es, daß die erste Reihe Mahlzähne oder Milchzähne, die Kiefer 8—10 Tage nach der Geburt zu durchschneiden beginnt, und daß die Backenzähne der Oberkiefer eher zum Vorschein kommen, wie die der Unterkiefer. Diese Milchzähne fallen nicht aus, sondern werden allmählig abgenutzt, während die zweite Reihe zum Vorschein kömmt; sobald der Körper des Zahnes beinahe abgenutzt ist, beginnt er aufgesogen zu werden. Vom Ende des zweiten bis zum Anfang des sechsten Jahres kömmt die dritte Reihe, wie sich die Kiefer verlängert, allmählig vorwärts, nicht allein um den hinzugefügten Raum auszufüllen, sondern auch um die zweite Reihe zu ersetzen, die während derselben Zeit abgenutzt und aufgesogen worden ist; vom Beginn des sechsten bis zum Ende des neunten Jahres beginnt die vierte Reihe Zähne, um die allmählige Abnutzung der dritten zu ersetzen. Auf diese Weise erhält der Elephant bis zum Ende seines Lebens neue Zahnreihen, sobald die alten zum Kauen der Nahrung unpassend werden.

„Die Milchbackenzähne bestehen jeder aus vier Zähnen oder Platten; die zweite Reihe aus 8—9, die dritte aus 12—13, die vierte aus 14—15 u. s. w., bis zur siebten oder achten Reihe, in welchen sich 22 oder 32 finden. Man kann noch hinzufügen, daß jeder nachfolgende Zahn wenigstens ein Jahr mehr wie seine Vorgänger zur Vervollständigung braucht."

In dem schon mitgetheilten Holzschnitt eines Elephantenschädels, ist h der beinahe gänzlich durch Abreibung, durch die Zusammendrückung des nachfolgenden Zahns und seiner eigenen Zahnlade verschwundene vordere Zahn. i zeigt den thätigen Zahn, dessen Wurzeln sich bei k zu bilden anfangen. Der zermalmende Theil ist schon auf seiner Oberfläche l gebraucht worden. Die hinteren Platten sind noch unberührt. n ist der Keim des hinteren Zahnes, der noch in seiner häutigen Decke umschlossen, in einer Höhlung der hinteren Kiefer liegt.

Wir haben schon ein Beispiel der Wildheit des Elephanten im besonderen Zustande der Aufregung erwähnt, welches Corse beobachtete. Dieser Zustand ist in beiden Geschlechtern angezeigt, und wird wahrscheinlich durch die Aussonderung eines bräunlichen Saftes gelindert, welche aus einer beträchtlichen Drüse an der Schläfe durch eine Oeffnung in der Haut ausgeht. Diese Oeffnung liegt zwischen dem Ohr und dem Auge auf jeder Seite des Kopfes, und die Drüse liegt ebenfalls auf jeder Seite unmittelbar unter der Haut. Die Drüsen haben 6" Durchmesser, die Oeffnung aber läßt sich kaum erkennen. Diese Eigenthümlichkeit ist bereits von Strabo angegeben worden, und die indische Mythologie hat den Umstand als Grundlage einer ihrer phantastischen Sagen benützt. Wilford (Asiatic Researches) sagt: „Die Hindudichter erwähnen häufig den duftenden Saft, welcher zu gewissen Jahrszeiten aus kleinen Kanälen in die Schläfen der männlichen Elephanten quillt und ihn von dem Ueberfluß der Säfte erleichtert, die ihn alsdann erdrücken; die Dichter lassen sogar die Bienen durch diesen Duft herbeilocken, den sie, als von den angenehmsten Blumen ausgegangen, sich aufsuchten. Als Crishna Sanc'ha-dwip besucht und den bösen Geist getödtet hatte, der dies schöne Land heimsuchte, kam er an das Ufer eines Flusses und ward über den Duft entzückt, den das Wasser verbreitete. Er wünschte eifrig die Quelle des Duftes zu erkennen, worauf ihm die Eingeborenen sagten, der Fluß stamme von einem ungeheuer großen milchweißen und schönen Elephanten; dieser beherrsche ein zahlreiches Geschlecht von Elephanten, und der Fluß sei

durch den Saft gebildet worden, der aus seinen Schläfen quille." Diese Fabel war vielleicht eine der vielen Arten, worin die Hindus die Erzeugungskraft der Natur verehren. Ein sonderbarer Umstand wird von Cowper Rose erwähnt, daß die Eingebornen Afrika's oft ein Stück Holz im Kopfe des Elephanten finden, dem sie einen großen Werth, als ein Zaubermittel beilegen. Rose scheint nicht mit dem Zweck der Drüse bekannt gewesen zu sein; seine Erzählung erklärt jedoch die Weise, wie das Holz in den Kopf dringt, denn es muß nothwendig hineingedrungen sein.

„Ich saß bei einem todten Elephanten, in welchem die Eingebornen das Holz des Kopfes suchten. Es liegt 1 Zoll unter der Haut im Fett gelagert über dem Auge, und sieht aus wie ein Dorn, oder ein kleines Stück abgebrochenen Baumreises. Einige Elephanten besitzen dies Holz nicht; als ich den Ort näher untersuchte, fand ich eine kleine Oeffnung in der Haut, wahrscheinlich eine große Pore; ich glaube, daß diese Erscheinung sich dadurch einfach erklären läßt, daß das Baumreis in diesem Loche abbrach, als das Thier den Kopf gegen das Gebüsch rieb."

Die Haut der vorhandenen Art hat sehr wenig Haare; man hat aber ein fossiles Exemplar mit sehr dicken Haaren gefunden; die vorhandene Art ist offenbar zum Leben in warmen Klimaten geeignet, denn mit Ausnahme weniger Haare an den Beinen und oben auf dem Kopfe besitzt das Thier keine Decke, um es vor Kälte zu schützen. Derselbe Mangel macht es gegen die Wärme sehr empfindlich, und bewirkt, daß es mit großer Sorgfalt sich gegen Insekten zu schützen sucht. Die Haut ist im Allgemeinen glatt und weich, und wird nur durch Krankheit hart und knotig, welche wahrscheinlich durch eine nicht milde Temperatur entsteht. Blair, in seinem Bericht über die Zerlegung des Elephanten in Dundee, sagt: „Das Oberhäutchen fand ich mit einer sonderbaren Art Räude bedeckt, die kleinen Stücken Fischbein glich, sehr getheilt war, aber fest anhing. Die Stücke waren $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{6}$ Zoll lang. Ich halte dies für eine Krankheit, die aus der Kälte des Klima's entstand." Dieser Mangel an Haaren wird in heißen Klimaten durch die Neigung des Thieres, sich zu baden, ausgeglichen. Heber hat diese Gewohnheit des Elephanten beschrieben, wie er eine Anzahl dieser Thiere sich bei Dacca mit Bädern erquicken sah. „In der Entfernung von ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde von diesen öden Palästen vernahm ich einen Schall, als käme derselbe aus dem Wasser, an dem wir ritten. Es war der sonderbarste Ton, den ich jemals vernommen habe; er war

lang, laut, tief und zitternd, in der Mitte zwischen dem Brüllen eines Thieres und dem Schnauben eines Wallfisches, und glich vielleicht am meisten dem Lärmen der Bojen an einigen englischen Häfen, wenn der Wind dagegen bläst und den Schiffer davor warnt. „„Ha,"" sagte Abdalah, „„Elephanten baden sich; Dacca ist ein Lieblingsort des Elephanten."" Ich sah sogleich hin und erblickte 20 dieser schönen Thiere, deren Körper und Rüssel nur so eben aus dem Wasser emporragten. Ich hatte ihr Gebrüll vernommen, und dessen Schall wurde durch das Wasser mit schönerer Wirkung auf uns geleitet, als wären wir am Ufer gewesen." Der Elephant besitzt auch das Vermögen, aus seinem Rüssel Wasser und Staub zu schleudern und seinen eigenen Speichel über jeden Theil seines Körpers zu ergießen. Williamson sagt: „Die Natur hat den Elephanten mit Mitteln versehen, aus seiner Kehle vermittelst des Rüssels eine beträchtliche Menge Speichel herauszuziehen, die er mit Kraft sehr häufig über seine Haut spritzt. Er nimmt auch Staub auf, und bläst ihn über Rücken und Seiten, um Fliegen abzuhalten. Oft auch fächert er sich Luft zu mit großen Zweigen, die er mit bedeutender Leichtigkeit und Gewandtheit behandelt." Der englische Dichter Southey hat diesen Umstand in seinem Fluche Kehama's erwähnt.

Den Pfad durch Wald und Dorn sich stampfend,
Und Röhrigt, das vor seinem Fuß zerknickt,
Und Quastengras, das dort die Jungel schmückt,
    Naht sich der Elephant der Quelle
    Und löscht den Durst an heller Welle;
Vom Rüssel wird emporgesprengt
Ein Strahl; wann Kühlung ihn umfängt,
Faßt er den dichtbelaubten Zweig
Und schwingt ihn, einem Fächer gleich.

Da unsere Kenntniß vom Wuchse des Elephanten von denjenigen stammt, die entweder in der Gefangenschaft erzogen oder geboren wurde, so sparen wir diesen Theil unseres Stoffes zum nächsten Kapitel auf.

Die Alten waren nach Philostratus zu der Meinung geneigt, der Elephant könne länger wie 400 Jahre leben. Sie gründeten diesen Glauben auf die Angabe, daß Juba, König von Libyen, einen Elephanten mit einem besondern Zeichen fing, der 400 Jahre vorher während einer Schlacht sich in das Atlasgebirge geflüchtet hatte. Diese Angabe aber beruht nicht auf gehörig genauer Chronologie, um Glauben zu verdienen. Tavernier scheint nach Berichten von Elephan-

tenwärtern in Indien ziemliches Zeugniß erlangt zu haben, daß besondere Elephanten in der Gefangenschaft 100—130 Jahre alt wurden. Der Elephant ist ohne Zweifel ein sehr lang lebendes Thier; die Vorkehrung zu Erneuerung seiner Zähne beweist, daß die Natur ihn zu einem langen Leben im Vergleich mit den übrigen Vierfüßlern und mit dem Menschen bestimmt hat. Plinius gibt auch nach Aristoteles an, daß der Elephant 2—300 Jahre lebe, und die Römer wählten ihn als Symbol der Ewigkeit.



Fig. 23.

Diese Münze wurde zur Ehre der Gemahlin des Kaisers Gordianus, Tranquillina, geschlagen, und führt die Inschrift Æternitas Augusti (Ewigkeit des Kaisers). Cuper erklärt die Inschrift als einen Wunsch einer langen Regierung.

Die Kenntniß der Unterschiede der indischen und afrikanischen Arten verdanken wir hauptsächlich den genauen Nachforschungen Cuviers. Sowohl Buffon wie Linné dachten sich, es sei nicht mehr wie eine Art vorhanden, und bis zur Zeit Campers blieb der bemerkenswerthe Unterschied in den Zähnen gänzlich unbeachtet.

Dieser Unterschied, worauf Naturforscher stets eine große Bedeutung legen, läßt sich in den Keimen der Backenzähne beobachten. Wegen der besondern Bildung dieser Keime zeigt die Oberfläche des Zahnes, wenn er gebraucht worden ist, in der indischen Art eine Reihe enger Querbänder von gleicher Größe, deren Ränder gleichsam ausgeschweift sind; in der afrikanischen Art dagegen nehmen die Bänder eine rautenförmige Gestalt an; sie sind in der Mitte größer wie

an den Enden und die Ränder sind selten ausgeschweift. Da die Platten in der afrikanischen Art größer sind, wie in der indischen, so ist eine geringere Zahl erforderlich, um einen Zahn zu bilden; 9 oder 10 bilden einen eben so großen Zahn der einen Art, wie 13—14 Platten der andern.

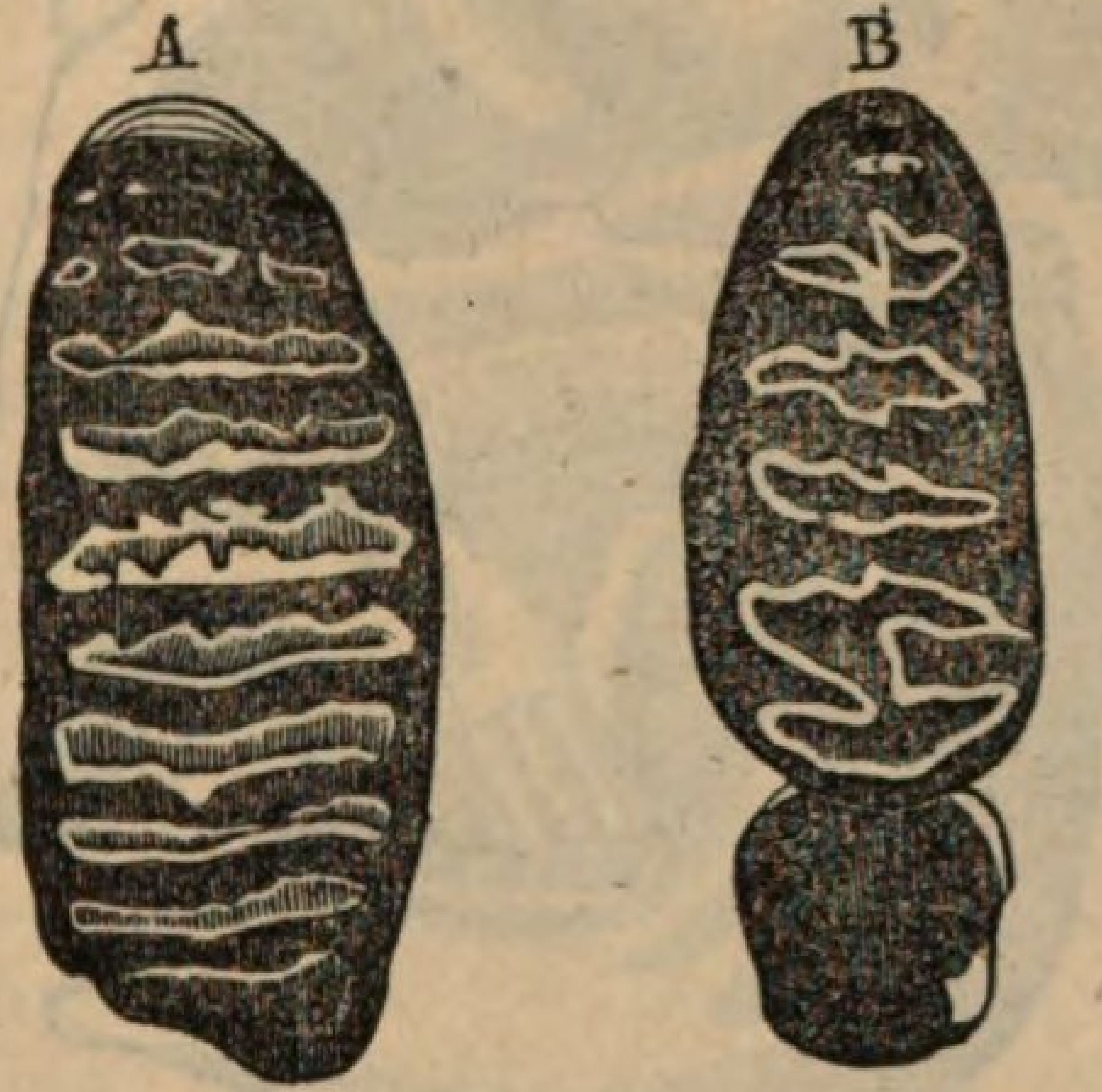


Fig. 24. Backenzähne.

A Indische Art; *B* afrikanische Art.

Indeß der Unterschied der beiden Arten ist ohnedem auch klar genug, ohne daß man die Backenzähne zu untersuchen braucht. Cuvier wies zuerst 1795 auf die unterscheidenden Charaktere ihrer Köpfe hin. In der indischen Art bildet der Kopf eine Art Pyramide; in der afrikanischen ist er beinahe rund. Die Stirne am Kopfe der indischen Art ist concav; in der afrikanischen Art etwas convex. Es gibt noch viele andere Unterschiede im Bau des Kopfes, welche für diejenigen interessant sind, die sich mit vergleichender Anatomie beschäftigen. Wir jedoch würden darauf nicht verweisen können, ohne die anatomischen Kunstausdrücke zu gebrauchen. Den allgemeinen Unterschied wird man durch Vergleichung der beiden Schädel leicht erkennen.

Der auffallendste Unterschied jeder Art zeigt sich jedoch in den Größeverhältnissen der Ohren. Beim indischen Elephanten ist das Ohr mäßig groß. Bei der afrikanischen Art ist das Ohr ungemein groß und bedeckt die Schulter. In dem naturhistorischen Museum des Königs von Dänemark

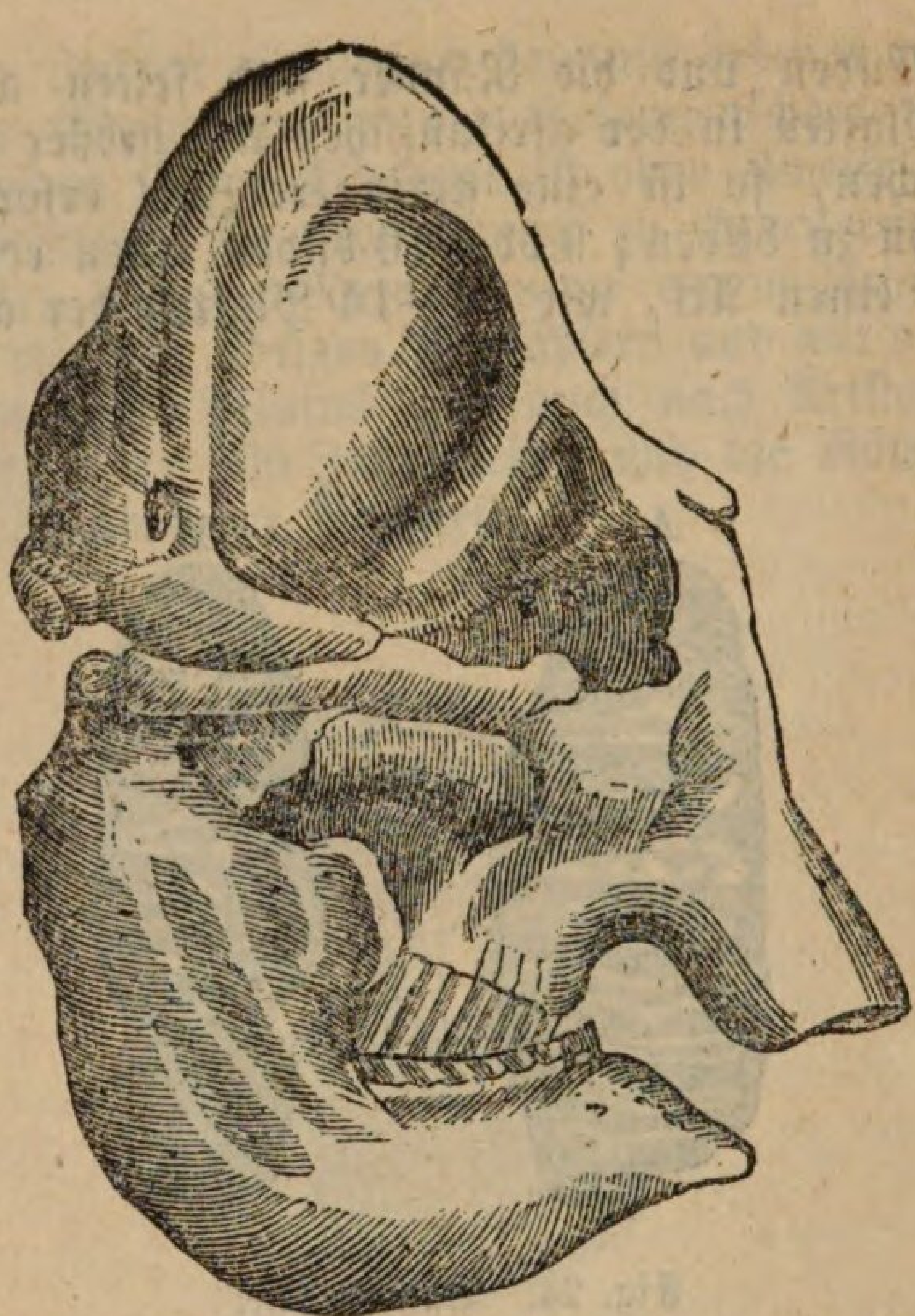


Fig. 25. Schädel des indischen Elephanten.

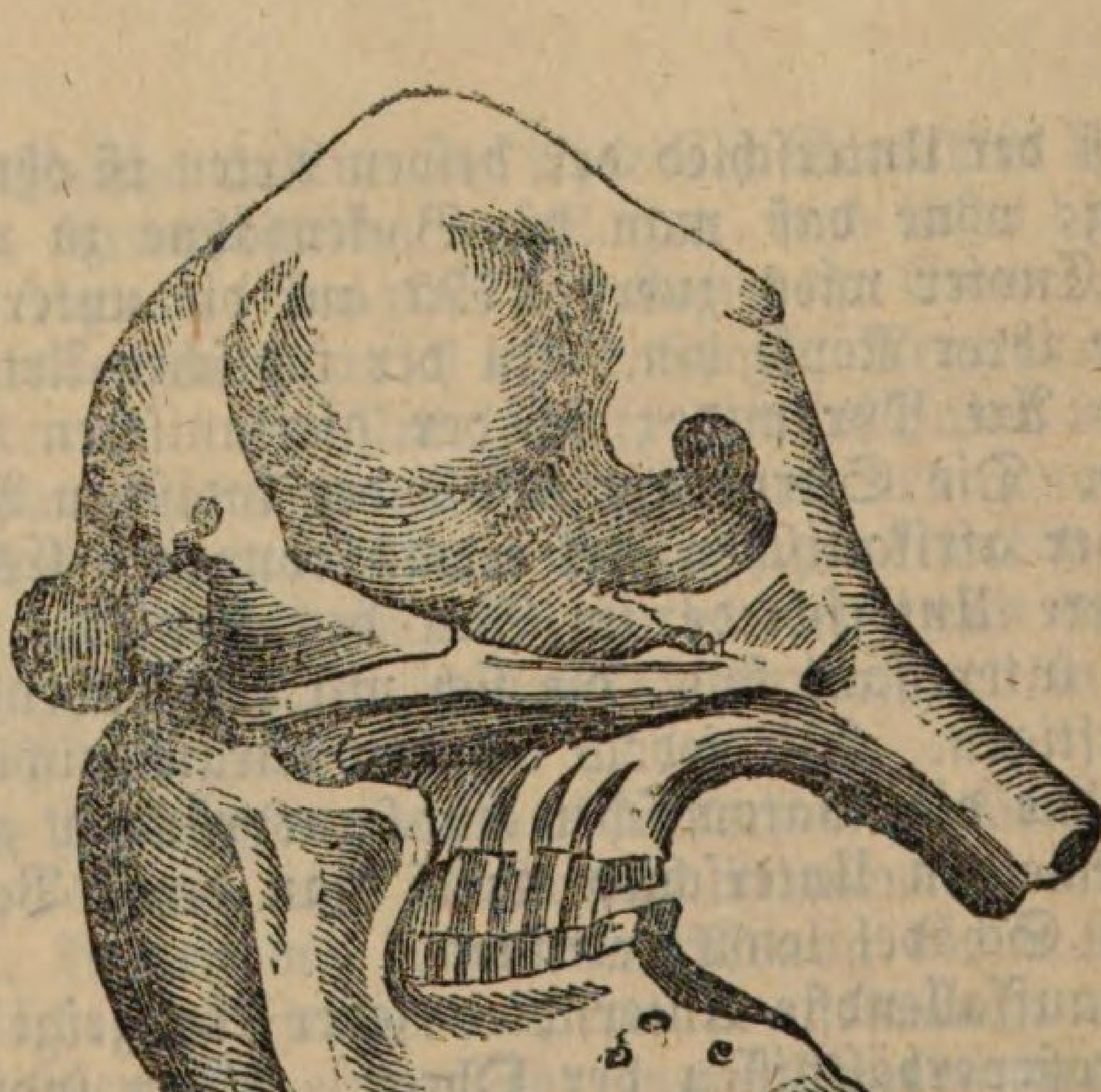


Fig 26. Schädel des afrikanischen Elephanten.

findet sich das Ohr eines Elephanten, der am Cap der guten Hoffnung 1675 erschossen wurde, welches $3\frac{1}{2}'$ lang und $2\frac{1}{2}'$ weit ist. Pringle sagt uns, es sei in Südafrika nicht ungewöhnlich, daß die Eingeborenen das Ohr eines Elephanten zusammengelegt als eine Art Rad oder Rolle an Karren zum Führen des Mistes u. s. w. brauchen.

Viertes Kapitel.

Der indische Elephant. — Fortpflanzung im Zustande der Gefangenschaft. — Wuchs. — Arten des Fanges.

Wir haben schon die Angabe Aelians erwähnt, daß Elephanten in Rom gezogen wurden, und Columella, ein Schriftsteller über Landwirthschaft, sagt bestimmt: „Wir sahen die innerhalb der Mauern Roms geborenen Elephanten." In Indien hielt man es für unheilvoll, wenn man zahme Elephanten sich fortpflanzen ließ. Der Großmogul Akbar überwand aber dies Vorurtheil. Die Gewohnheit jedoch kam wieder in Abnahme; Tavernier und andere Reisende in Indien waren nicht allein mit dieser Thatsache unbekannt, sondern erklärten auch ganz bestimmt, daß dies nicht stattfinde. Nach dieser ungenauen Angabe haben viele Naturhistoriker eine Theorie begründet, wonach das stolze Thier sich weigern sollte, Sklaven zum Dienste der Menschen zu vervielfältigen. Die Versuche von Corse haben endlich hierüber Sicherheit gewährt; obgleich vielleicht die großen Kosten für die Zucht der Elephanten, so lange dieselben sich zur Genüge zahlreich in Heerden fangen lassen, jeden Versuch zur Fortpflanzung der Art unter der Leitung des Menschen entmuthigen werden, so herrscht dennoch kein Zweifel, daß der Elephant sich in Größe, Kraft und Thätigkeit in derselben Weise verbessern läßt, wie das Pferd Englands an Kraft und Geschwindigkeit dem Pferde im natürlichen Zustande durch verständige Kreuzung verschiedener Racen überlegen geworden ist.

Die gewöhnliche Periode der Trächtigkeit beträgt 20 Monate und 18 Tage. Dieser Punkt ist durch Beobachtungen von Corse sichergestellt worden. Der junge Elephant ist bei der Geburt ungefähr 35 Zoll hoch. Im ersten Jahre wächst er etwa 11″, im 2. 8, im 3. 6, im 4. 5, im 5. 5,

im 6. 3½, im 7. 2½. Corse glaubt, daß Elephanten ihren vollen Wuchs zwischen dem 18. und 24. Lebensjahre erhalten, obgleich Andere der Meinung sind, das Thier wachse im natürlichen Zustand das Doppelte dieser Zeit.

Ranking, der viele Jahre in Hindostan gelebt hat, sah einen Elephanten in Bengalen, als derselbe erst 18 Stunden alt war. „Er war ungefähr 33″ hoch, schwach und wankend, aber sehr zum Spielen geneigt, indem er mit dem Rüssel einige Halme großen Grases zusamendrehte.“

Man weiß jetzt gewiß, daß der junge Elephant mit dem Munde saugt. Es ist ein demüthigender Umstand für den Stolz menschlichen Wissens, welches nach so vielen Dingen, die jenseits der menschlichen Erkenntniß liegen, hascht und auf beklagenswerthe Weise die gewöhnlichsten auf der Erde vorkommende Umstände nicht kennt, daß ein so einfacher Umstand so lange bezweifelt werden konnte, und daß mehre mit Recht berühmte Naturhistoriker behaupten konnten, der junge Elephant thue in dieser Hinsicht gerade dasjenige, was er nicht thut, wobei sie ihre Behauptung auf eine mit größter Sicherheit ausgesprochene Theorie begründeten. Ein sonderbares Beispiel der Hartnäckigkeit von Leuten, welche über Ereignisse, ohne dieselben zu beobachten, spekuliren, und welche dann ihre Hirngebilde gegen die offenbarsten Zeugnisse vertreten, ist durch Houels Bericht über die Gewohnheiten des Elephanten gegeben. Er will nämlich Levaillants Angabe: „er habe einen jungen Elephanten an der Mutter saugen gesehen,“ deßhalb nicht glauben, weil Perrault und Buffon nach der besten Analogie das Gegentheil behauptet haben! Corse's Bericht über den wirklichen Vorgang ist der genaueste, den wir kennen.

„Die Jungen des Elephanten, wenigstens diejenigen, die ich gesehen habe, beginnen bald nach der Geburt an der Brust zu saugen, indem sie mit dem Rüssel daran drücken; sie wissen nämlich durch natürlichen Instinkt, daß die Milch dadurch leichter in den Mund fließt, während sie saugen. Elephanten legen sich niemals nieder, um ihre Jungen saugen zu lassen. Wenn die Mutter groß ist, muß sie oft ihren Körper zu dem Jungen hinbiegen, damit dasselbe mit dem Munde saugen kann; würde jemals der Rüssel gebraucht, um die Warze zu erfassen, so müßte es in diesem Falle geschehen, wo das Junge sich mühevoll anstrengt, die Zitze mit dem Munde zu erreichen, was es mit dem Rüssel leicht thun könnte, wenn dies überhaupt seinem Zweck entspräche. Beim

Saugen faßt der junge Elephant stets die Warze, welche horizontal von der Brust vorsteht, mit der Seite seines Mundes; dies habe ich oft beobachtet, und die Elephantenwärter wissen dies so gut, daß sie einen kleinen Erdhaufen von 6—8″ meist errichten, damit das Junge darauf stehen kann, und damit der Mutter die Mühe erspart wird, sich so oft, wie das Junge säugen will, niederzubiegen, eine Stellung, die sie nicht wohl annehmen kann, wenn sie an einen Pfahl gebunden ist." Foucher d'Obsonville, welcher auch gesehen hat, daß der junge Elephant mit dem Rüssel an der Brust seiner Mutter spielte, schreibt den vorherrschenden Irrthum diesem Umstand zu. Williamson sagt, daß die Lage der zwei Zitzen des Weibchens das Junge befähigt, an der Seite der Mutter oder sogar unter derselben beim Säugen zu laufen.

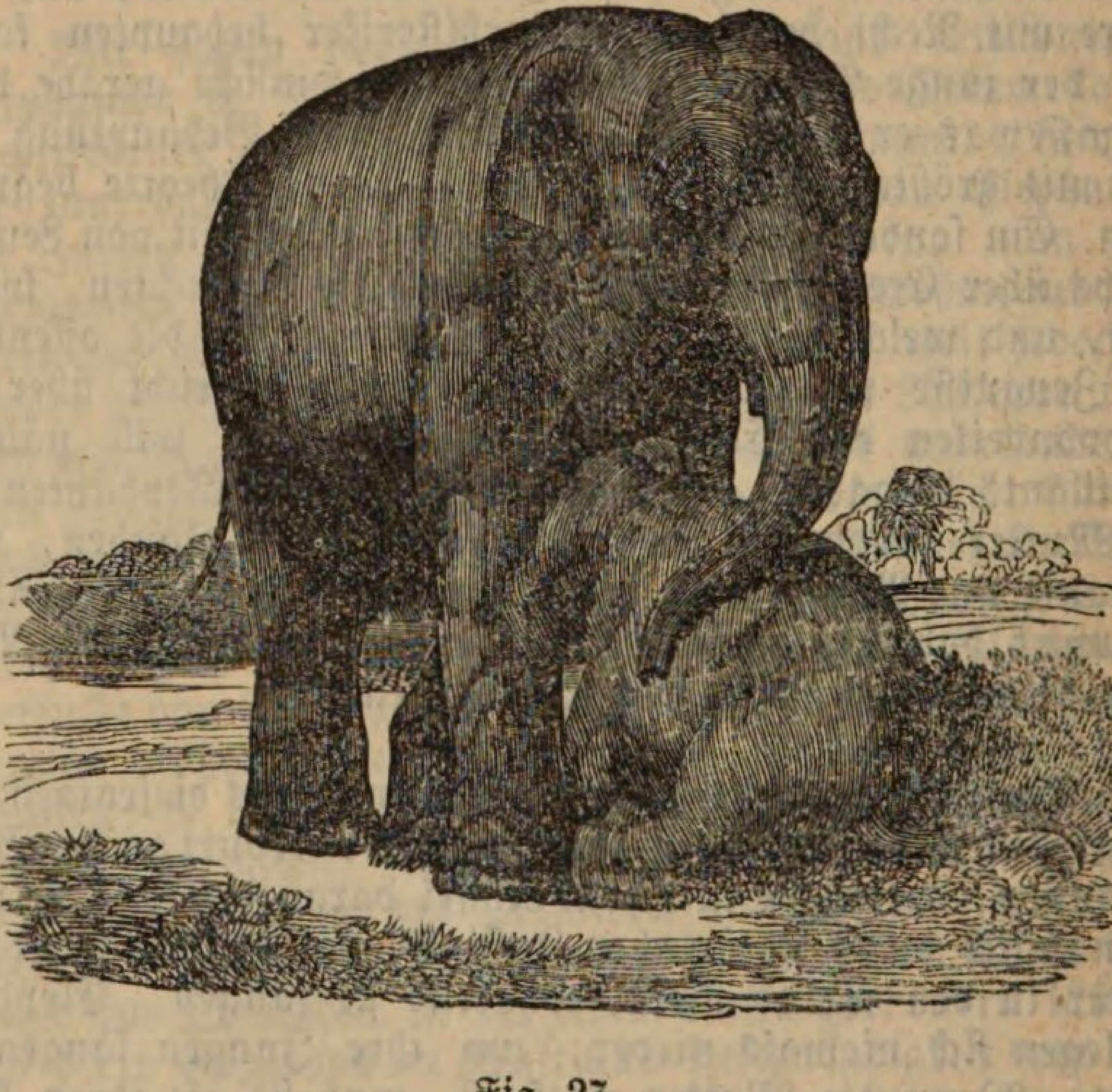


Fig. 27.

Die Zuneigung des Weibchens zu seinem Jungen ist von Einigen abgeläugnet worden. Williamson jedoch hat Angaben, welche dieser Meinung widersprechen. Er sagt: „Ein

weiblicher Elephant überläßt sein Junges mit großem Vertrauen dem Menschen, ist aber sehr ängstlich hinsichtlich aller Thiere. Hegt er jedoch Argwohn, daß man dem Jungen ein Leid zufügen wolle, oder bemerkt er eine Gefahr, so wird er gänzlich unlenksam. Ich erinnere mich, einst mit einer Gesellschaft oben auf steinernen Stufen am Eingang des Palastes von Secrole gesessen zu sein, wo wir das Junge eines sehr schönen und zahmen Elephanten zu uns heranlockten, so daß es die Treppe heraufstieg. Als es beinahe oben war, glitschte sein Fuß aus, und das Thier kam in Gefahr zu fallen. Als dies die Mutter erblickte, stürzte sie herbei, um das Junge zu retten, und zwar mit so furchtbarem Gebrüll und einem so bezeichnenden Blicke, daß wir alle zitterten; sie leitete alsdann das Absteigen des Kleinen mit wunderbarer Vorsicht, während keiner von uns die geringste Neigung fühlte, bei der Gelegenheit zu helfen." Kapitän Knox, der 20 Jahre lang ein Gefangener in Ceylon war, sagt: „Wie die Zingalesen berichten, hegen Elephanten von allen Thieren die größte Liebe zu den Jungen. Die Weibchen sind eben so zärtlich gegen fremde Jungen wie gegen ihre eigenen. Sind mehre Elephantenweibchen zusammen, so saugen die Jungen an einem jeden eben so gut, wie an ihren eigenen Müttern und sind die Jungen in Noth und schreien, so stürzen ihnen alle zu Hülfe; setzen sie über einen Fluß, der etwas breit ist, und einen schnellen Strom hat, so helfen sie sämmtlich mit ihren Rüsseln, um die Jungen hinüber zu bringen."

Das Junge eines Elephanten, wie das Junge jedes Thieres folgt der Mutter mit großer Beharrlichkeit, obgleich es sehr bereit ist, in seiner unbeholfenen Weise umher zu hüpfen und besonders mit Kindern zu spielen, als besitze es die Leichtigkeit einer jungen Ziege. Williamson sagt: „Die Jungen sind sehr zum Spielen geneigt, allein wegen ihrer Kraft ist es immer etwas gefährlich, sich mit ihnen einzulassen;" und Tavernier hat eine sehr interessante Stelle, welche ihre Art, zu spielen, beschreibt: „Bringen Kaufleute Elephanten an einem Ort zum Verkauf, so gewährt es einen angenehmen Anblick, sie vorbeigehen zu sehen. Alte und Junge sind beisammen, wenn die Alten seitwärts gehen, so laufen die Kinder zu den Kleinen und springen auf ihren Rücken, indem sie ihnen etwas zu essen geben. Sehen aber die jungen Elephanten, daß ihre Mütter weiter gegangen sind, so werfen sie die Kinder ab, ohne ihnen Schaden zu thun und verdoppeln ihren Schritt."

Die jungen Elephanten, welche in unsern indischen Kolonien aufgezogen werden, stammen hauptsächlich von Weibchen, welche trächtig als wild eingefangen wurden. Bei der Erziehung dieser kleinen Elephanten, welche an die Zähmung von ihrer Geburt an gewöhnt werden, scheint keine Schwierigkeiten sich vorzufinden; man gewöhnt sie allmählig an das Tragen der Lasten und an Gehorsam gegen ihre Wärter. In Ava (Hinterindien) dagegen, wo die dem Könige gehörigen weiblichen Elephanten in einem halben Zustande der Wildniß sich befinden, hat man beträchtliche Mühe, um die Jungen zum Gehorsam zu bringen. Crawfurd, der brittische Gesandte am Hofe von Ava, 1827, hat einen Bericht über dies merkwürdige Verfahren gegeben:

„Die jungen männlichen Elephanten werden, drei Jahre alt, von ihren Müttern getrennt und abgerichtet, ein Verfahren, welches eben so langweilig und schwierig erscheint, wie die Abrichtung eines ausgewachsenen Elephanten, den man im Walde fängt. Eine sonderbare Ceremonie ward ausgeführt, bevor dieses Verfahren begann, welche Erwähnung verdient. Sie bestand in einer Anrufung des Gottes der Elephantenjagd. Zwischen den Mauern des Palastes und einer künstlichen mit Bäumen bepflanzten Erhöhung, die auf einem Felsenriff am Irawaddy liegt, findet sich ein kleines Elephantengehege, welches aus einem mit Pfählen umzäunten Quadrat ohne Thore besteht. Der König saß unter einem kleinen Pavillon zur Seite der Anhöhe und leitete in Person die von mir erwähnte Ceremonie. Ein Bananenbaum war in der Mitte des Geheges gepflanzt worden und wurde mit großen Ceremonien weggenommen. Auf dem Orte, wo er stand, kamen fünf ältliche Personen mit feierlichem Schritt und Tanz, indem sie in den Händen Zweige einer Eugenia hielten und Opfer von Reiß und Süßigkeiten brachten. Die Worte des Gesanges verstand ich nicht, allein der Inhalt war der, daß man den Gott benachrichtige, ein ruhmwürdiger Fürst, der Abkömmling großer Könige, habe Antheil an der jetzigen Ceremonie; der Gott deßhalb werde ersucht, derselben günstig zu sein, die Elephanten glücklich in die Hürde treiben zu lassen, und überhaupt während seines ganzen Verfahrens seinen Beistand nicht zu versagen. Hierauf wurden etwa 32 weibliche Elephanten mit Einschluß ihrer Jungen in die Umzäunung getrieben; gleich darauf folgten vier männliche Elephanten, deren Reiter lange Taue mit einer Schlinge in den Händen hielten. Nach mehren unglücklichen Versuchen gelang es ihnen zuletzt, den jungen Elephanten,

welcher abgerichtet werden sollte, an den Hinterbeinen zu fangen. Dies war mit vieler Schwierigkeit verbunden, denn er wurde mit vieler Geschicklichkeit von der Heerde weiblicher Elephanten beschützt, welche zu dem Zweck ihn umringten. Als man ihn gefangen hatte, war er weit lärmender und gewaltthätiger wie der wilde Elephant, der gestern gefangen war. Die großen Reitelephanten mußten ihn häufig schlagen und ich bemerkte, ein oder zweimal, daß sie ihnmit ihren Stoßzähnen von dem Boden aufgriffen, ohne ihm wirklichen Schaden zu thun; das Geschrei, das er bei solchen Gelegenheiten vernehmen ließ, war nur im Grade von dem Quieken eines Schweines bei Furcht oder Schmerz verschieden. Zuletzt ward er in einer besondern kleinen Hürde eingeschlossen, wo zwei männliche Elephanten fortfuhren, ihn zu überwachen. Er blieb noch immer sehr gewaltthätig und machte heftige Anstrengungen, sich zu befreien, aber ohne Erfolg."

Die verschiedenen Arten des Fanges wilder Elephanten in Indien haben mehre Jahrhunderte lang wenig Veränderung erlitten, und werden mehr oder weniger in allen Theilen Asiens geübt, wo Elephanten zur Erhaltung des Glanzes orientalischer Ueppigkeit erfordert werden, nämlich bei dem Pompe despotischer Monarchen, um deren Stolz zu schmeicheln, oder, wie es jetzt in den brittischindischen Besitzungen der Fall ist, um das schwere Gepäck eines Lagers zu tragen, oder um Handelsartikel friedlich zu transportiren, welche für die Last des Kameeles oder Pferdes zu schwer sind.

Mit dem Vorrücken der Civilisation hat sich der Vorrath wilder Elephanten in Indien nothwendig vermindert. Baber beschreibt die Heerden als bewohnten sie „den Distrikt Kalpi, und je mehr man dort nach Osten kommt, desto mehr vermehrt sich die Zahl der Elephanten. Dies ist die Gegend, wo der Elephant hauptsächlich gefangen wird. In Karra und Manikpur sind allein 30 bis 40 Dörfer mit dem Fang der Elephanten ausschließlich beschäftigt." Die gelehrten Uebersetzer dieser Schrift, Leyden und Erskine, fügen in einer Note hinzu: „Der Anbau von Hindostan seit Babers Zeit muß wunderbar gewesen sein. Der wilde Elephant ist jetzt auf die Wälder unter Hemlaha und auf die Ghauts von Malabar beschränkt. Ein wilder Elephant bei Karra (Currah), Manikpur oder Kalpi ist jetzt etwas gänzlich Unbekanntes. Sein allgemeines Vorhandensein in jenen Ländern zu Babers Zeit widerstreitet offenbar den übertriebenen Berichten von der damaligen starken Bevölkerung Hindostans." In einer andern Stelle sagt Baber: „In der Jungel bei Tschunah

finden sich viele Elephanten," und die Uebersetzer fügen hinzu: „In jener Gegend bis zu den Bergen sind die Elephanten gänzlich verschwunden." Wie wir schon früher angegeben haben, sind die Heerden wilder Elephanten hauptsächlich in entfernteren Ländern zu suchen. Marco Polo, welcher von einer Ebene am Fuß der Berge Yun-Nan in China redet, sagt: „Die Reise zur Stadt Mien an den Grenzen Indiens dauert 14 Tage durch ein entvölkertes Land, welches Ueberfluß an Wäldern, Rhinozeros und andern wilden Thieren hat, während sich keine andere Wohnung zeigt. „Deßhalb war die Zahl der Elephanten, welche zum Gebrauch des Krieges oder zu dem prächtigen Pomp von Kublai Khan und Timur angewandt wurden, beinahe ungeheuer. Weitgedehnte Gegenden waren allein von Elephanten bewohnt, während eine dichte Menschenbevölkerung sich nur um die Höfe der Despoten sammelte. Purchas sagt: „William Clarke, der dem Großmogul mehre Jahre in dessen Kriegen diente, berichtete, er habe in einem Heere 20,000 Elephanten gesehen; 4000 davon dienten zum Kriege, die übrigen waren Weibchen zum Lasttragen, Junge u. s. w." Hawkins, der 1607 in Agra war, sagt, Tschehangir habe 12,000 Elephanten gehabt. Der Mogul Akbar machte täglich Geschenke von Elephanten. Diese Berichte, so übertrieben sie erscheinen mögen, erweisen wenigstens, daß ungeheure Massen wilder Elephanten in Indien gefangen wurden, sonst hätte diese große Menge nicht erhalten werden können. Die Einführung der Feuerwaffen beim Kriege hat die Elephanten mit Ausnahme zum Tragen des Gepäckes nutzlos gemacht, und die Unterwerfung der mächtigsten indischen Fürsten unter brittischer Herrschaft hat auch sehr den prächtigen Pomp vermindert, worin der Elephant einst eine so große Rolle spielte. Der Wechsel jedoch war nicht plötzlich und ist auch nicht vollständig. Der Gebrauch der Elephanten hört allmählig auf, seitdem die orientalischen Dynastien den Britten gewichen sind, wenig vom Schein und noch weniger an Macht bewahrt haben und den einfacheren Formen europäischer Herrschaft sich bequemen mußten. Allein noch 1794 zog der Fürst von Aude auf die Jagd mit 1000 Elephanten, und in unseren Tagen ist der Ruhm des birmanischen Reiches unzertrennlich mit dem Besitze des weißen Elephanten verbunden. Ebenfalls zeigt sich der Pomp des birmanischen Kaisers bei Elephantenkämpfen und Elephantenprozessionen in derselben Weise, wie früher in Vorderindien, bevor eine Handvoll Kaufleute sich an den Küsten mit der Bestimmung niederließ, im Laufe eines Jahrhunderts alle Fürsten zu stürzen und die feste und stets wir-

kende Kraft höchster Civilisation in Kampf mit der trägen Gewalt halbbarbarischer Despoten zu bringen, deren Vorstellungen sich niemals änderten und deren materielle Kraft durch eigene Last erdrückt oder durch Uneinigkeit geschwächt war.

Betrachten wir die ungeheure Kraft des Elephanten, welche ihn befähigt, alle gewöhnliche Mittel der Einschließung zu durchbrechen, berücksichtigen wir ferner nicht allein seine Fähigkeit, heftigen Angriffen zu widerstehen, sondern auch gewöhnliche List zu vereiteln, so ist es klar, daß sein Fang sowohl Muth wie Thätigkeit, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, und im großen Maßstab betrieben, eine solche Vereinigung von Menschenkraft erheischt, wie man sie sonst nur in den verschwenderischen Spielen des Kriegs gebraucht. Deßhalb muß eine Beschreibung der verschiedenen Arten, wie man dies gewaltige Thier dem Menschen unterwirft, viele interessante Einzelnheiten umfassen, welche mit der Oekonomie desselben in Verbindung stehen und zugleich Züge von Erfindsamkeit und Ausdauer offenbaren, welche eben so merkwürdig sind, wie andere von der Menschenseele in außerordentlichen Lagen gezeigte Aeußerungen des Scharfsinns.

Plinius, indem er die Art des Elephantenfangs in Indien beschreibt, sagt VIII. 8.: „Der Jäger steigt auf einen schon gezähmten Elephanten; wenn er einem wilden von der Heerde getrennten begegnet, so verfolgt und schlägt er denselben, bis der Elephant so erschöpft ist, daß er von einem Thier auf das andere springen und das wilde zum Gehorsam zwingen kann.“ Dies Verfahren ist eben so summarisch wie dasjenige, welches der römische Naturforscher über das Verfahren der Troglodyten angibt, die Diodorus Siculus durch das ausdrucksvolle Beiwort: „Kriegführer gegen Elephanten,“ beschreibt. Diese sollten sich an die Zweige der Bäume hängen, unter denen die wilde Heerde vorbeigeht, und sich auf die Kruppe eines besonderen Thieres herablassen, um den Schwanz mit der einen Hand zu ergreifen und die Hüftensehne mit der andern zu zerschneiden. Obgleich der Elephant von den erfahrenen afrikanischen Jägern mit weit mehr Geschicklichkeit wie durch diesen Vorgang, in den Schenkel zu schneiden, getödtet wird, so ist er sicherlich nicht durch die indischen Jäger der gegenwärtigen Zeit so schnell zu zähmen, wie von denen, welche Plinius beschrieben hat. Das Verfahren jedoch, obgleich langsam, ist sehr wirksam, und die Zucht erheischt nicht eine fortwährende Wiederholung der Schläge, welche das Verfahren, wie es Plinius angibt, er-

fordert haben müßte, sogar wenn dasselbe ohne Gefahr hätte ausgeführt werden können. Die verschiedenen Arten, die in Indien und auf den naheliegenden Inseln gewöhnlich sind, um den Vorrath der Elephanten zum häuslichen Gebrauch zu erhalten, sind verwickelter, wie der römische Naturforscher es für nothwendig gehalten zu haben scheint. Die Verfahrungsarten, die alsdann fortwährend mit bleibender Anwendung milden Zwanges folgen, verwandeln zuletzt die unbeholfene Kraft des riesenhaften Vierfüßlers in eine Maschine, welche so genau und gehorsam wirkt, wie irgend eine der sinnreichen Erfindungen neuster Zeiten, welche die unregelmäßige Bewegung der Thierkraft ersetzt haben.

Die roheste Weise, den Elephanten zu fangen, besteht darin, daß man eine Grube in seinen heimischen Wäldern gräbt und dieselbe mit lockeren Brettern, Zweigen und Gras, wovon er sich nährt, bedeckt. Dies ist als der Brauch in Ceylon vor einem Jahrhundert erwähnt, und la Brue beschreibt dasselbe Verfahren als das der Neger am Senegal, um den Elephanten seines Fleisches wegen zu fangen. Williamson gibt an, daß die Hindus an Orten, wo die Nähe der Elephanten ihnen großen Schaden zufügt, eine Grube graben, dieselbe mit einer leichten Plattform von Zweigen und Gras bedecken und die Heerde durch einen zahmen Elephanten hereinlocken. Der leitende Elephant stürzt alsdann in die Falle und die übrigen fliehen in großem Schrecken. Das Verfahren ist nicht sehr erfolgreich; wir glauben, daß die instinktartige Vorsicht des Elephanten, auf keinen unsichern Boden zu treten, dasselbe nutzlos macht, wenn nicht seine natürliche Klugheit dem heftigeren Eindruck des Verlangens oder des Schreckens weicht. Das Verfahren, Elephanten aus den Gruben zu bringen, ist nach Williamson aber sehr einfach. Das Thier wird meist zurückbehalten, bis es genug lenksam ist, um sich leiten zu lassen. Alsdann werden große Bündel Jungelgras, in Haufen gebunden, hineingeworfen, die der Elephant unter die Füße tritt, bis er allmählig zur Oberfläche oder wenigstens bis zu solcher Höhe kommt, daß er herausschreiten kann. Der Elephant verfährt ebenso, wenn er in sumpfigen Boden versunken ist; er tritt Gras- und Strohbündel mit seinem schweren Fuß in die Erde und legt sie mit dem Rüssel so zurecht, daß er zuletzt einen festen Boden erhält. Plinius, welcher die Art, in Gruben zu fangen, erwähnt, sagt, daß die Gefährten des unglücklichen so gefangenen Thieres Zweige und Erde ins Loch werfen, um ihm zu seiner Befreiung zu helfen. Dies scheint etwas fabelhaft; indeß eine Angabe von Pringle bezeugt wenigstens die

Neigung der Elephanten, einem Gefährten in der Noth zu helfen: „Im Jahr 1821 brachte ich während meiner Ausflüge in das Innere der Capkolonie einige Tage in der Herrnhuterniederlassung am weißen Flusse zu. Dieser Ort liegt in einem wilden, aber schönen Thale am Fuße der Zuurberge, im Distrikt Uitenhaag, und ist an jeder Seite von ausgedehnten Wäldern umgeben, worin zahlreiche Elephantenheerden noch immer Schutz finden. Weil diese Thiere von Kolonisten und Hottentotten häufig gejagt wurden, sind sie so scheu geworden, daß man sie kaum während des Tages anders als nur in den unzugänglichsten Bergen und Jungeln findet; des Nachts aber kommen sie in großen Schaaren hervor und suchen auf den bewohnten Landgütern des weißen Flußthales ihre Nahrung; alsdann rächen sie bisweilen das Unrecht, welches ihr Geschlecht von den Kolonisten erlitt, die von ihren alten Aufenthaltsorten Besitz genommen haben, indem sie Fruchtbäume ausreißen, Gärten und Kornfelder niedertreten, Pflüge, Wägen u. s. w. zerbrechen. Ich will jedoch nicht behaupten, daß die Elephanten alles dieses Unheil aus Rachegefühl oder mit der Absicht ausüben, ihren menschlichen Verfolgern Schaden zu thun. Sie reißen die Bäume wahrscheinlich nur deßhalb aus, um deren weiche Wurzeln abzuweiden, und verderben das Ackergeräthe, weil es ihnen im Wege liegt. Was ich aber jetzt angeben will, zeigt gewiß eine ungemeine Verständigkeit. Einige Tage vor meiner Ankunft kam ein Elephantenhaufe in einer dunklen und regnigten Nacht bis dicht an das Dorf. Die Missionäre hörten ihr Gebrüll und überhaupt einen lang anhaltenden Lärm lange Zeit am oberen Ende ihres Obstgartens. Da sie aber wohl wußten, wie gefährlich es ist, dem gewaltigen Thiere in der Nacht zu begegnen, blieben sie bis Tagesanbruch in ihren Häusern. Am nächsten Morgen, als sie den Ort untersuchten, wo sie die Elephanten gehört hatten, erkannten sie die Ursache des nächtlichen Aufruhrs. An diesem Ort fanden sie einen ungefähr 5′ breiten und 14′ tiefen Graben, den die Missionäre angelegt hatten, um Wasser zur Bewässerung ihres Gartens aus dem Fluß herbeizuleiten und eine Kornmühle zu treiben. In diesen Graben, der noch nicht fertig und ohne Wasser war, mußte ein Elephant hineingefallen sein, denn man fand die Spuren seiner Füße deutlich am Boden, ebenso wie auch den Eindruck seines riesenhaften Körpers an den Seiten. Wie er hinein gekommen war, ließ sich leicht errathen. Das Wunderbare nur bestand darin, wie er wieder hatte hinauskommen können. Für ein solches Thier muß es offenbar unmöglich sein, ohne Hülfe sich herauszu-

bringen. Hatten ihm seine Gefährten geholfen? Dies war offenbar der Fall gewesen, allein das Mittel blieb immer räthselhaft, wenn man nicht annahm, daß sie ihn mit den Rüsseln herausgehoben hatten. Um diese Annahme zu bestätigen, untersuchte ich selbst am nächsten Tage nach meiner Ankunft den Ort und fand an dem Rand des Grabens zahlreiche Spuren, als hätten sich andere Elephanten auf beiden Seiten aufgestellt, einige kniend und andere stehend, worauf sie unter vereinigten Anstrengungen, und wahrscheinlich nach manchem Mißlingen, ihren unglücklichen Bruder aus der Grube hervorhoben."

Wie selten auch dergleichen Beispiele von verständigem Mitleid unter Elephanten sein mögen, so ist kein Zweifel vorhanden, daß der Scharfsinn des Thieres dasselbe befähigt, aus einer gefährlichen Einschließung in einer tiefen Grube zu entkommen, wenn es das Mittel besitzt, seinen ungeheuren Körper beinahe bis zur Oberfläche des Bodens zu erheben. Ein sehr merkwürdiger Vorfall, welcher diese instinktartige Kunde erläutert, und zugleich ein Beispiel von der Uebung der Geisteskraft des halbvernünftigen Thieres gibt, findet sich in einer neueren englischen Uebersetzung von Cuviers Thierreich durch Griffith.

„Bei der Belagerung von Burtpur im Jahr 1805 ereignete sich ein Vorfall mit zwei Elephanten, welcher den Charakter, die geistige Fähigkeit, die Leidenschaften, die List und die Hülfsmittel dieser Thiere erläutert. Das brittische Heer mit seinem zahlreichen Troß von Begleitern und Dienern, und Tausenden Stücken Vieh war schon lange Zeit vor der Stadt gewesen, als die zur Ernährung so mancher lebendigen Wesen nothwendigen Wasservorräthe auszugehen begannen. Die Teiche waren vertrocknet, und allein die ungeheuren Brunnen des Landes konnten noch weiteren Wasservorrath darbieten. Die Masse Menschen und Vieh, die sich unaufhörlich an den Brunnen, hauptsächlich an den größten befanden, erweckte keinen geringen Streit über den Vortritt bei der Erlangung des Bedürfnisses, welches Jeder suchte, und somit war die Verwirrung an dem Platze sehr beträchtlich. Bei einer Gelegenheit kamen zwei Elephantentreiber, der eine mit einem besonders großen und starken, der andere mit einem verhältnißmäßig schwächeren Elephanten an dem Brunnen zusammen. Der kleinere hatte von seinem Herrn zu dem Zweck einen Eimer bekommen, den er am Ende seines Rüssels trug; das größere und stärkere Thier,

welches dieses nothwendigen Gerätheſ entbehrte, packte den Eimer, entweder aus eigenem Antrieb, oder auf ein Zeichen seines Herrn, und riß denselben dem schwächeren Elephanten leicht aus dem Rüssel. Der letztere war zu sehr seiner Schwäche sich bewußt, um die Beleidigung offen zu rächen, es war jedoch offenbar, daß er dieselbe empfand. Es folgte ein lauter Zank zwischen den Führern. Zuletzt benützte das kleinere Thier eine Gelegenheit, wo das größere mit der Seite nach dem Brunnen zu stand, ging einige Schritte auf sehr ruhige, unverdächtige Weise zurück, stürzte dann mit aller Kraft vorwärts, trieb den Kopf an die Seite des andern Elephanten und stieß denselben so in den Brunnen.

„Man kann sich leicht vorstellen, daß der Nachtheil sogleich empfunden wurde, und daß ernstliche Besorgnisse folgten, das Wasser im Brunnen könne durch das hineingestürzte massenhafte Thier gänzlich oder theilweise verdorben werden; da nun der Spiegel des Wassers beinah 20 Fuß unter der Erdoberfläche lag, so sah man kein Mittel, das Thier ohne Beschädigung desselben durch Gewalt herauszubringen. Unter dem Elephanten fanden sich noch mehre Fuß Wasser; derselbe schwamm mit großer Leichtigkeit auf der Oberfläche, empfand offenbares Vergnügen am kühlen Bade, und zeigte keine Neigung zu Anstrengungen, sich herauszubringen.

„Da eine große Masse Faschinen zum Zweck der Belagerung verfertigt war, kam der Elephantenwärter zuletzt auf den Gedanken, eine genügende Masse derselben, zur Bildung eines Haufens, in den Brunnen zu werfen, wenn man dem Thiere begreiflich machen könne, dieselben in regelmäßiger Aufeinanderfolge unter die Füße zu legen. Nach der Erlaubniß der Ingenieuroffiziere zum Gebrauch der Faschinen, mußte der Führer dem Elephanten die Weise beibringen, wie er die Faschinen zu legen hätte; dies gelang ihm durch den ungemeinen Einfluß, den diese Leute auf die Thiere äußern, und der Elephant begann schnell jede ihm zugeworfene Faschine unter seine Füße zu legen. Mittlerweile aber hatte das listige Thier, welches nach der Hitze und nach der theilweisen Wasserentbehrung, der es ausgesetzt gewesen war, das Vergnügen seiner Lage genoß, keine Lust, weiter zu arbeiten, und alle Drohungen seines Wärters konnten ihn nicht dahin bringen, eine Faschine weiter zurecht zu legen. Der Mann setzte List der List entgegen; er begann den Elephanten zu loben und liebzukosen, und was Drohungen nicht

vermochten, vermochte ein wiederholtes Versprechen von Arrak. Hierdurch aufgeregt, ging das Thier wieder an die Arbeit und erhob sich beträchtlich höher, bis es durch eine theilweise Abreißung der Mauer um den Brunnen, herausschreiten konnte. Der ganze Vorfall hatte vierzehn Stunden gedauert."

In Nepaul und an den Grenzländern des nördlichen Indiens, wo die Elephanten klein sind, fangen die Eingebornen dieselben mit dem Phaun oder der Schlinge. Dies Verfahren entspricht dem Fang wilder Pferde auf den Pampas Südamerika's mit dem Lasso. Der Jäger, auf einem gelehrigen Elephanten reitend, um dessen Leib der Strick befestigt ist, sucht sich einen Elephanten aus einer wilden Heerde aus; er naht sich vorsichtig und wirft seine Schlinge in solcher Weise, daß dieselbe hinter die Ohren und über die Stirn des verfolgten Thieres fällt. Der Elephant krümmt instinktartig seinen Rüssel, um die Schlinge zu entfernen, welche der Jäger mit Geschicklichkeit weiter über den Hals fallen läßt. Ein anderer Jäger kömmt alsdann hinzu und wiederholt das Verfahren; so wird das Geschöpf von zwei zahmen Elephanten, an welche die Stricke gebunden sind, gehalten, bis es erschöpft ist. Der Fang eines großen wilden Elephanten wäre in dieser Weise unmöglich; bei einer kleineren Spielart scheint aber das Verfahren nicht mehr Schwierigkeit zu bieten, wie der Fang des wilden Pferdes oder Stieres auf den Ebenen Südamerika's.

Auffallend ist der Umstand, daß der Mensch beim Fange wilder Elephanten gerade die Gelehrigkeit der einzelnen von ihm schon abgerichteten Thiere benutzt. Vögel können abgerichtet werden, um andere Vögel in die Falle zu locken, allein dies ist nur Folge der Gewohnheit. Der Elephant dagegen hegt den offenbaren Wunsch, seinem Herrn in Unterwerfung seines eigenen Geschlechtes zu helfen, und übt diese Verrätherei so sinnreich und ausdauernd aus, daß wir kein ähnliches Beispiel der Unterwerfung unter den Willen dessen besitzen, welcher erschaffen ward, „daß er herrsche über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh, und über alles Thier, das auf Erden kreucht" (1 B. Mos. 1, 26).

Wegen besonderer Umstände, die man nicht genau kennt, findet man bisweilen große männliche Elephanten, die von der Heerde getrennt leben. Sir Stamford Raffles, indem er von den Elephanten redet, die er in seiner Reise durch den Süden Vorderindiens antraf, sagt: „Die Hindus glauben,

daß es zwei Arten Elephanten gibt, solche, die immer in Heerden gehen (Gaja berkampong) und welche selten Unheil anrichten, und die einzeln lebenden Elephanten (Gaja salungal), die weit größer und stärker sind, und entweder allein oder in Gesellschaft zu zwei und drei sich befinden. Letztere Art besteht aber wahrscheinlich nur aus gänzlich ausgewachsenen Männchen. Wahrscheinlich trennen sich dieselben in vielen Fällen nur von ihren Gefährten, um frische Weideplätze zu suchen. Da man sie aber häufig sehr gereizt antrifft, indem sie überall auf ihrem Wege Unheil anrichten, so glaubte man, sie seien von den stärkeren Männchen weggetrieben und erlitten alle Schmerzen der wüthendsten Eifersucht. Da sie die schönsten und deßhalb zum Verkauf am besten geeigneten Elephanten sind, so suchen die Jäger, stets zwei Mann, sie sich bald aus, und folgen ihnen vorsichtig Tag und Nacht mit zwei, oft mit vier abgerichteten Elephanten, Kumkis genannt. Ist es dunkel, so können sie hören, wie das Thier seine Nahrung, um sie zu reinigen, gegen seinen Fuß schlägt; bei Tage nahen sie sich vorsichtiger. Die Führer verstecken sich in der Nähe, während die Kumkis sich um die unglücklichen Gunda oder Saun (Namen des Elephanten) drängen. Sie kriechen sorgfältig unter ihn hin und befestigen, während er über die Liebkosungen der zahmen Elephanten entzückt ist, seine Vorderbeine an ein starkes Tau. Man sagt, daß die listigen Weibchen nicht allein seine Aufmerksamkeit von den Mohauts (den Elephantentreibern) ablenken, sondern sogar bei Befestigung der Stricke denselben behülflich sind. Howitt hat nach Williamson's Beschreibung eine lebhafte Zeichnung dieses Vorganges entworfen. Sind die Hinterbeine eben so fest gebunden, so verlassen ihn die Jäger und ziehen sich auf einige Entfernung zurück. Bisweilen binden sie ihn sogleich an einen großen Baum, wenn die Lage dies erlaubt. Unter andern Umständen werden nur seine Beine zusammengebunden. Verlassen ihn die Weibchen, so merkt er seine schimpfliche Lage. Er bewegt sich aber nur mit Schwierigkeit wegen der Stricke an seinen Beinen. Er schleppt lange Taue hinter sich her; die Mohauts benützen eine Gelegenheit, um dieselben an einen Baum zu befestigen. Er wird wüthend, wirft sich zu Boden und stößt seine Stoßzähne in die Erde. Zerreißt er die Taue und entwischt er in das Dickicht, so wagen die Jäger ihm nicht zu folgen. Ist er aber gehörig festgebunden, so wird er bald durch eigene Wuth erschöpft. Alsdann läßt man ihn hungern, bis er zur Genüge unterwürfig geworden ist, um unter der Leitung seiner verrätherischen Freunde an einen bestimmten Ort fortgeführt zu

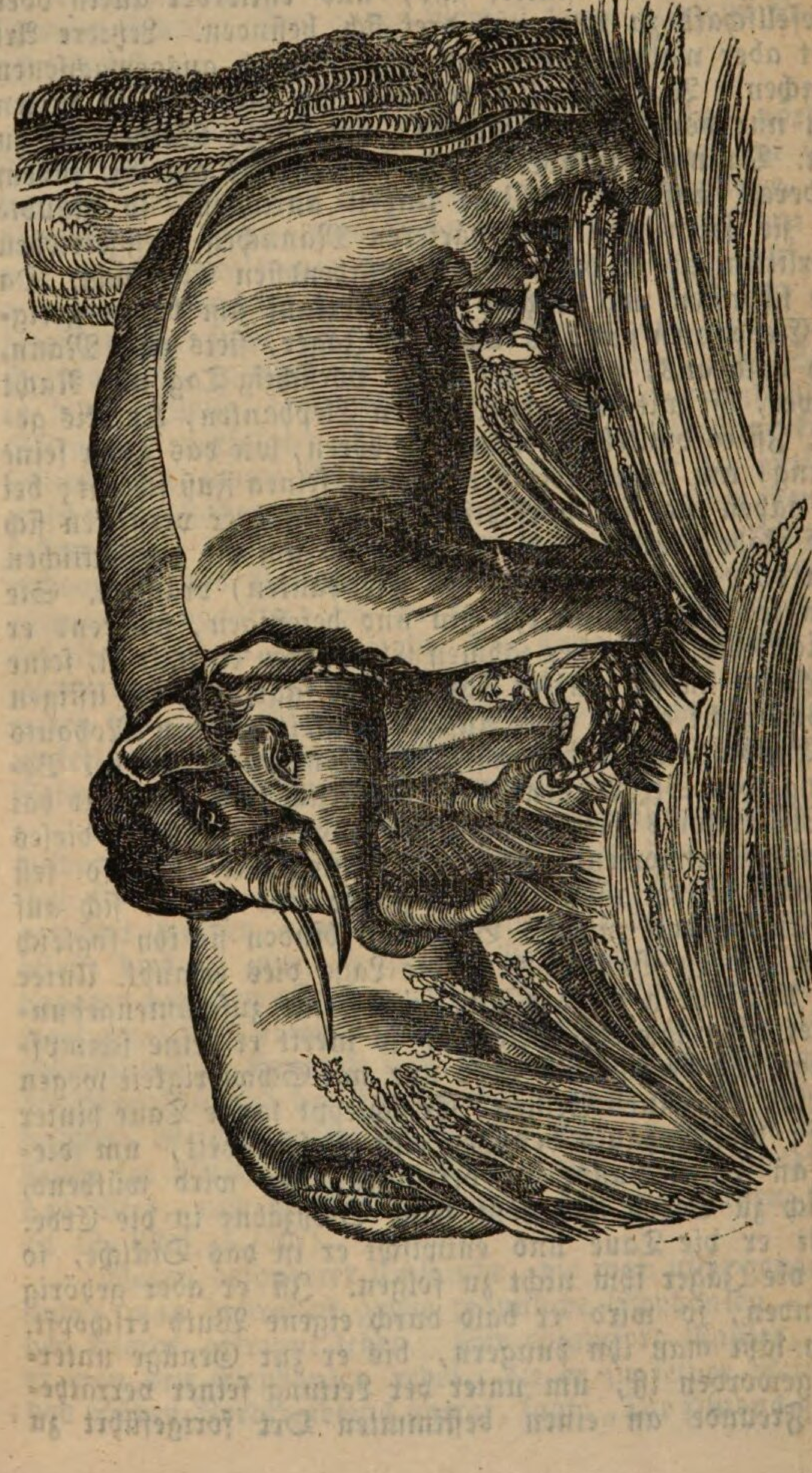


Fig. 28. Wilder Elephant, vermittelst weiblicher Lockelephanten gefangen.



Fig. 29. Wilder Elephant, den man festgebunden hat.

werden, wo er nach der Zucht von wenigen Monaten sich mit seiner Lage vollkommen ausgesöhnt hat.

Im Königreich Ava werden alle Elephanten durch weibliche, zum Locken abgerichtete, gefangen, obgleich das Verfahren von dem in Brittischindien etwas verschieden ist. Crawfurd sagt: „Der König von Ava besitzt etwa tausend Elephanten, die in zwei Klassen abgetheilt werden, die durchaus abgerichteten und gezähmten, hauptsächlich Männchen, und Lockelephanten, sämmtlich Weibchen in halb wildem Zustand; letztere bewahrt man meist in Nähe der Wälder mit Elephantenheerden. Schließt sich ein wildes Männchen der Heerde von Lockelephanten an, so wird dieselbe zur Hauptstadt an einen Ort, Elephantenpalast getrieben, welcher zur Zähmung des wilden männlichen Elephanten zum Vergnügen des Königs eingerichtet ist. Dieser Palast ist eine quadratförmige Umzäunung, überall von doppelten Palisaden aus Stämmen des Thekabaumes umringt, wovon jeder so dick, wie ein Mittelmast auf einem Schiff von 400 Tonnen ist. Zwischen den Palisaden findet sich eine Steinmauer von 14′ Höhe und 20′ Dicke. Darauf sitzen die Zuschauer. Die Umzäunung hat zwei Eingänge, deren Thore aus Balken bestehen, welche am Boden durch Taue bewegt werden können.“ Wir theilen einen Auszug von Crawfurd's Beschreibung des Vorganges mit, der innerhalb dieser Umzäunung sich ereignete:

„Eine Staubwolke verkündete die Annäherung der Elephanten, ungefähr zwanzig an der Zahl; diese waren, mit Ausnahme des Gefangenen, sämmtlich Weibchen, mehre mit den ihnen folgenden Jungen. Einige der am besten Gezogenen wurden von Reitern bestiegen. Theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt, trieben die Weibchen einen kleinen, wie man mir sagte, noch nicht dreizehnjährigen Elephanten vor sich her; wenigstens eine halbe Stunde war erforderlich, um denselben zu bewegen, daß er durch das Thor ging. Ein sehr gelehriger weiblicher Elephant ging von dem Führer geleitet voran; die halbgezähmten Weibchen aber hegten beinah ein ebenso großes Widerstreben zum Eintritt, wie der männliche; sie hielten 5—6mal an, bis sie in die Falle geriethen; zweimal lief das Männchen etwa eine Viertelstunde weit fort, wurde aber von den Weibchen wieder zurückgebracht.

„Als die Elephanten eingetrieben waren, lud man uns ein, uns zum Könige zu begeben, in welcher Lage wir den Vorgang besser übersehen könnten. Wir begaben uns somit um den südlichen und östlichen Winkel der Umzäunung, und

erhielten Sitze in derselben Linie mit dem König und den Prinzen. Diese Stelle war nicht allein für uns eine Auszeichnung, sondern gewährte uns auch die beste Ansicht. Wir machten eine Verbeugung und die Sache nahm ihren Fortgang. Wegen der Kleinheit des Elephanten wurde aber weder große Gefahr, noch großes Vergnügen geboten. Die Weibchen wurden eins nach dem andern aus der Umzäunung herausgebracht. Alsdann begaben sich die Elephantenfänger in den Raum, und reizten den wilden Elephanten zu ihrer Verfolgung, die er auch mit großer Wuth begann. Dieselben begaben sich zu ihrem Schutz hinter die Palisaden, durch deren Oeffnungen der Elephant vergeblich mit dem Rüssel schlug. Die Elephantenfänger zeigten viel Muth und Geschicklichkeit, und nach Allem, was ich sah, waren sie auch keiner großen Gefahr ausgesetzt. Unglücksfälle jedoch ereignen sich bisweilen. Vor einigen Jahren strauchelte ein Elephantenfänger, von dem Thiere verfolgt, und fiel zu Boden; der wüthende Elephant tödtete ihn auf der Stelle. Der König, welcher bei diesem Unglück gegenwärtig war, entfernte sich sogleich, denn der Anblick des Blutes ist ihm sowohl als Fürst, wie als Verehrer des Gautama untersagt.

„Einige Ziegen wurden alsdann in den Raum gethan, und von dem Elephanten ebenso, wie die Elephantenfänger, und mit ebenso wenig Erfolg verfolgt. Diese Thiere entgingen mit größter Leichtigkeit seinen Verfolgungen; sie bekümmerten sich so wenig um seine Gegenwart, daß sie bald mit einander zu zanken begannen. Als der Elephant zur Genüge ermüdet war, wurden drei große männliche und gezähmte Elephanten eingelassen, jeder mit seinem Wärter, der einen Strick mit einer Schlinge in der Hand hielt. Einem gelang es, nach zwei oder drei Versuchen, die Schlinge um das Vorderbein zu werfen. Das Thier leistete wenig Widerstand, und schien durch die Gegenwart seiner drei gewaltigen Widersacher gänzlich unterworfen. Letztere trieben es nach Befestigung der Schlinge in eine besondere Hürde an der südlichen Seite der Umzäunung, woraus man es nachher herausnahm, und mit einem ziemlich dünnen Strick, den man um Rüssel, Hals und Stoßzähne gewunden hatte, an einen Pfosten festband. Als wir nach Hause zurückkehrten, sahen wir den Elephanten in dieser Lage unter einem Schuppen sehr unruhig und verdrießlich. Die Wärter sagten uns, daß die männlichen Elephanten, auf diese Weise in Sicherheit gebracht, fünf Tage lang nichts fressen. Sechs oder sieben Monate, bisweilen aber auch ein ganzes Jahr, sind für die Zähmung erforderlich; ihr Charakter nämlich ist verschieden.“

Knox's Bericht über den Fang der Elephanten in Ceylon bietet Aehnlichkeit zu dem von Crawfurd über dies Verfahren in Java. Er sagt: „Obgleich viele Elephanten in den Wäldern sind, so haben dennoch nur wenige Stoßzähne, und zwar nur die Männchen. Unter dieselben treiben die Einwohner einige weibliche Elephanten, die sie zu dem Zweck mitgenommen haben; haben die Männchen einmal letztere erblickt, so werden sie denselben überall hinfolgen, wohin sich auch dieselben begeben mögen. Die Weibchen auch sind daran so gewöhnt, daß sie Alles ausführen, was die Wärter ihnen, sowohl mit Worten, wie mit Winken befehlen; dadurch locken sie die wilden männlichen Elephanten durch das Land, durch Städte, und durch die Straßen der letzteren sogar bis an die Thore des königlichen Palastes; alsdann fängt man sie entweder mit Schlingen, oder in einer Art Hürde, wohin sie gelockt worden sind."

Die gegenwärtige Fangweise in Ceylon aber geschieht in großem Maßstabe, wie auch in Bengalen und besteht darin, daß man ganze Heerden dieser Thiere in eine ungeheure Umzäunung treibt, welche bei den Hindus Keddah heißt. Im Alterthum wurden die Elephanten nach Plinius von Jägern in einen engen Paß getrieben, an welchem das eine Ende verschlossen war, und hier wurden sie zurückbehalten, bis der Hunger sie unterwürfig gemacht hatte. Das gegenwärtige Verfahren des Orients ist schon viele Jahrhunderte mit wenig Abwechslung befolgt worden. Arrian gibt einen genauen Bericht von der Weise, wie man wilde Elephanten zu seiner Zeit fing. Er sagt: „Die Eingebornen legen einen tiefen Graben um einen weiten Raum an, in welchen die Heerde über eine Brücke gelangt. Ihre Flucht wird alsdann durch Entfernung der Brücke verhindert; sie werden dort bewahrt, bis sie zur Genüge erschöpft und ausgehungert sind; alsdann fängt man sie vermittelst zahmer Elephanten." Vierzehnhundert Jahre später gerieth der Sultan Akbar, bei seiner Rückkehr zur Hauptstadt Agra, vom Königreich Chandez in Decan aus, beim Dorfe Sipiri, unter eine große Heerde wilder Elephanten. „Er befahl seiner Reiterei, dieselbe zu umringen, und diese trieb sie mit großer Schwierigkeit in eine zu dem Zweck verfertigte Hürde. Einer der männlichen Elephanten von ungewöhnlicher Größe aber überschritt, als er sich gefangen fand, den Graben, riß den Wall mit den Palisaden ein und stürzte auf die Ebene hin. Drei abgerichtete Elephanten wurden ihm nachgesandt; er stellte sich zum Kampfe, und gewährte, bevor er besiegt und gefangen

wurde, dem König viel Vergnügen, der die lärmenden Kämpfe dieser gewaltigen Thiere sehr gern mit ansah" (nach Dow). Die großen Elephantenjagden der neuesten Zeit werden von der brittisch-indischen Regierung systematisch betrieben, und das ganze Verfahren wird mit einem Glanze ausgeführt, welcher den von allen anderen Jagden bei weitem übertrifft.

Die prächtige Scene einer Elephantenjagd, wo viele Tausende von Menschen sich versammeln, um eine Heerde dieser gewaltigen Thiere Meilen weit durch den Schall der Trommeln und Trompeten, und durch den Lärm der Flintenschüsse oder Feuerwerke forttreiben zu sehen, ist von Corse mit vielem Glück geschildert worden.

„Ist eine Heerde entdeckt worden, so werden etwa 300 Mann mit ihrer Umringung beschäftigt. Diese theilen sich in kleine Gesellschaften, meist von drei Mann, in der Entfernung von 20—30 Ellen von einander und bilden einen unregelmäßigen Kreis, worin die Elephanten eingeschlossen werden. Jede Abtheilung zündet ein Feuer an und lichtet einen Fußpfad, wodurch eine regelmäßige Verbindung auf dem ganzen Umfang bald hergestellt wird. Auf diesem Fußpfade können sogleich Verstärkungen nach irgend einem Punkt abgesandt werden, wo ein Lärmzeichen gegeben wird; die Oberaufseher, die stets die Runde machen, müssen aber zugleich Acht geben, daß die Leute auf ihrem Posten wachsam sind. Ist der erste Kreis so gebildet worden, so wird der übrige Theil des Tages und der Nacht abwechselnd mit der Wache und mit Kochen verbracht. Früh am nächsten Morgen wird Jemand von jeder Station abgeschickt, um einen zweiten Kreis in derjenigen Richtung zu bilden, in welcher man will, daß die Elephanten vordringen sollen. Ist derselbe vollendet, so löschen diejenigen, welche dem neuen Kreis am nächsten stehen, ihre Feuer aus und defiliren rechts und links, um die vorgerückte Abtheilung zu bilden; so entsteht eine Oeffnung, wo die Heerde hindurchkann. Durch diese Bewegung vereinigt sich der alte und der neue Kreis und bildet ein Oblong. Die hinten Befindlichen beginnen jetzt zu schreien und ein Geräusch mit Trommeln, Klappern u. s. w. zu machen, damit die Elephanten vordringen. Sobald sie in den neuen Kreis gelangen, schließen die Leute denselben, nehmen ihre Stellung ein und verbringen den übrigen Theil des Tages und der Nacht wie zuvor. Am Morgen wird dasselbe Verfahren wiederholt und auf diese Weise dringt die Heerde langsam in derjenigen Richtung vor, wo sie am wenigsten durch das Geschrei und den Lärm der Jäger belästigt wird,

indem sie unterwegs das Laub von den Baumzweigen u. s. w. abweidet. Wenn sie einen Hinterhalt beargwohnen sollten, so könnten sie sehr leicht durch den Kreis hindurchbrechen, allein dies harmlose Thier, welches nur seine Nahrung sucht und Niemanden von den Menschen, die es umringen und sich im dichten Gebüsch verstecken, erblickt, geht ohne Argwohn vorwärts und scheint allein vor dem ihm unangenehmen Lärm zurückzuweichen. Da die wilden Elephanten sich immer sehr vor dem Feuer fürchten und sich selten demselben nahen, so zünden die Jäger immer Feuer, besonders zur Nacht, an, damit die Elephanten ihnen nicht zu nahe kommen, übrigens ebenfalls auch, damit sie ihre Lebensmittel kochen und sich warm halten. Die Schildwachen schaffen die Feuerung, besonders grünen Bambus herbei, den man immer in großen Massen vorfindet, eine Feuerung, die durch das prasselnde Geräusch beim Verbrennen eben so wie der Lärm der Leute die Elephanten abschreckt, näher zu kommen. Somit bleibt die Heerde immer in einiger Entfernung gegen den Mittelpunkt des Kreises hin. Dringt sie aber vor, so wird das Lärmzeichen gegeben; alle Leute schreien, klappern u. s. w., um die Thiere in größerer Entfernung zu halten. Auf diese Weise treibt man sie allmählig in das Keddah oder in den Ort, wo man sie in Sicherheit bringen will."

Das Keddah*, wohin man so ihren Lauf richtet, ist eine große Umzäunung, bisweilen kreisförmig, bisweilen dreieckig, aus großen, aufrechten und Querbalken bestehend, die in eine zweite oder sogar dritte Einzäunung von geringerem Umfang aber ähnlicher Kraft endet. Zu Tipperah bestand das von Corse beschriebene Keddah aus drei Umzäunungen. Wenn zwei oder drei vorhanden sind, welche die gewaltige Kraft des Elephanten nicht zu durchdringen vermag, so hat dasjenige, wohin die Heerde zuletzt getrieben wird, einen engen Ausgang, der immer nur einem Elephanten den Durchgang gestattet. Die hauptsächlichste Schwierigkeit besteht immer darin, daß man die Heerde überredet, in dies ihr Gefängniß sich zu begeben. Obgleich das Pfahlwerk versteckt ist, und obgleich viele Vorkehrungen getroffen sind, dem Eingang kein abschreckendes Aeußeres zu ertheilen, so trägt der leitende Elephant oft Bedecken, und die ganze Heerde stürzt auf ihre Verfolger zurück. Zerstreut sie sich, so müssen die Kreise wieder neu gebildet und das langwierige Verfahren, sie langsam vorwärts zu treiben, wiederholt werden. Wenn jedoch der leitende Elephant in das Thor geht, so folgt die ganze Heerde. Wir fahren in Corse's Beschreibung fort.

„Sind die Elephanten sämmtlich durch das Thor gegangen, so werden Feuer um den größten Theil der Umzäunung und hauptsächlich am Eingang angezündet, damit die Elephanten nicht wieder zurückgehen. Die Jäger machen außen ein betäubendes Geräusch durch Trommelschlagen, Entzünden von Kanonenschlägen u. s. w., um die Elephanten in die nächste Umzäunung zu jagen. Die Elephanten, wenn sie sich als eingeschlossen erkennen, brüllen und machen Lärm. Sehen sie keine andere Oeffnung wie diejenige, welche zur nächsten Umzäunung führt und die sie zuerst gemeiniglich vermeiden, so kehren sie zu dem Ort zurück, von dem sie so eben gekommen waren, vielleicht in dem Glauben, daß sie entwischen können; finden aber jetzt, daß derselbe stark verrammelt ist; da hier kein Graben sich vorfindet, so unterhalten die Jäger, um zu verhindern, daß sie nahe kommen und durchbrechen, eine fortwährend brennende Feuerlinie, welche überall brennt, wo der Graben unterbrochen ist und versehen dieselbe mit Feuerung von der Spitze der Pallisaden aus; die außenstehenden Leute machen zugleich Lärm, um die Elephanten wegzutreiben. Wohin dieselben sich wenden mögen, finden sie überall brennende Feuer oder Bündel von Binsen und trockenem Grase, die durch die Oeffnungen der Pallisaden, mit Ausnahme des Eingangs der zweiten Umzäunung, geworfen werden. Haben sie die erste Umzäunung durchschritten und sehen sie keine Möglichkeit, anders als durch den Thoreingang in die nächste Umzäunung zu entkommen, so geht der leitende Elephant hinein und die übrigen folgen; das Thor aber wird sogleich von Leuten verschlossen, welche auf einem kleinen, unmittelbar darüber befindlichen Gerüst sich befinden; Feuer werden angezündet und derselbe betäubende Lärm fortgesetzt, bis die Heerde durch ein anderes Thor in die letzte Umzäunung gelangt ist, dessen Eingang in derselben Weise wie der frühere verwahrt wird. Die Elephanten, jetzt auf allen Seiten umgeben, sehen, daß kein Ausgang zu ihrer Flucht vorhanden ist, scheinen in Verzweiflung zu gerathen und dringen in ihrer Wuth häufig bis an den Graben, um durch die Pallisaden zu brechen. Sie blasen die Rüssel auf, kreischen lauter wie eine Trompete, brüllen bisweilen wie der Schall eines entfernten Donners; wo sie aber auch ihren Angriff beginnen, stehen ihnen immer brennende Feuer entgegen, während zugleich der Lärm der Jäger sie empfängt. Da sie einige Zeit in dieser Umzäunung bleiben müssen, so sorgt man stets dafür, daß ein Theil des Grabens mit Wasser gefüllt ist; dies Wasser wird durch einen kleinen natürlichen Strom oder einem künstlichen Kanal aus einem nahen Teiche

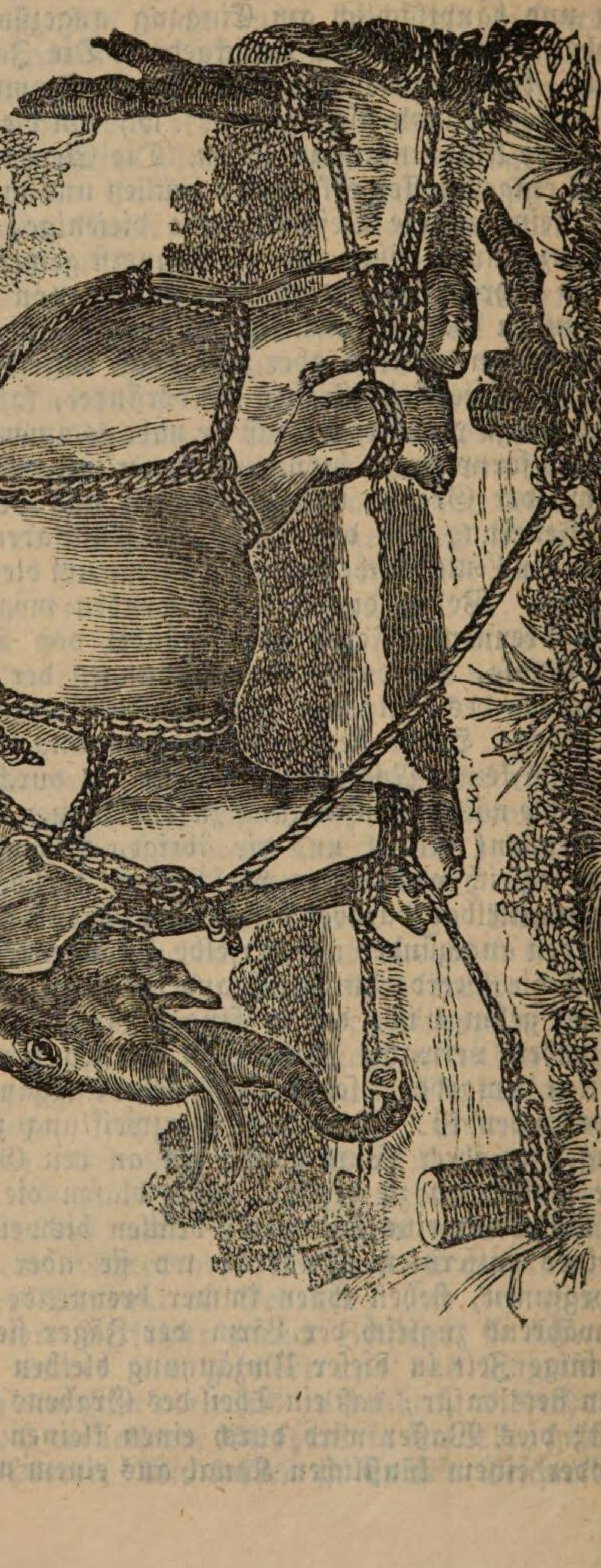


Fig. 30. Ein in einem Kebbah angebundener Elephant, nach einer Originalzeichnung von Corse Scott.

hergeleitet. Die Elephanten löschen mit diesem Wasser ihren Durst nach ihren Mühen, indem sie das Wasser mit ihren Rüsseln aufsaugen und alsdann sich damit bespritzen. Während sie in dieser Umzäunung bleiben, sind sie mürrisch und scheinen an die Flucht zu denken. Die Jäger aber bauen Hütten dicht an die Pallisaden; Wachen werden aufgestellt und jede Vorkehrung getroffen, um ihr Hindurchbrechen zu zu vermeiden.

„Wenn die Heerde einige Tage in dem Keddah geblieben ist, so wird eine Thüre des Ausgangs geöffnet und einer der der Elephanten zum Eintritt verlockt, indem man Nahrung vor ihm und allmählig auf dem Wege hinstreut, bis er weit genug gekommen ist, um die Verschließung der Thore zu gestatten. Ueber diesem aus Flechtwerk gebildeten Thore stehen zwei Mann, die das Futter hinabwerfen; wenn der Elephant über das Thor hinaus ist, so macht man einem Manne ein Zeichen, worauf derselbe von außen das Thor durch Anziehen einer Schnur verschließt, und dann befestigt man dasselbe, indem man zwei auf jeder Seite senkrecht stehende Balken quer über einander bringt (nämlich so ✕) und alsdann zwei Balken in derselben Weise kreuzweis über einander hinter die Thüre, dem Keddah zunächst, legt, so daß die Thüre in der Mitte sich befindet. Zur weitern Sicherheit werden Horizontalbalken quer über den Ausgang durch die Oeffnungen der Pallisaden sowohl vor wie hinter diesen Querbalken vorgeschoben, um die Möglichkeit zu verhindern, daß die Thüre durchbrochen wird. Der Ausgang ist so eng, daß ein großer Elephant sich nicht darin umwenden kann; sobald er das Geräusch vernimmt, welches bei Verschließung des Thores gemacht wird, zieht er sich zurück und sucht dasselbe zu sprengen; alle seine Anstrengungen helfen ihm aber zu nichts, da dasselbe in der erwähnten Weise befestigt ist. Erkennt er endlich, sein Rückzug sei abgeschnitten, so dringt er vor und äußert seine höchste Kraft, um durch die Querbäume hindurchzubrechen, die etwas weiterhin am Ausgange vorher über einander gelegt waren; unter Gebrüll stößt er dagegen mit dem Kopfe zu wiederholten Malen, wie ein Widder der Alten, wobei er jedesmal in höchster Wuth sich zurückzieht und vordringt. In dieser Einschließung erschöpft sich der Elephant durch Anstrengungen. Starke Taue mit Schlingen werden auf ihn hingeworfen und sobald er einen Fuß hineinsetzt, wird er an eine Pallisade gebunden. Sind alle seine Füße so befestigt, so bindet man seine Hinterbeine zusammen; alsdann wird sein Körper in verschiedenen Richtungen mit gewaltigen Tauen umringt, die man in solcher Weise sichert, daß sie gleichsam ein vollkom-

menes Geschirr bilden. Ein paar große Stricke mit laufenden Schlingen werden zuletzt um seinen Hals geworfen und an den Tauen auf jeder Seite festgebunden.

Sind die Vorbereitungen in dieser Weise vollständig, so befestigt man die Taue an zwei zahme Elephanten. Die schwere Thüre am Ende des Eingangs wird geöffnet, die Taue, welche seine Beine an die Pallisaden banden, werden gelöst und er wird von seinen kräftigen Gefährten an einen offenen Ort geführt, wo man ihn in ähnlicher Weise zwischen zwei Bäumen festbindet. Verlassen die bereits gezähmten Gefährten den Elephanten, um einen andern an den Ort der Gefangenschaft zu führen, so wird seine Wuth furchtbar; er brüllt in Verzweiflung und tritt die ihm gereichte Nahrung unter die Füße. Bisweilen fällt er als Opfer seines Wuthanfalls, meist aber bewegt ihn der Hunger zum Fressen, und alsdann fügt er sich allmählig dem Einfluß einer milden Erziehung.

Fünftes Kapitel.

Der afrikanische Elephant. Elephantenjagden.

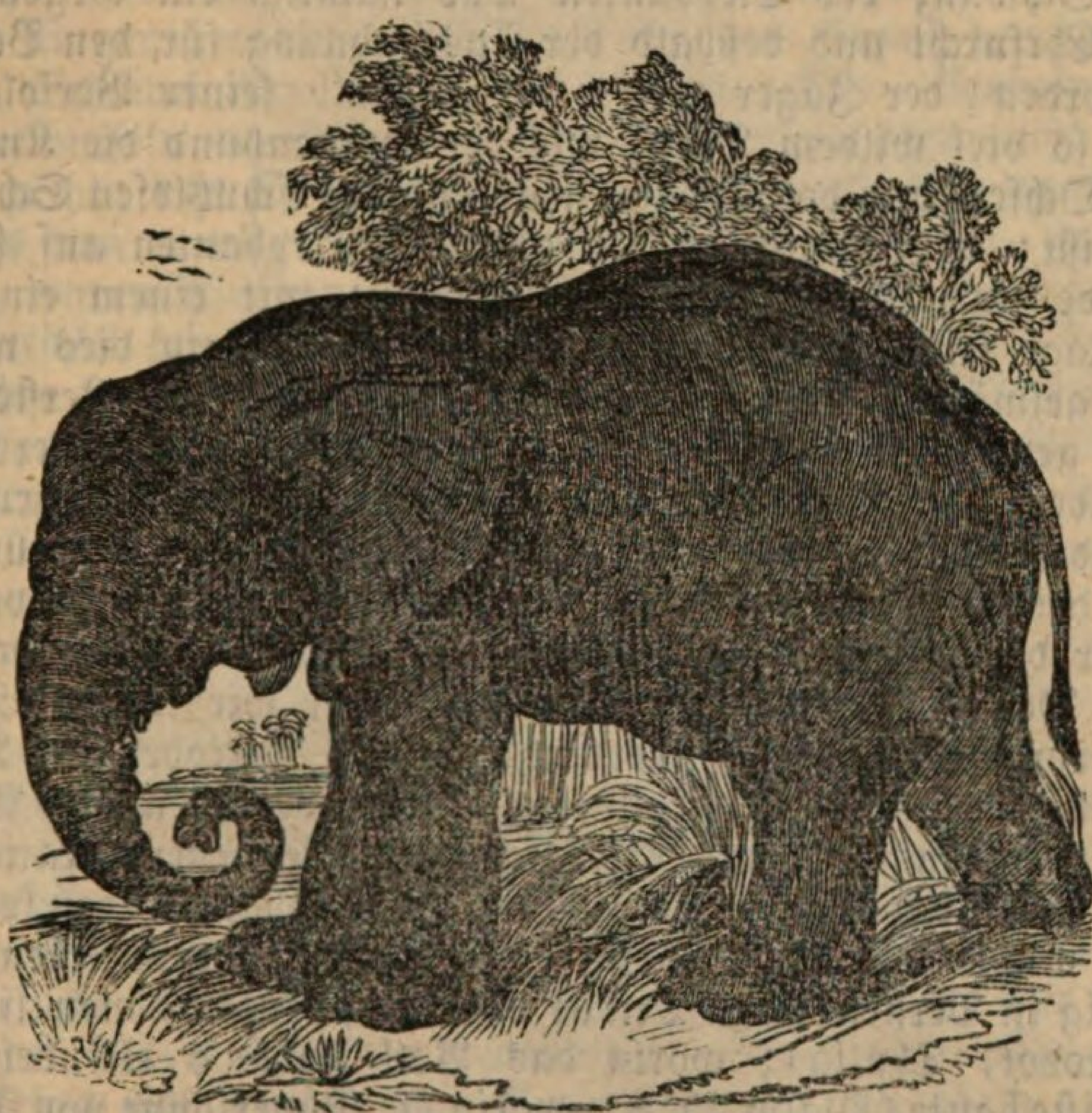


Fig. 31. Der afrikanische Elephant (Elephas Africanus Cuvier).

Vor den Niederlassungen der Portugiesen auf den Küsten Afrika's in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts streifte der Elephant ohne Unterbrechung an den Ufern der großen Flüsse umher, deren Lauf sogar bis zur Gegenwart noch nicht vollkommen bekannt ist. Auf den Ebenen des

Königreichs Congo, wo das Gras einen üppigen Wuchs unter unzähligen Seen erreicht, und an den Ufern des Senegal, dessen Fluten durch weite Urwälder ihren Lauf haben, sind Heerden von Elephanten Jahrhunderte lang sicher umhergewandert. Der arme Afrikaner tödtete gelegentlich wenige, von der Heerde verirrte, um eine seltene und üppige Nahrung an den zartesten Theilen seines Fleisches zu erhalten. Der Wunsch zum Schmuck, welcher sogar bei den rohesten Wilden vorherrscht, erweckte bei den Häuptlingen der Negerhorden die Begierde, die Stoßzähne des Elephanten zu besitzen, um dieselben in Armbänder und andere Zierrathen ihres Körpers zu verwandeln. Der Aberglaube aber auch veranlaßte gelegentlich die Tödtung dieses gewaltigen Thieres; der Schwanz des Elephanten war nämlich ein Gegenstand der Ehrfurcht und deßhalb der Auszeichnung für den Besitzer geworden; der Jäger weihte sich deßhalb seiner Verfolgung mit so viel wildem Trotz, wie der Hyänenhund die Knochen des Ochsen und des Schafes während des schutzlosen Schlafes abbeißt; er beschlich so den arglosen Elephanten auf seiner Weide und schnitt ihm den Schwanz mit einem einzigen Schlage seines rohgebildeten Beiles ab. Allein dies waren unregelmäßige und theilweise Aufreizungen zur Zerstörung des gewaltigsten und zugleich friedlichsten Bewohners der Wälder. Die bleibenden und unerbittlichen Forderungen des Handels waren noch nicht an die Ufer Afrika's gedrungen, um den Elephanten Feinde unter allen Stämmen zu erwecken, unter denen sie so lange in ziemlicher Sicherheit gelebt hatten.

Der Handel mit Elfenbein war mehr wie tausend Jahre unterbrochen worden; allerdings gab es Perioden im Alterthum, worin die feingebildeten Völker desselben das Elfenbein in eben so hoher Weise schätzten wie neuere Nationen, und worin dadurch die Vernichtung der Elephanten eben so groß sein mußte wie gegenwärtig — Perioden, worin Asien dem König in Persien einen Tribut von Elephantenzähnen lieferte (Herodot, Thalia); worin das Volk Judäa's elfenbeinerne Paläste baute (Psalm 45, 8); worin die Ruderschiffe von Tyrus Bänke von Elfenbein hatten (Hesekiel 27, 6); worin die etruskischen Zeichen des Königthums aus Sceptern und Thronen von Elfenbein bestanden (Dionys. Halicarn. III., 18), während der barbarische Luxus der früheren griechischen Fürsten die Zimmerdecken ihrer Paläste damit auslegte (Hom. Odyss. IV., 73); worin die alten Könige und die Consuln Roms auf elfenbeinernen Thronen saßen und worin die kolossalen Statuen der Götter zur Zeit der höchsten Blüte Griechenlands aus Elfenbein errichtet wurden, das in ungeheurem Verhältniß

und glänzend ausgeschmückt alle Pracht der neueren Völker übertraf; worin endlich ungeheure Vorräthe von Elfenbein in den Tempeln zu Verzierungen überhaupt sich ansammelten. Zur Zeit des Plinius hatte der ungeheure Verbrauch von Elfenbein zu Luxusartikeln die Römer gezwungen, es in einem andern Welttheile zu suchen; Afrika hatte aufgehört, Elephantenzähne, mit Ausnahme der kleinsten, zu liefern (Plin. 8, 2). Ein bis zwei Jahrhunderte vor Plinius war das Elfenbein nach Polybius so reichlich vorhanden, daß die Städte an den Grenzen Aethiopiens Elephantenzähne als Thürpfosten gebrauchten oder damit ihre Felder umzäunten (Plin. 8, 10). Als Roms Macht versank und der Handel Europa's mit Afrika Jahrhunderte lang unterbrochen wurde, wohnte der Elephant beinahe unbelästigt in jenen Gegenden. Er ward nicht länger getödtet, um Stoff für den Prunk der Tempel oder Schmuck für Paläste zu liefern. Die elfenbeinernen Schreibtafeln der Bürger des alten Roms wurden nicht mehr gebraucht; das Spielzeug des neueren Frankreichs ward anfangs von weniger glänzendem Material verfertigt. Zu Angola waren Elephantenzähne so zahlreich, weil sie als Handelsartikel keinen Werth hatten, daß der Engländer Battell, welcher im portugiesischen Heere diente, im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts schrieb: „Die Eingebornen haben ihre Götzen von Holz inmitten ihrer Städte, die wie Neger dargestellt sind. Am Fuß derselben ist ein großer Haufen von Elephantenzähnen aufgehäuft, an 3 bis 4 Tonnen; diese gehen von dem Boden aus, und darauf stehen die Schädel todter Menschen, welche im Kriege erlegt worden sind, als Zeichen des Sieges.“ Das Volk in Angola und Congo, als die Portugiesen sich zuerst dort niederließen, hatte eine ungeheure Zahl von Elephantenzähnen seit Jahrhunderten dort aufgehäuft und dieselben zu ähnlichen abergläubischen Zwecken gebraucht. So lange der Vorrath aushielt, führten die portugiesischen Schiffe ungeheure Massen nach Europa, und dieser Handel bildete einen der ergiebigsten Zweige des anfänglichen Verkehrs mit Afrika. Die Nachfrage nach Elfenbein, welche so nach vielen Jahrhunderten in Europa wieder erneut war, bot dem armen Afrikaner eine zu große Versuchung, als daß derselbe nicht versucht haben sollte, den Artikel herbeizuschaffen. Die Tödtung der Elephanten wegen ihrer Zähne wurde unaufhörlich in den weiten Wäldern betrieben, und diese Zerstorung ist mit weniger oder gar keiner Verminderung bis zur Gegenwart fortgesetzt worden.

Die Schätzung des gegenwärtigen Verbrauchs von Elfen-

bein in Europa ist mit einiger Genauigkeit höchst schwierig anzugeben. Seine Anwendung muß sich einerseits durch die Veränderung des Geschmackes sehr vermindert haben, welche die Betten und Stühle von Elfenbein abgeschafft hat, womit die Paläste der Fürsten zur Zeit Leo's X. geschmückt waren, welche ferner die mit Elfenbein ausgelegten Tische und Schränke des darauf folgenden Jahrhunderts durch Hausgeräthe ersetzte, dessen Werth mehr auf der ausgezeichneten Arbeit wie auf Kostbarkeit des Materials beruht. Andererseits hat aber die Vermehrung der Behaglichkeit und der Luxusartikel unter den mittleren Klassen und die Neigung zu geschmackvollen Verzierungen, welche vom Palast zur Hütte gelangt ist, den Verbrauch des Elfenbeins zu kleinerer Arbeit offenbar gesteigert. Wir vernehmen, daß in Dieppe gegenwärtig elf blühende Werkstätten für Artikel in Elfenbein vorhanden sind, von wo aus das gewöhnlichste Werk der Drechselbank ebenso wie das feinste Kunstwerk der Schnitzelkunst sich durch alle civilisirteren Völker verbreitet. Viel wird in Kruzifixen und anderem Geräthe des katholischen Gottesdienstes verbraucht. In England ist der Verbrauch der Elephantenzähne zur Verfertigung von musikalischen Instrumenten, von Platten für Miniaturbilder, von Schachteln, Schachfiguren, mathematischen Linealen und kleinen Werken der Schnitzelkunst weit beträchtlicher wie man nach oberflächlicher Beobachtung glauben sollte. * 1827 betrug die Einfuhr von Elfenbein

* Elfenbeinwerke sind bisher nur durch Schneiden ausgeführt worden, wo man sich in Bezug auf Genauigkeit nur auf das Auge verlassen muß und wo falsche Striche unvermeidlich sind. Wie groß auch die Fähigkeit des Künstlers sein mag, so kann er niemals ein Werk hervorbringen, welches dem des Modelleurs gleichkommt, weil sein Material nicht leicht bildsam ist; eben so wenig kann er den Bildhauer erreichen, weil er kein Modell hat, nach dem er arbeitet; wenn er auch nur eine Copie verfertigt, so kann er nicht die mechanischen Hülfsmittel gebrauchen, die in der Bildhauerkunst angewandt werden. John Isaak Hawkins, der Erfinder mehrer sinnreich eingerichteten Werkzeuge (z. B. des stets gespitzten Bleistiftes), hat deßhalb vorgeschlagen, daß man Werke regelmäßiger, obgleich kleiner Skulptur in Elfenbein nach den Regeln und Methoden auszuführen versuche, durch welche das Bildhauerwerk von Marmor zur genauen Nachahmung des ursprünglichen Modells wird. Letzteres Verfahren würde bei Elfenbein durch besondere von ihm erfundene Mittel und Werkzeuge nur in etwas verändert werden. Nach einer solchen Methode ist es auch Cheverton gelungen, Miniaturcopien von Büsten ungemein genau auszuführen. Wir haben eine treffliche Copie der Büste des Herzogs von Wellington von Nollekens in Elfenbein auf solche Weise ausgeführt gesehen. Ferner eine andere der Isisstatue von Townley, worin die Darstellung der Nägel wegen der ungemeinen Feinheit sich mit dem nackten Auge nicht erblicken ließ, jedoch unter dem Mikroskop untersucht sich als sehr genau zeigte.

364,784 Pfd.; in elf Jahren, von 1788—98, wurden aber nur 18,914 Centner eingeführt, woraus sich eine jährliche durchschnittliche Vermehrung der Einfuhr von 192,579 Pfd. ergibt. Der Verbrauch hat sich deßhalb entweder in Großbritannien vermehrt oder letzteres muß wegen des Besitzes der Capkolonie fremden Nationen deren Verbrauch liefern.

Das durchschnittliche Gewicht eines Elephantenzahns ist etwa 60 Pfd. Um 364,784 Pfd., die obenerwähnte Ziffer, hervorzubringen, mußten 6080 Stoßzähne vorhanden sein. Diese Thatsache läßt eine jährliche Tödtung von wenigstens 3040 Elephanten voraussetzen. Die Masse der wirklich Getödteten aber mußte weit größer sein. Burchell traf auf seinen Reisen in Afrika mehre Elephantenjäger an, die zwölf Elephanten erschossen hatten; dieselben gaben jedoch nicht mehr wie 200 Pfd. Elfenbein, da die Thiere, mit Ausnahme eines einzigen, Weibchen waren. Wenn dasselbe Unglück oder derselbe Mangel an Geschicklichkeit bei allen Elephantenjägern stattfände, so müßten 40,000 der Thiere jährlich getödtet werden, um uns den nöthigen Vorrath zu elfenbeinernem Spielwerk zu liefern. Dieser Umstand ist aber natürlich ein außergewöhnlicher, und wir erwähnen ihn nur, um die nothwendig erheischte Masse getödteter Thiere anzudeuten, welche für die Nachfrage im Handel erforderlich ist.

In dem Handel mit Elfenbeinzähnen findet sich ein besonderer Umstand, welcher nothwendig Eindruck auf uns machen muß. Das Elfenbein ist kein Artikel nothwendigen Bedürfnisses; der feinere Marmor muß den Zwecken der Bildhauerkunst besser entsprechen, sogar wenn die alte Skulptur mit Elfenbein wieder hergestellt werden könnte; die härteren Hölzer sind eben so nützlich in der Verfertigung von Hausgeräthe. Man gebraucht es nur zu Verzierungen, die sich durchaus nicht für jeden Geschmack eignen. Die neueren Europäer haben nämlich nicht mehr die Leidenschaft für Elfenbein, welche die Römer nach Herrn v. Caylus hegten. Dennoch beschäftigt die Nachfrage nach diesen Artikel, von dem wir viel hören und wenig sehen, ganze Völker Afrika's, macht die Elephantenjagd zu einem regelmäßigen Gewerbe, setzt die Menschen der drohendsten Gefahr und der größten Entbehrung aus und verbreitet Schrecken unter Tausenden dieser harmlosen Thiere, welche ein natürliches Recht auf die ungeheuren Ebenen ihrer Weide zu besitzen scheinen, auf denen sie sich von der Schöpfung an genährt haben. Pringle, dessen Beschreibung über Elephantenheerden wir schon mitgetheilt haben, sagt, indem er von der Neigung seiner Gefährten redet, diese Heerden an-

zugreifen, einem Wunsch, welcher jedoch durch das Gefühl der Gefahr unterdrückt wurde: „Als ich diese edlen und stattlichen Thiere anblickte, wie sie sich mit ruhiger Sicherheit in der Tiefe dieses abgesonderten und malerischen Thales nährten, zu friedlich, um Schaden zu thun, und zu gewaltig, um ein lebendiges Geschöpf fürchten zu müssen, empfand ich, daß es beinahe ein Verbrechen sei, ihre Tödtung aus bloßem Muthwillen zu versuchen, damit sie allein das Vergnügen der Jagd den Menschen gewährte; auch war es mir lieb, als man allgemein übereinkam, die Thiere in Frieden zu lassen." Dies jedoch sind nicht die Gefühle des Hottentotten, welcher das edle und stattliche Thier erschießt, noch des Capkolonisten, welcher die Zähne an die Küste trägt, noch des Kaufmanns, welcher sie erhandelt. Es ist nicht zu erwarten und vielleicht auch nicht zu wünschen, daß diese Menschen dergleichen Gefühle hegen. Der Mensch muß in seinen Verhältnissen zu den niederen Thieren sein Herz zu jeder Stunde verhärten. Es ist seine Pflicht, sich jeder nutzlosen und grausamen Tödtung zu enthalten, allein die Oekonomie der Natur wird vielleicht durch die Kraft und den Willen des Menschen, ein jedes Geschöpf, welches sein nothwendiges wie sein künstliches Bedürfniß befriedigt, zu tödten, in derselben Weise erhalten, wie die Verhältnisse zwischen der Thier- und Pflanzenwelt durch den fortwährenden Wechsel der Zerstörung bewahrt werden, der unter den Insekten vor sich geht; jedes Gesträuch nämlich zieht seinen besonderen Feind herbei, und dieser wird wieder ein Opfer eines geschickteren oder gewaltigeren Thieres wie er selbst ist.

Die Engländer im 16ten Jahrhundert erhandelten Elfenbein an der Küste von Guinea. Während die Portugiesen ihre Herrschaft auf dem afrikanischen Ufer behielten, war ihr Handel sehr unregelmäßig und wurde hauptsächlich nur von Kauffahrteischiffen getrieben, welche Elephantenzähne in kleinen Massen von den zerstreuten Negerstämmen einkauften. Der steigende Handel der Engländer und der Kolonien derselben im südlichen Afrika hat jetzt diesem Handel dieselbe Regelmäßigkeit und Ausdehnung ertheilt wie anderen Handelszweigen. Der Hauptmarkt für Elfenbein ist jetzt die Capstadt; dorthin begeben sich die Hottentotten, um Elfenbein und Vieh gegen Pulver, Flinten, Messer, Tabak und Kleidung auszutauschen. Burchell sah eine Gesellschaft von 20 Mann nebst einer Schaar von Weibern und Kindern, die etwa 1000 Pfd. Elephantenzähne nach der Capstadt brachten, um dieselben gegen Manufakturwaaren auszutauschen. In dem Inneren

begegnete er einem Hottentotten, der 20 Elephantenzähne von den Bichuanas eingetauscht hatte, indem er ein Schaf für einen Zahn gab. Dieselben boten Burchell selbst zwei Ochsen und zwei Elephantenzähne (von denen jeder so schwer war, daß ihn kein Mann allein tragen konnte) als Austausch für eine Flinte an. Die Bichuanas, deren Wälder voll von Elephanten sind, treiben ihren Handel von Elephantenzähnen hauptsächlich durch Tausch mit den Hottentotten. Ein geregelter Handel findet nicht statt, und Burchell macht die Nothwendigkeit eindringlich, daß eine Aktiencompagnie zur Führung dieses ergiebigen Handels vermittelst der Karavanen sich bilden möge. Diese sind übrigens von der Civilisation noch zu weit entfernt, um Elfenbein im Ueberfluß liefern zu können. Die Elephanten und die armen Wilden theilen die Wälder. Eine nothwendige Bedingung des Elfenbeinhandels besteht darin, daß die Europäer immer weiter in die Wildnisse, um es aufzusuchen, vordringen. Elfenbein war einst an der Küste von Loango sehr gewöhnlich; vor einem Jahrhundert aber noch mußten es die Neger an 90 Meilen weit auf den Köpfen tragen, damit sie es an die Europäer verkaufen konnten. Als Thunberg 1773 das Kafferland bereiste, erzählte ihm ein Elephantenjäger, daß er dicht an der Capstadt 12 Elephanten erschossen habe. Gegenwärtig könnte man keine Heerde mehr meilenweit von derselben zusammenbringen. Wilde Elephanten kommen jedoch bisweilen der Wohnung des Menschen sehr nahe. Im Jahr 1700 ging ein ungeheurer Elephant ruhig in die Stadt Mina (auf der Goldküste gelegen) und kümmerte sich so wenig um die auf ihn abgefeuerten Schüsse, daß er sich in einen holländischen Garten begab und dort unter einem Kugelregen die Kokusbäume mit größter Behaglichkeit ausriß. Die Neger glaubten, er werde sich Alles gefallen lassen und einer packte ihn an dem Schwanz. Der Elephant drehte sich sogleich um, rannte die Stoßzähne durch den Leib des Unglücklichen und zertrat ihn; den Leichnam ließ er jedoch fortnehmen, ohne dies im geringsten zu verhindern. Zuletzt fiel er von Wunden bedeckt, stieß aber keinen einzigen Schrei aus als bis ihm der Rüssel abgeschnitten wurde; dann aber begann er ein furchtbares Gebrüll. Jetzt erscheint der Elephant nur sehr selten in der Nähe einer volkreichen Stadt, und die Masse des in den Handel kommenden Elfenbeins wird täglich geringer, oder wenigstens es finden sich größere Schwierigkeiten bei dessen Einsammlung. Der unbegrenzte Einfluß des Handelsreichthums, welcher jede Thätigkeit des civilisirten und uncivili-

firten Menschen erweckt, wird die Zerstörung des Elephanten, so lange man seine Zähne wünscht, sichern, und die Launenhaftigkeit unserer künstlichen Bedürfnisse ist so groß, daß man Elfenbein um so eifriger zu erlangen wünscht, je schwieriger man es sich verschaffen kann. Die stets sich mehrende Seltenheit der Elephantenzähne wird vielleicht die Aufgabe lösen, ob Elephanten noch immer im Atlasgebirge sich vorfinden, wie es zu Plinius Zeiten der Fall war.

In den Gegenden Afrika's, wo der Vorrath von thierischer Nahrung unsicher ist, bildet der Elephant natürlich einen Gegenstand der Verfolgung seines Fleisches wegen. Die Neger, die ihn deßhalb jagen, sind mit Flinten und Pulver schlecht versehen; sie reizen aber seine Wuth gegen einen oder mehre aus ihrer Mitte, während die übrigen ihm die Fersenflechsen durchhauen. Denham sah ein so getödtetes Thier. Er sagt: „Am nächsten Tage war der Weg, welcher zu dem Orte, wo der Elephant lag, führte, gleichsam wie auf einem Jahrmarkt mit einer ungemeinen Masse Menschen angefüllt, welche dort hingingen, um einen Theil seines Fleisches fortzubringen, welches von Allen geschätzt und sogar im Geheimen von der nächsten Umgebung des Scheiks gegessen wurde; es hat ein rauhes Aussehen, schmeckt aber besser wie das Rindfleisch, welches sich im Lande vorfand." Levaillant aß vom Fuß eines Elephanten mit sehr großem Behagen. Er sagt: „Niemals können unsere neueren Schlemmer ein Gericht auf ihre Tafel bringen lassen wie dasjenige, welches ich jetzt verspeiste. Vergebens kehren sie die Ordnung der Jahreszeiten um und lassen sich ihre Leckereien aus jedem Lande herbeischaffen; ihre Schwelgerei hat nie diesen Punkt erreicht und ihre sinnliche Habgier findet eine Grenze." Die Schlemmer Roms jedoch, denen Verschwendung etwas Gleichgültiges war, ließen sich eine Speise aus dem Rüssel des Elephanten bereiten. Plinius sagt: „Sie bildeten sich ein, Elfenbein zu speisen." (8, 9.) Auch die Abyssinier tödten nach Bruce den Elephanten der Nahrung wegen. „Sie schneiden alles Fleisch von seinen Knochen in Riemen und hängen dieselben an Baumzweige, bis sie ohne Salz getrocknet sind; alsdann bewahren sie dies Fleisch für die Regenzeit auf." Sparman sah das Fleisch in ähnlicher Weise bei den Buschmännern getrocknet. Bruce hat eine lebhafte Beschreibung von einer Elephantenjagd gegeben, wie sie die von diesem Fleisch hauptsächlich lebenden Afrikaner treiben.

„Eine Stunde vor Tagesanbruch setzten wir uns etwa 30 nach einem starken Frühstück zu Pferde. Es war aber

noch eine andere Abtheilung, sowohl von Reitern wie Fußgängern, gegenwärtig, welche die Elephantenjagd zum regelmäßigen Gewerbe machen. Diese Leute leben fortwährend in den Wäldern, sind mit dem Gebrauch des Brodes unbekannt und nähren sich gänzlich von dem Fleisch der von ihnen erlegten Thiere, besonders des Elephanten und Rhinozeros. Sie sind ungemein mager und behend, sowohl zu Pferde wie zu Fuß; sie sind meist schwarzbraun und nur Wenige sind schwarz; Keiner hat wolliges Haar und Alle haben europäische Gesichtszüge. Sie heißen Agatschir nach ihrem Gewerbe, nicht nach ihrem Volk; Agar heist nämlich das Hauen mit einer scharfen Waffe und besonders das Durchhauen der Fersenflechse, welches bei der Tödtung des Elephanten auf folgende Weise charakteristisch ist.

„Zwei Mann, gänzlich nackt, ohne einen Kleiderfetzen, setzen sich zu Pferde. Diese Vorkehrung wird deßhalb getroffen, damit sie nicht an den Bäumen oder Büschen hängen bleiben, wenn sie vor einem sehr gewaltigen und wachsamen Feinde fliehen. Einer der Reiter sitzt auf dem Pferde bisweilen mit, bisweilen ohne Sattel, nur mit einer Ruthe oder mit einem kleinen Stock in der einen Hand, indem er mit der andern die Zügel leitet; hinter ihm sitzt sein Gefährte mit keiner andern Waffe, als einem breiten Degen derjenigen Art, welche die Slawacken gebrauchen und welche aus Triest eingeführt wird. Seine linke Hand faßt den Degen am Griff; ungefähr 14 Zoll der Klinge sind mit Peitschenschnur umwunden; diesen Theil faßt er mit der rechten Hand, ohne in Gefahr der Verletzung zu kommen, und obgleich der Rand des Degens unten so scharf wie ein Rasirmesser geschliffen ist, so trägt er denselben ohne Scheide.

„Sobald der Elephant auf der Weide angetroffen wird, sprengt der Reiter so dicht wie möglich vor ihn hin, flieht er dagegen, so durchkreuzt er dessen Richtung nach jeder Seite hin und schreit aus: „„Ich heiße so und so, mein Pferd heißt so und so, ich tödtete deinen Vater an dem und dem Ort und deinen Großvater an einem andern Ort, und jetzt komme ich, um dich zu tödten; du bist nur ein Esel im Vergleich mit ihnen."" Er hegt den festen Glauben, daß der Elephant diesen Unsinn versteht; dieser aber gejagt und über den Lärm unmittelbar vor ihm erzürnt, sucht ihn mit dem Rüssel zu packen. In dieser Bestrebung folgt er dem Pferde überall hin, indem er stets jeder Wendung desselben folgt, und gerade aus zu fliehen vermeidet, worin für ihn die einzige Möglichkeit, sich zu retten, besteht. Nachdem er ihn ein-

oder zweimal hat wenden lassen, sprengt der Reiter der Länge nach dicht an ihm vorbei und läßt seinen Gefährten hinten an der rechten Seite herunter; während er nun die Aufmerksamkeit des Elephanten auf das Pferd richtet, haut ihm der Andere zu Fuß mit dem Schwerte gerade durch die Fersen, oder in denjenigen Theil, der beim Menschen die Achillessehne heißt. Dies ist der kritische Augenblick; der Jäger wirft sogleich sein Pferd herum, nimmt seinen Gefährten wieder auf und Beide reiten in vollem Galopp der übrigen Heerde nach, wenn mehr wie ein Elephant aufgescheucht worden ist. Bisweilen tödtet ein Agatschir drei Stück aus einer Heerde. Ist der Degen gut und der Mann nicht besorgt, so wird die Sehne meist in so weit getrennt, daß das Thier den noch übrigen Theil bei der darauf gerichteten Anstrengung zerreißt. In beiden Fällen kann der Elephant keinen Schritt thun, bis der Reiter wiederkehrt, oder bis seine Gefährten ihn mit Wurfspeeren und Lanzen durchbohren; alsdann fällt der Elephant auf den Boden und stirbt an Blutverlust.

„Der mir zunächststehende Agatschir lähmte sogleich seinen Elephanten und ließ ihn stehen. Mehre Andere hatten jedoch ihre Speere schon in den zweiten Elephanten geheftet, bevor der Agatschir ihm die Sehne durchschnitten hatte. Mein Agatschir hatte Unglück nach der Verwundung des ersten Elephanten in der Verfolgung des zweiten; als er ihm am Eingang des Waldes sich dicht genähert hatte, empfing er einen heftigen Schlag von dem Zweige eines Baumes, welchen der Elephant durch sein Gewicht gebogen hatte, und welcher, nachdem der Elephant vorbeigegangen war, in seine frühere Lage wieder zurückfuhr. Dieser Schlag warf beide Reiter ab und beschädigte sehr das Pferd. Dies ist die Hauptgefahr bei der Elephantenjagd; einige trockene und kurze Bäume brechen nämlich durch den heftigen Druck eines so gewaltigen, sich schnell bewegenden Körpers und fallen auf die Verfolger oder über den Weg. Da aber die meisten Bäume saftig sind, so biegen sie sich, ohne zu brechen, kehren schnell in ihre frühere Lage zurück und schlagen dann so heftig gegen Pferde und Menschen, daß diese oft umkommen."

Wie wir schon angaben, ist die Tödtung des Elephanten wegen seines Fleisches durchaus nicht mit der Vernichtung dieses Thieres zu vergleichen, welche durch die Nachfrage nach Elfenbein entsteht. Die Tödtung eines Elephanten war in den von Denham bereisten Theilen Afrika's ein Ereigniß,

„welches ganze Familien mit ihren Töchtern, die auf Ochsen ritten, in Bewegung setzte.“ Wir werden uns bemühen, aus den Schriften verschiedener Reisenden, besonders nach Cowper Rose einen kurzen Bericht von der Weise zu geben, wie die Elephanten wegen ihrer Zähne jetzt in Afrika gejagt werden.

Der Elephantenjäger, d. h. derjenige, welcher das Verfahren der Hottentotten leitet, ist oft ein Europäer. Rose theilte die Gefahren eines solchen Mannes, eines Engländers, der früher ein Schleichhändler gewesen war, „eines dünnen, sehnigen, knochigen, zur Thätigkeit gebildeten Mannes mit einem von der Sonne verbrannten Gesicht und einem stets wachsamen Auge.“ Seine Jagdkleidung war ein dunkelblaues leinenes Hemd, Beinkleider derselben Farbe mit einem Gurt, ein gelbes, seidenes Tuch um den Kopf und Pulverhorn nebst Jagdtasche an der Seite. Die beiden Hottentotten waren einfacher ausgestatt, mit Beinkleidern, welche sie an den Knien festgebunden hatten und welche Beine, die den Dornen trotzten, bloß ließen; mit einem Schulterriemen, woran Pulverhorn und Jagdtasche hingen, einem zweiten für ein Beil zum Abhauen der Stoßzähne, und einen Beutel für wilden Honig. Drei bis vier bilden eine Jagdgesellschaft; jeder trägt eine große Flinte, die wenigstens 20 Pfd. wiegt. Sie durchstreifen stets das wildeste Land, wo man des Tages keinen Ton vernimmt als den einförmigen Laut des Campanero oder Glockenvogels, und zur Nacht keine angenehmere Stimme als das Geheul des Schakals und das Zähnklappern der Hyäne. Man erkennt Fußspuren, und die Hottentotten geben mit größter Genauigkeit die Zeit an, worin das Thier vorüberging, etwa vor drei Tagen, vergangenen Abend u. s. w. Mehre Tage vergehen mit ermüdenden Märschen unter einer brennenden Sonne; zuletzt erblickt der Jäger einen Elephantenhaufen auf einer nahen Höhe, während der unerfahrne Europäer nichts sehen kann. Levällant hat mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die wundebare Genauigkeit beschrieben, womit die Hottentotten den Spuren des von ihnen gesuchten Thieres folgen: „Welch einen feinen Gesichtssinn besitzt der Hottentotte! wie unterstützt er denselben durch schwierige und beinahe wunderbare Aufmerksamkeit! Auf trockenem Boden, wo der Elephant ungeachtet seiner Schwere kaum eine Spur zurückläßt, in der Mitte dürrer Blätter, die vom Winde zerstreut oder augehäuft sind, erkennt der Afrikaner seinen Schritt. Er sieht den Weg, den das Thier einschlug und dem er selbst folgen muß. Ein grünes, umgewandtes oder

abgebrochenes Blatt, eine abgerissene oder gequetschte Knospe oder ein Reis, so wie tausend andere Umstände sind die Anzeigen, die ihn niemals täuschen. Der erfahrenste europäische Jäger wird verwirrt. Ich wenigstens konnte das Alles nicht begreifen." Diese Genauigkeit der Beobachtung bringt zuletzt den Jäger dicht an die Heerde, alsdann beginnt die Gefahr und Aufregung; die Mühen werden vergessen; das kostbare Elfenbein liegt im Bereiche der begierigen Abenteurer. Wir beschreiben folgende Scene mit Rose's Worten.

„Wir gingen jetzt mit frischer Kraft ans Werk und erreichten die Anhöhe, welche derjenigen gegenüber lag, worauf die Elephanten waren. Wir hielten und waren wachsam; einige Worte wurden mit dem Jäger und Skipper (einem Hottentotten) gewechselt und wir gingen schweigend in die Schlucht. Sie flüsterten wieder und beobachteten, von welcher Gegend der leichte Wind herkam; alsdann stiegen wir die steile Anhöhe in solcher Richtung hinan, daß der Wind von den Elephanten zu uns gelangte; wir waren ihnen nämlich jetzt so nahe, daß die Thiere durch ihren scharfen Geruch uns leicht hätten entdecken können. Skipper war der Führer; wir folgten in einer langen Reihe, welche eine Seite eines kleinen Hohlweges bildete, während die großen Thiere auf der entgegengesetzten Seite weideten. Der Führer hielt an; der Jäger gab meinen Gefährten und mir angezündete Stäbe und nannte flüsternd die Richtung, worin Büsche und Gras anzuzünden seien und in welcher Richtung wir fliehen müßten, im Fall die Thiere uns verfolgen sollten. Ich empfand ein sonderbares Gefühl, als ich zwanzig Ellen von den Geschöpfen entfernt stand, deren Bewegung vorwärts uns den Tod hätte bringen müssen. Sie weideten aber ruhig an den Büschen und klatschten mit den großen Ohren in träger Sicherheit. Wir nahmen unsere Stellung ein, als wir einen Schuß und dann einen zweiten vernahmen, worauf sieben von den acht Elephanten flohen. Wir kamen heran, um die Wirkung des Schusses zu sehen. Skippers Kugel hate tödtliche Wirkung; ein Elephant war gefallen, stand aber wieder auf. Ich habe niemals etwas vernommen, welches seinem Gebrüll gleichkam; er fiel wieder und wir gingen zu ihm hin; die Kugel war hinter der Schulter eingedrungen und hatte das Herz erreicht."

Die Elephantenheerden fliehen, allein ihr Feind folgt schnell; ihr Lauf läßt sich jetzt leicht erkennen, denn sie sind

erschreckt und zornig; sie entwurzeln Alles, was ihnen in den Weg kommt; Zweige sind überall umher gestreut und die großen Euphorbien sind wie Reiser zerbrochen. Zuletzt halten sie an. Die großen Rücken zeigen sich über dem Busch, die Jäger schleichen sich heran, feuern wieder und abermals fällt ein Elephant; die Heerde stürzt wiederum vorwärts. Die Nacht beginnt; die Abenteurer legen ein starkes Feuer an und schlafen in Sicherheit, während Elephanten und Büffel in der Nähe umherschwärmen. In der Nacht erzählt vielleicht einer der Hottentotten eine Geschichte, die allein Gefahren und abergläubische Vorstellungen betrifft, mit dumpfer, einförmiger Stimme. Ist die Erzählung beendet, so beginnt ein Anderer eine ähnliche. Beim Anbruch des Tages sind alle wieder zum Aufbruch bereit; die Verfolgung wird fortgesetzt, bis die ganze Heerde getödtet oder entflohen, oder das Pulver verschossen ist. Alsdann kehrt die Gesellschaft mit den Pferden wieder zurück, um die Stoßzähne fortzunehmen, die sie nach der Tödtung jedes Thieres an besonderen Orten verborgen haben. Diese Orte werden leicht wieder aufgefunden, denn ein Hottentotte wird in einem Lande, wo Höhen und Thäler gleicherweise mit Gebüsch gekleidet sind, während der Hitze eines ermüdenden Tages sein Beil in einen Busch werfen und mehre Wochen später an denselben Busch zurückkehren und es wieder aufnehmen.

Die Jagd des Elephanten, auf diese Weise geleitet, bietet ungemeine Aufregung, aber auch große Mühen und Gefahr. Die Mühen und die Schrecken dieses Lebens sind von Rose mit den Worten des europäischen Jägers, den er begleitete, beschrieben:

„Ich war überrascht, D. sagen zu hören, daß er sein jetziges Leben aufzugeben und sich auf seinem Landgut ruhig niederzulassen gedenke. Ich sprach gegen ihn meine Meinung aus, daß dies wilde Geschäft und das frühere gefährliche Gewerbe ein ruhiges Leben etwas schläfrig machen müsse. Er erwiderte mir: „„Ich bin jetzt verheirathet und werde in Kurzem Kinder bekommen; ich war durch Schulden und Nothwendigkeit zu diesem Leben getrieben. Ich habe jetzt beinahe alle meine Schwierigkeiten überwunden, denn in zwanzig Monaten habe ich mit meinen Hottentotten 800 Elephanten getödtet; 400 sind durch diese Flinte gefallen, und bin ich schuldenfrei, so will ich dieses Leben aufgeben. Oft sind die Elephanten wüthend bei mir vorbei gestürzt und ich empfinde, daß ich es nur dem Zufall verdanke, nicht zerstampft worden zu sein.

Einst hatte ich auf eine große Schaar Elephanten in einer tiefen Schlucht gefeuert, deren eine Seite durch eine steile Klippe gebildet war, an welcher der Knall des Schusses zurückhallte. An hundert Elephanten stürzten mit aufgerichteten Ohren, lautem Gebrüll und geschwungenem Rüssel an uns vorbei und auf das Echo zu, welches gerade an der entgegengesetzten Seite von unserem Standort beim Feuern und von demjenigen Platz, auf welchen wir uns begeben hatten, lag; ich war mit den Hottentotten im Busche versteckt, während sie bei uns vorbeistürzten. Der kühnste Jäger wird zuletzt getödtet. Ich bin einst, von einem Rhinozeros verfolgt, von einem hohen Ufer hinabgesprungen, ohne daß ich die Tiefe kannte und ohne daß ich wußte, ob ich nicht auf einen Felsen oder Baumstamm fallen würde. Nein, Herr! es ist ein Leben von ungemeinen Mühen und Gefahr. Ich habe schon die Veltschoen (Schuhe ungegerbten Leders) von meinen Füßen essen müssen.""

Der Elephant rächt sich bisweilen auf furchtbare Weise an seinem größten Feinde, dem Elephantenjäger. Burchell hat die Geschichte vom Schicksal Carel Kriegers erzählt, und viele ähnliche Ueberlieferungen sind im Umlauf unter den rohen Afrikanern.

„Er war ein unermüdlicher und furchtloser Jäger, und da er zugleich ein ausgezeichneter Schütze war, wagte er sich oft in die gefährlichsten Lagen. Eines Tages, als er mit seiner Gesellschaft einen Elephanten verfolgt hatte, der von ihm verwundet worden war, suchte derselbe aus den Uebrigen die Person heraus, die ihn verwundet hatte, ergriff den Unglücklichen mit seinem Rüssel, erhob ihn hoch in die Luft und schleuderte ihn mit furchtbarer Kraft auf den Boden. Seine Gefährten, vom Schrecken betroffen, flohen eilig vom Schauplatze des Unglücks und vermochten nicht ihre Augen zurückzuwenden, um das Ende desselben mit anzuschauen. Am folgenden Tage aber gelangten sie zu dem Orte, wo sie die wenigen Knochen, welche sich noch auffinden ließen, sammelten und dieselben an der Quelle begruben. Das wüthende Thier hatte nicht allein den Körper wirklich in Stücke zerstampft, sondern seine Rache nicht eher befriedigt gefunden, bis es das Fleisch von den Knochen ab in den Staub gestoßen hatte, so daß nur einige der größeren Knochen von dem unglücklichen Manne noch übrig waren."

Folgender Bericht ist uns über die Rettung eines Offi-

ziers von einem wüthenden Elephanten durch Herrn Pringle mitgetheilt worden. Die Erzählung betrifft Lieutenant Moodie vom 21. Füsselierregiment, der jetzt in England ist.

„Im Jahr 1821 hatte ich mich der kurz vorher gebildeten, halb militärischen Kolonie Fredericksburg jenseits des größern Fischflusses an dem Ufer des Gualana angeschlossen. An diesem Ort hatte unsere Gesellschaft, hauptsächlich entlassene Offiziere und Soldaten des königl. afrikanischen Corps, viele Elephanten erschossen, an denen damals das Land Ueberfluß hatte. Am Tage vor meinem Abenteuer hatte ich einen Elephanten zum erstenmal gejagt gesehen. Bei dieser Gelegenheit war ein großes Weibchen nach Abfeuerung von etwa hundert Schüssen getödtet worden. Die Kugeln schienen zuerst wenig Wirkung zu haben; zuletzt aber empfing es mehre Schüsse in Rüssel und Augen, die allen Widerstand unmöglich machten, und es fiel als eine leichte Beute der Angreifenden.

„Am folgenden Tage benachrichtigte uns einer unserer Diener, eine große Elephantenheerde finde sich in der Nähe der Kolonie und mehre unserer Leute seien schon zu deren Angriff unterwegs. Ich brach sogleich auf, um den Jägern mich anzuschließen, konnte sie aber nicht einholen, weil ich mich in der Jungel, durch die ich gehen mußte, verirrte, bis sie die Elephanten von ihrem ersten Standpunkt aus vertrieben hatten. Nachdem wir aus der Jungel gekommen waren, ging ich durch eine offene Wiese am Ufer des Gualana zu dem Orte, wo ich das Feuern vernommen hatte, als ich plötzlich durch den lauten Ruf: „Paßt auf!" holländisch und englisch in Verbindung mit meinem Namen gewarnt wurde. Zugleich vernahm ich das Krachen zerbrochener Zweige, welches dadurch entstand, daß Elephanten durchbrachen, nebst dem furchtbaren Gekreisch ihrer wüthenden Stimmen, welches unter den steilen Ufern wiederhallte. Sogleich kam ein großes Weibchen, von drei anderen kleineren begleitet, aus dem Rande der Jungel hervor, welche das Ufer des Flusses einfaßte. Da sie nicht mehr wie dreihundert Ellen entfernt waren und gerade auf mich zuliefen, hatte ich nicht viel Zeit, mich über meine Bewegungen zu entscheiden. Da ich allein und in der Mitte einer kleinen offenen Ebene war, so erkannte ich, daß ich unvermeidlich eingeholt werden müßte, im Fall ich in dieser Lage feuerte und mein Schuß keine Wirkung hätte; deßhalb wandte ich mich schnell aus ihrer unmittelbaren Richtung hinweg, im

Glauben, sie würden mich nicht bemerken, bis ich eine bessere Gelegenheit, auf sie zu feuern, haben würde. Hierin aber sah ich mich getäuscht, denn als ich mich umblickte, erkannte ich zu meinem Schrecken, daß sie ihren früheren Lauf aufgegeben hatten, mich sehr schnell verfolgten und mir Boden abgewannen. Unter diesen Umständen beschloß ich, mein Feuer als letzte Hülfsquelle aufzubewahren und eilte, indem ich mich in rechten Winkeln nach der entgegengesetzten Richtung wandte, auf einen kleinen Strom in der Absicht zu, meine Zuflucht auf den Felsen der andern Seite zu nehmen, wo ich sicher gewesen wäre. Bevor ich aber fünfzig Schritte vom Flusse entfernt war, waren mir die Elephanten auf zwanzig Schritte nahe gekommen, das größte Weibchen in der Mitte und die andern drei an seinen Seiten, offenbar in der Absicht, mich zu ergreifen. Alle brüllten so furchtbar, daß ich beinahe von dem Geräusch betäubt wurde. Ich wandte mich sogleich um, spannte mein Gewehr und zielte auf den Kopf des Weibchens. Unglücklicherweise aber versagte das Gewehr, weil das Pulver feucht war, bis ich es von der Schulter nahm; hierauf ging der Schuß los und die Kugel streifte allein die Seite des Kopfes. Ich hielt einen Augenblick an, das Thier aber stürzte wüthend vorwärts. Ich fiel, ich weiß nicht mehr, ob ich mit dem Rüssel niedergeschlagen wurde, oder ob dies nicht der Fall war. Alsdann stieß es nach mir mit dem Stoßzahne; indeß glücklicherweise hatte es nur einen, und dieser auch verfehlte sein Ziel. Alsdann packte der Elephant mich mit dem Rüssel um die Mitte des Körpers, warf mich unter die Vorderfüße und stieß mich eine Zeitlang zwischen denselben herum — ich befand mich nicht in einem Zustande, um die Zahl der Minuten berechnen zu können. Einmal drückte es seinen Fuß auf meine Brust mit solcher Gewalt, daß es mir wirklich vorkam, die Knochen bögen sich unter der Last; einmal trat es auf die Mitte meines Armes, der glücklicherweise damals flach auf dem Boden lag. Während dieser rauhen Behandlung verlor ich jedoch nicht gänzlich die Besinnung, sonst wäre ich sicherlich verloren gewesen. Wegen der Rundung des Fußes gelang es mir im Allgemeinen, durch Drehen meines Körpers und meiner Glieder dem geraden Tritt zu entgehen. Während ich diese harten Stöße aushielt, kam Lieutenant Chisholm vom königl. Artilleriecorps und der Hottentotte Dietrich herbei und feuerten mehre Flintenschüsse ab, wovon einer das Thier in die Schulter traf; da zugleich die jungen Elephanten flohen und vom Rande des Waldes dem alten zukreischten, verließ mich derselbe mit

Widerstreben, nachdem er mir einen oder zwei Stöße mit den Hinterbeinen im Vorbeigehen gegeben hatte. Ich stand auf, nahm mein Gewehr und wankte fort, so schnell es mir der Schmerz meiner Knochen erlaubte; als ich aber bemerkte, daß der Elephant sich umdrehte und nach mir umsah, bevor er das Gebüsch betrat, legte ich mich in das lange Gras nieder und entging dadurch seiner Beobachtung.

„Als ich den Hügel des hohen Flußufers erreichte, begegnete ich meinem Bruder, der nicht auf der Jagd gewesen, aber schnell herbeigeeilt war, als ihm einer der Leute sagte, er habe gesehen, daß ich getödtet worden sei. Er erstaunte nicht wenig, als ich ihm in ganzer Haut begegnete, obgleich ich mit Koth von Kopf bis zu Fuß bedeckt war. Während er und Herr Knight vom Capregiment sich mit mir über mein Abenteuer unterhielten, zog ein unglücklicher Soldat vom königlichen Artilleriecorps, mit Namen Maclane, die Aufmerksamkeit des großen männlichen Elephanten auf sich, welcher nach dem Dorfe hingetrieben worden war. Das wilde Thier jagte ihn, packte ihn unmittelbar unter der Höhe, wo wir standen, trug ihn auf einige Entfernung im Rüssel fort, warf ihn alsdann nieder und trat, indem es die vier Füße zusammenbrachte, eine beträchtliche Zeit auf ihm herum, bis er gänzlich todt war. Nachdem er kurze Zeit lang den Leichnam verlassen hatte, kehrte der Elephant wieder um, als wolle er sich von dessen gänzlicher Tödtung überzeugen, kniete nieder, zerbrach und zerknetete den Körper mit seinen Vorderbeinen; alsdann ergriff er ihn, trug in an den Rand der Jungel und warf ihn unter das Gebüsch. Während dies Unglück vor sich ging, kletterte ich mit meinem Bruder so schnell wie möglich das Ufer hinab und wir feuerten auf das wüthende Thier, waren aber zu weit entfernt, um dem Unglücklichen helfen zu können, der beinahe zu Gallert zerdrückt wurde.

„Bald nach diesem Unfall zerschmetterte ein Schuß das Vorderbein des männlichen Elephanten, so daß er nicht mehr laufen konnte. Bei dieser Gelegenheit waren wir Zeugen eines rührenden Beispiels von Liebe und Verständigkeit, dessen Bericht ich nicht unterlassen kann, da derselbe den Charakter dieses edlen Thieres sehr bestimmt erläutert. Das vorher erwähnte Weibchen (mein persönlicher Gegner) verließ, als es die Gefahr und die Noth seines Gefährten sah, sein Versteck im Busche, stürzte zu seinem Beistand heraus, verjagte die Angreifenden und kehrte stets liebkosend an seine Seite zurück. Als der männliche Elephant fortzugehen versuchte,

stützte es dessen verwundete Seite und hielt denselben aufrecht. Dieser Auftritt dauerte beinahe eine halbe Stunde, bis das Weibchen eine schwere Wunde von Herrn Mackenzie, vom Artilleriecorps, erhielt, die es wieder in den Busch trieb, wo es von Blutverlust erschöpft niedersank; auch das Männchen erhielt bald die Todeswunde von demselben Offizier, und ich brauche kaum hinzuzufügen, daß wir nach dem, was wir von der Unerschrockenheit und Wildheit dieses gewaltigen Thieres erfahren hatten, für die Zukunft vorsichtiger bei dessen Jagd waren."

Somit haben wir ein Bild von der Jagd des wilden Elephanten in Afrika gegeben. * Die rohe Weise der Zerstörung, welcher er dort unterworfen ist, bietet einen auffallenden Gegensatz zu der sogar in der Grausamkeit barmherzigen Vorsicht, wodurch man ihn in Indien, um ihn zu zähmen, fängt. Der afrikanische Elephant ward früher ebenfalls gezähmt; so weit wir wissen, wird er aber in keinem Theile dieses ausgedehnten Welttheils zu Zwecken des Kriegs oder Handels gebraucht. Er wird von Wald zu Wald getrieben, je nachdem der Jäger durch die Begierde des Gewinnes ihn von den Wohnungen der Civilisation weiter und weiter wird treiben. Der Mensch zeigt sich hier nur als Vernichter; er fängt nicht das halbvernünftige Thier, um dessen Beschützer zu werden, um es zu den Thorheiten des menschlichen Stolzes zu gebrauchen und dasselbe den Werth der menschlichen Zuneigung zu lehren. Die Afrikaner haben keine Neigung, dasjenige zu glauben, was sie nicht gesehen haben. Wie alle unwissenden und einfältigen Leute sind sie zugleich ungläubig und abergläubisch; sie halten eine Menge Dinge für wahr, welche durch menschliches Zeugniß nicht bestätigt werden können und wollen gewöhnlich Dinge nicht glauben, die außerhalb des Bereichs ihrer eigenen Erfahrung liegen. Sagt man einem Hottentotten, in dessen Lande der Elephant zahlreich vorhanden ist, derselbe werde in andern Ländern gezähmt und geritten, so erklärt er dies für eine Lüge des weißen Mannes. Um wie viel mehr wird der arme Bechuana den Glauben verweigern, wenn man ihm erzählt, der gezähmte Elephant, wenn er aus der Einschließung entkomme, werde nach vielen Jahren, sobald er die Stimme seines Füh-

* Der Elephant wird jedoch bisweilen in Indien wie in Afrika erschossen. Oberst Welsh gibt einen Bericht über eine solche Tödtung eines Elephanten auf dem Gebiete des Radschah am Curg.

rers vernimmt, zurückkehren; man dürfe ihm ohne Führer größere Lasten wie Pferden und Büffeln zum Tragen anvertrauen, und er werde seine Last auf irgend einen Ort, an den er gewöhnt war, mit ebensoviel Genauigkeit niederlegen, als sei dieselbe durch menschliche Hände von seinem Rücken genommen worden. In den folgenden Kapiteln werden wir die verschiedenen Verfahrungsarten darlegen, wozu der Elephant zu gebrauchen ist, wenn der Mensch seine natürliche Kraft und Verständigkeit der Anwendung nach den Bedürfnissen des civilisirten Lebens unterworfen hat. Wir haben unser Bild des Thieres im Zustande der Natur vollendet.

Sechstes Kapitel.

Gebrauch des Elephanten im Orient. — Abrichtung. — Gelehrigkeit.

Ein alter Reisender im Orient (Fitch) sagt, indem er die Zähmungsweise des wilden Elephanten nach seinem Fange beschreibt: „Die Leute prügeln ihn mit spitzigen Stäben, bis sie ihn in einen engen Stall treiben, worin er mit festen Stricken an Körper und Beinen festgebunden und dann drei bis vier Tage lang ohne Nahrung und Getränk gelassen wird; alsdann bringen sie ihm ein Weibchen mit Nahrung und Getränk, binden ihm die Taue los und er ist in drei bis vier Tagen gezähmt." Die Geschwindigkeit, womit jeder Elephant in seiner neuen Lage sich fügend dargestellt wird, ist eine Uebertreibung. Das wirkliche Verfahren ist weit langsamer. Das Thier wird sorgfältig gewartet, alle seine Bedürfnisse werden befriedigt; es erhält Ueberfluß an Nahrung und Getränk; seine Haut wird durch fortwährende Anwendung von Wasser kühl gehalten, die Insekten, die ihn reizen, werden fortgescheucht. Ein Mann, der zu seinem Führer bestimmt ist, findet sich immer in seiner Nähe und behandelt ihn mit der sorgfältigsten Milde. Das Thier lernt allmählig, daß seine Behaglichkeit von dem Willen seines Führers abhängt, und erlaubt ihm deßhalb, sich zu nähern und zuletzt sich ihm auf den Rücken zu setzen. Wenn der Elephant Zutrauen gefaßt hat, so wird der Wärter kühner und nimmt bald seine Stellung auf dem Halse mit dem eisernen Haken (Hocus oder Ancusch) ein, um ihn damit zu leiten, damit seine Ohren zu fassen oder denselben in seine Haut zu drücken. Er unterwirft sich allmählig gänzlich dieser rauhen Behandlung wie das Pferd dem Sporn gehorcht. Das Verfahren, den Elephanten zum Gehorsam zu bringen, ist ohne Zweifel gegenwärtig in Hindostan dasselbe, welches vor vielen Jahrhunderten in einem Lande beobachtet wurde, worin sich nichts verändert.

Der Dwin Schaster, eines der ältesten heiligen Bücher der Hindus, sagt: „Die Seele ist stärker wie ein Elephant, den die Menschen unterworfen haben, obgleich sie ihre eigenen Begierden nicht unterwerfen konnten. Der Ancusch der Seele ist wahre Weisheit, welche die Eitelkeit aller irdischen Dinge erkennt.“

Meist dauert es sechs Monate, bevor der Elephant dem Wärter gänzlich gehorsam ist, so daß er sich ohne Schwierigkeit von Ort zu Ort führen läßt. Die Weibchen sind stets gelehriger wie die Männchen und erheischen geringere Strenge bei ihrer Abrichtung. Die Unterwerfung dieses Thieres geschieht, wie in den meisten anderen Beispielen von der Herrschaft des Menschen über niedere Geschöpfe, sowohl durch Eindruck der Furcht, wie der Liebe. Ist sein Muth durch seine erste Einschließung gebrochen, so wird er durch stete Milde besänftigt, bis er seinem Herrn erlaubt, auf ihm zu reiten; alsdann kommt der Schrecken des Hakens und des Stachels. Im Ganzen jedoch wird der Elephant mehr durch Güte wie durch Strenge zum Gehorsam gebracht und darin bewahrt. Corse beklagt, „daß die Wärter zu sehr auf die Gutmüthigkeit der Elephanten vertrauen, bevor sie mit ihrem Charakter durchaus bekannt sind.“ Dieser Umstand zeigt an, daß die Natur dieses Thieres im Allgemeinen mild ist, nach der Erfahrung Derjenigen, die ein Gewerbe aus der Erziehung der Elephanten machen. Es findet sich jedoch bei Elephanten ein großer Unterschied im Charakter. Dieser Unterschied verbietet, dem Gehorsam der Elephanten zu stark zu vertrauen, bevor noch derselbe vollkommen erwiesen ist. Von den drei Elephanten, mit denen Heber in Aude reiste, wurde einer von seinem Führer als sehr gutmüthig beschrieben, die anderen aber wurden von demselben als „große Schurken“ geschmäht. Unlenksame Elephanten sind gar nicht ungewöhnlich: Isbrand Ides, ein Gesandter des Czars von Rußland an den Kaiser von China, sah in Peking einen Elephanten, der mit großen Ketten, wegen seiner Bösartigkeit festgebunden war; aus Besorgniß, daß er entwischen und Unheil anrichten könne, war neben ihm ein Graben angelegt, damit er hineinfalle, wenn er seine Fesseln zerreiße. Dampier, in Beschreibung der Merkwürdigkeiten Tunkins, sagt: „Einige Elephanten sind sehr sanft und lenksam, andere sind sehr ungelehrig und unlenksam. Wenn diese wilden Thiere durch die Straßen zur Tränke geführt werden, so läßt der Reiter eine Trommel vor ihm schlagen, um die Leute zu warnen, es komme ein unlenksamer Elephant; alsdann verlassen dieselben die Straße, um dem Thiere aus dem Wege zu gehen, welches

sonst Jedermann Schaden thut, ohne daß die Wärter es abhalten können. Schah Dschehan, der Großmogul, war so zornig über den Mangel an Achtung, den ihm der Gesandte des Schah Abbas von Persien erwiesen hatte, daß er geheimen Befehl ertheilte, einen bösartigen Elephanten auf ihn loszulassen, wenn der Gesandte in eine enge Straße von Delhi käme. Der Charakterunterschied unter den Elephanten ist so bestimmt, daß Tavernier folgende Sitte, als am Hofe von Siam herrschend, erzählt: „Wenn ein Lieblingselephant krank wird und stirbt, so wird er mit Binsen und Süßholz vom Gewicht seines Körpers zu Asche verbrannt, ist er aber bösartig, so wird er nicht verbrannt, sondern begraben." Auch kann man sich nicht immer auf die Stimmung eines Elephanten verlassen. Der am meisten mürrische Elephant wird bisweilen ganz gelehrig, und der mildeste gelegentlich unlenksam und rachsüchtig. Williamson erzählt eine Anekdote von einem männlichen Elephanten, der einem Herrn in Tschittagong gehörte, welchen derselbe vergeblich zehn Jahre lang gehorsam zu machen suchte. Derselbe ward von ihm mehremale in niedrigem Preise zum Verkauf angeboten, allein sein Charakter war so gut bekannt, daß ihn Niemand kaufen wollte. In jener Gegend ist es gewöhnlich, daß man Brennholz, welches zu Stücken von ungefähr 1 Fuß oder weniger im Durchmesser geschnitten und vielleicht 5—6′ lang ist, regelmäßig aufhäuft, und diese Arbeit wird stets von Elephanten ausgeführt; nach gehöriger Erziehung verrichten sie dies Geschäft ebenso gut, wie Arbeiter. Das genannte Thier konnte nicht bewogen werden, sich diesem Geschäfte zu fügen; alle Versuche, es zum Gehorsam zu zwingen, waren nutzlos und zuletzt gab sein Herr dieselben auf; zu seinem großen Erstaunen wurde aber plötzlich der Elephant gutmüthig und ging freiwillig in den Holzhof, wo er nicht allein sich sehr anstrengte, sondern in der Regelmäßigkeit der Arbeit allen andern Elephanten gleichkam." War diese außerordentliche Veränderung durch eine physische Umwandlung im Thier bewirkt, oder war sie das Resultat der Ueberlegung, durch welche dasselbe entdeckte, die Arbeiten, denen sich seine Gefährten unterwarfen, würden weniger lästig, wie die fortwährende Strafe und Aufregung sein, denen es durch seinen Ungehorsam sich aussetzte?

Der Elephant wird durch unverständig angewandte Strafe bisweilen unlenksam, wie jedes andere Thier, und dies war vielleicht die Ursache des auffallenden vorhin beschriebenen Benehmens. Ein furchtbares Beispiel ähnlicher Art wurde von dem englischen Künstler Zoffany angeschaut,

welcher ein lebhaftes Bild des von ihm angeschauten Auftritts gegeben hat.

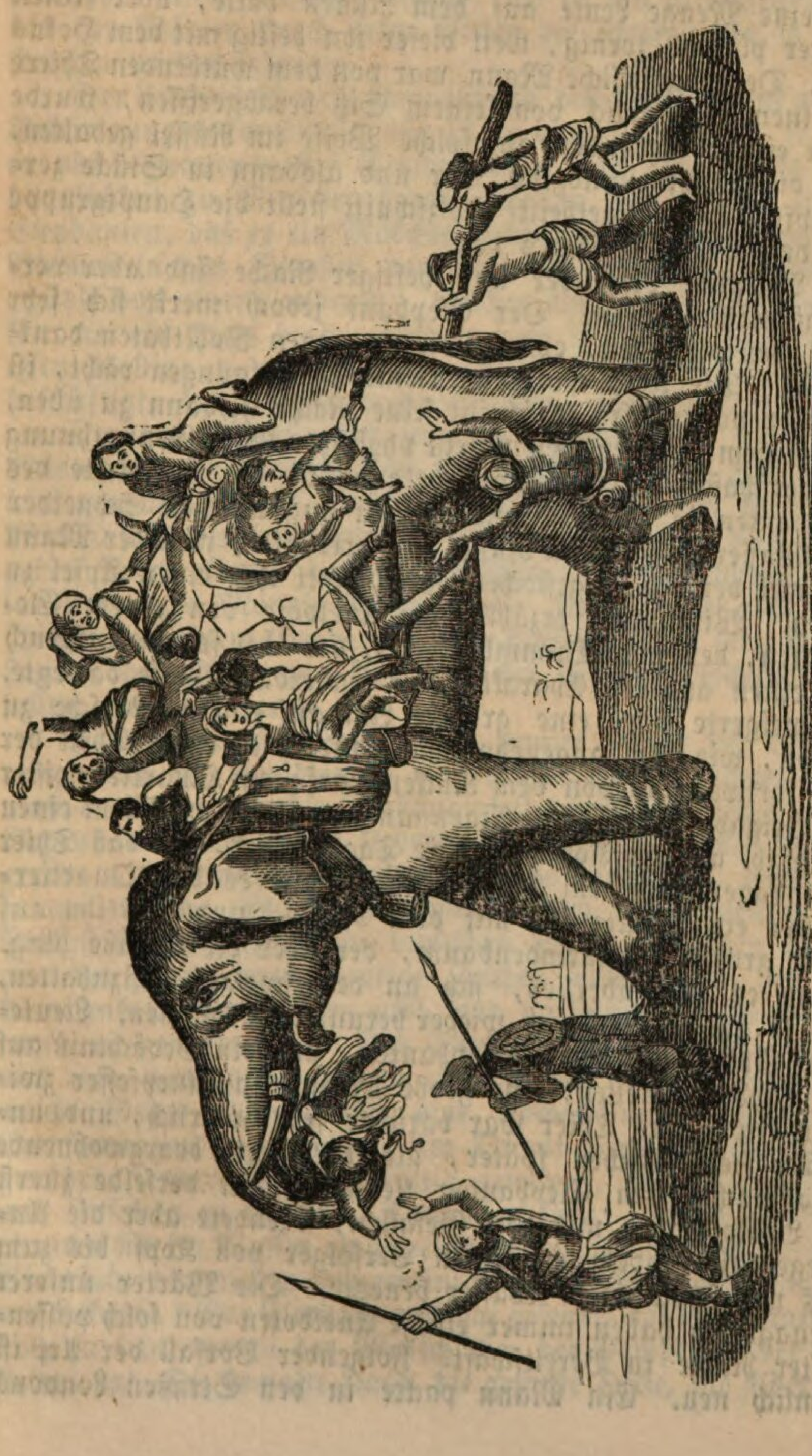


Fig. 32. Wüthender Elephant, der seine Führer tödtet.

Als die Gesandtschaft des Veziers von Aude nach Calcutta reiste, um dem Generalgouverneur Lord Cornwallis entgegen zu kommen, wurde ein männlicher Gepäckelephant, der eine Menge Leute auf dem Rücken hatte, über seinen Führer plötzlich zornig, weil dieser ihn heftig mit dem Hokus stach. Der unglückliche Mann war von dem wüthenden Thiere in einem Augenblick von seinem Sitz herabgerissen, wurde dann einige Sekunden auf solche Weise im Rüssel gehalten, daß die Flucht unmöglich war und alsdann in Stücke zerstampft. Der mitgetheilte Holzschnitt stellt die Hauptgruppe auf dem Bilde Zoffany's dar.

Beispiele plötzlicher und heftiger Rache sind aber verhältnißmäßig selten. Der Elephant jedoch merkt sich sehr wohl Beleidigungen, ebenso wie er wegen Wohlthaten dankbar ist. Die Art, womit er kleine Beleidigungen rächt, ist oft sehr possenhaft; er scheint seine Rache alsdann zu üben, um seinem eigenen Bewußtsein physischer Kraft Genugthuung zu verschaffen. Jedermann bekannt ist die Geschichte des Elephanten in Delhi, welcher einen unglücklichen Schneider mit Wasser aus seinem Rüssel halb ertränkte, weil der Mann ihn mit der Nadel gestochen hatte, statt ihm einen Apfel zu geben. Williamson erzählt eine Anekdote von einem Elephanten, den man Dummkopf hieß, der aber seinen Anspruch auf einen anderen Charakter auf sonderbare Weise darlegte. Er weigerte sich, eine größere Last auf einem Marsche zu tragen, wie ihm angenehm war, indem er einen Theil der Last fortwährend von dem Rücken warf; ein Quartiermeister der Brigade über seinen Eigensinn ärgerlich, warf ihm einen Zeltpfahl an den Kopf. Einige Tage später, als das Thier vom Lager nach dem Wasser ging, holte es den Quartiermeister ein, packte ihn mit dem Rüssel, und hob ihn auf einen großen Tamarindenbaum, der über die Straße hing, indem es ihm überließ, sich an den Zweigen festzuhalten, und so gut wie möglich wieder herunter zu kommen. Lieutenant Shipp gab einem Elephanten, um sein Gedächtniß auf die Probe zu stellen, eine große Menge Cayennepfeffer zwischen Brod; das Thier war darüber sehr ärgerlich, und ungefähr sechs Wochen später, als der nichts beargwohnende Spaßmacher den Elephanten liebkoste, litt derselbe zuerst die Liebkosungen mit viel Gefallen, beendete aber die Angelegenheit, indem er seinen Verfolger von Kopf bis zum Fuß mit schmutzigem Wasser benetzte. Die Wärter unserer Menagerien haben immer einige Anekdoten von solch possenhafter Rache in Bereitschaft. Folgender Vorfall der Art ist ziemlich neu. Ein Mann packte in den Straßen Londons

einen Elephanten am Schwanze, worauf das Thier über diese Beleidigung so ärgerlich wurde, daß es sich plötzlich umdrehte, den Mann mit dem Rüssel ergriff, und ihn gegen ein hohes eisernes Gitter drückte, wo es ihn gefangen hielt, bis der Wärter durch seine Bitten die Freiheit des so Gestraften wieder erlangte.

Der Umstand ist nicht überraschend, daß der Elephant gegen Beleidigungen empfindlich ist; ist er einmal gezähmt, so hat er ein vertrauensvolles Temperament und kann starke Anhänglichkeit zu Menschen hegen. Aelian erzählt von einem Elephanten, daß er ein Mädchen leidenschaftlich liebte, welches Blumen in den Straßen von Antiochia verkaufte. Athenäus erzählt von einem anderen, welcher eine solche Anhänglichkeit an ein Kind hegte, daß er nur in dessen Gegenwart essen wollte; wenn das Kind schlief, war er unaufhörlich beschäftigt, die Fliegen wegzuscheuchen. Strabo sagt, „daß der Elephant mitunter sich zu Tode grämen wird, wenn sein Wärter ihm genommen wird.“ Lieutenant Shipp gibt einen sehr genauen Bericht über einen Elephanten, der in einem Wuthanfall seinen Wärter tödtete, und nachher dies Vergehen so empfand, daß er allmählig seine Gesundheit verlor und sechs Monate später starb. Purchas hat eine Geschichte von einem Elephanten, der fünfzehn Tage lang seinen Herrn, den König von Ava, welcher in einer Schlacht gefallen war, betrauerte.

In solchen Geschichten muß immer etwas der Einbildungskraft der Erzählenden eingeräumt werden, denn man muß beachten, daß die Verständigkeit der Thiere unter allen Gegenständen die meiste Uebertreibung zuläßt. Wir dürfen gerade nicht mehr davon glauben, wie dasjenige, was wir genau wissen. Es ist unglaublich, daß ein Elephant den Verlust seines Führers in derselben Weise empfinden sollte, wie der Hund unzweideutige Zeichen von Gram bei der Abwesenheit seines Herrn gibt, und an seinem Grabe wacht, wenn er gestorben ist. Der Elephant hat vielleicht ebenso viel und noch mehr Ursache zum Dank gegen Diejenigen, welche Sorge tragen, ihm eine Abwechslung angenehmer Empfindungen zu erwecken. Im Orient wird er nicht allein genährt, sondern auch sorgfältig gewartet, um ihn vor Hitze und Insekten zu schützen. Tavernier sagt: „Wenn die Elephanten sich im Wasser eingeweicht haben, so werden sie mit Bimsstein eingerieben und gereinigt, und nachher reibt man sie mit Kokusöl.“ Der Elephant auch hat gelernt, auf die Zierathen stolz zu sein, womit der Mensch ihn, des Pompes halber bekleidet hat. Die bemalte Haut, die gestickte Decke, die silberne,

in einer massenhaften Kette auf den Rücken gehefteten Schellen, die goldenen Ringe an den Stoßzähnen gewähren dem Elephanten Entzücken, der wie andere Vierfüßler und viele Menschen auf die Zeichen der Sklaverei stolz ist. Plinius erzählt auch nach Antipaters Angabe, daß ein Elephant des Antiochus, dem man die silberne Verzierung zur Strafe nahm, weil er die Tiefe eines Flusses nicht hatte sondiren wollen, zu fressen verweigerte und aus Scham starb. Dies ist offenbar eine Uebertreibung einer Eigenschaft des Thieres, welche die Alten sowohl, wie die Neueren beobachteten. Ohne Zweifel aber hat der Elephant Entzücken an Pracht; deßhalb ist er besonders für den überladenen Pomp eines asiatischen Hofes geeignet; daß er aber eine instinktartige Verehrung für den Pomp selbst oder natürliche Achtung für die Despoten, welche sich dadurch geschmeichelt fühlen, hegt, ist ebenso unwahrscheinlich, wie der Glaube der Cingalesen, daß alle anderen Elephanten die von Ceylon demüthig begrüßen, weil sie deren überlegenes Verdienst anerkennen. Er wird auf seinen Putz stolz, weil er daran bei allen Gelegenheiten von Ceremonien gewöhnt ist, und bereitwillig Eindruck von den Worten und Bewegung seiner Umgebung empfängt, die mit dem allgemeinen Pomp in Uebereinstimmung stehen. Diese Betrachtung führt uns zur Darstellung der verschiedenen Verfahrungsarten, wodurch seine Gelehrigkeit erhalten wird.

Der Gehorsam des Elephanten gegen seinen Treiber ist eine Gewohnheit, die er von der ersten Stunde seiner Gefangenschaft an erlangt. Derselbe Mann wartet ihn unaufhörlich, nährt, liebkost und straft ihn. Auf einer Reise sagt der Treiber nichts, sondern leitet das Thier, indem er seine Beine an den Hals nach der Seite hindrückt, wohin er es wenden will, indem er es mit der Spitze seines furchtbaren Stachels vorwärts treibt und es mit einem Schlag auf die Stirne mit dem Griff desselben Instrumentes zum Stehen bringt. Der Führer ist die wirklich bewegende Kraft des Elephanten; das Thier kennt seinen Reiter und entzieht selten den Gehorsam. Die Begleiter des Elephanten verfahren in einer etwas possenhaften Weise, um dem Befehl des Führers nachzuhelfen. „Während der Elephant weiter geht, schreitet ein Mann ihm zur Seite, sagt ihm, wo er hinzutreten hat, heißt ihn aufpassen und sagt, der Weg sei schlüpfrig, rauh u. s. w. Die Leute glauben, das Thier verstehe dies Alles und treffe darnach seine Maßregeln" (nach Heber). Dieser Beistand, der dem Treiber geleistet wird, ist wahrscheinlich meist eine unnütze Mühe, die aus der beinahe unendlichen

Vertheilung der Arbeit in Hindostan entsteht; das Verfahren aber, das man gegen den Elephanten anwendet, beruht auf dem allgemeinen Glauben, er verstehe, was man ihm sage. Dieser Glaube wird natürlich bisweilen zum lächerlichen Uebermaß getrieben, und man hegt dabei sogar die Meinung, er könne sprechen, wie dies beim Elephanten der Fall war, den Christoph Acosta beschrieb. In Cochin war nach letzterem Portugiesen ein Elephant, der in dem Hafen mit der Geschicklichkeit eines Menschen arbeitete. Eines Tages, als er sehr müde war, befahl der Gouverneur des Hafens, dabei zu helfen, daß ein Boot ins Wasser gelassen würde. Der Elephant weigerte sich und der Befehlshaber gebot ihm, nachdem er alle Liebkosungen vergeblich verschwendet hatte, ihm im Namen des Königs von Portugal, die Arbeit auszuführen. Das loyale Thier erwiderte sogleich, „ich will," und vollbrachte die Arbeit. Diese Geschichte erklärt viele der alten Fabeln über das Sprechen des Elephanten. In der malabarischen Sprache heist nämlich: „ich will," Hu, ein dem Elephanten sehr natürlicher und gewöhnlicher Ton, der nicht durch Anrufung des Königs von Portugal, sondern wahrscheinlich durch den Schlag veranlaßt war, der den magischen Namen begleitete. Williamson sagt, daß Elephanten, wenn sie einige Zeit lang gezogen sind, ein genaues Verständniß besonderer Worte des Treibers sich erwerben. Sie antworten, ruft man ihren Namen mit einem grellen Ton, welcher demjenigen gleicht, den das Blasen in eine Muschel erzeugt, worauf er, gerufen, sich zu seinem Führer begibt. Die Hunde einer besonderen Koppel verfahren in derselben Weise, und sowohl Hunde wie Pferde verstehen die Worte, woran sie gewöhnt worden sind. Elephanten gehen in ihrer Gelehrigkeit offenbar etwas weiter; sie werden besondere Handlungen nach Versprechung besonderer Belohnungen, wie Arak und süße Speisen, ausführen; auch ist es sehr gefährlich, nach Vollendung der Arbeit das Versprechen nicht gänzlich erfüllen zu wollen. Dieses Verständniß des Elephanten, daß er eine besondere Belohnung unter gewissen Bedingungen erhalten wird, entsteht wahrscheinlich dadurch, daß man ihn zuerst daran gewöhnt, die versprochene Belohnung zu erblicken, und daß man sie ihm systematisch gibt, wenn die Arbeit vorbei ist. Eine Gedankenverbindung in der Seele des Thieres entsteht so zwischen seiner eigenen Thätigkeitsäußerung und der Belohnung, die sie ihm verschafft. Jedenfalls muß ein bestimmtes Verhältniß zwischen dem Wort und der Sache ihm deutlich angegeben worden sein. Aus der nothwendigen Schwierigkeit,

dies in einem Fall auszuführen, wo man auf Geisteskräfte einwirken will, die von den menschlichen verschieden sind, ergibt es sich, daß der Gebrauch der Worte sehr beschränkt sein muß. Worte werden wahrscheinlich beinahe immer in Verbindung mit Geberden angewandt, und die Bewegung ist wahrscheinlich das wirksamste Mittheilungsmittel, indem das Thier durch eine besondere Geberde seines Führers an ein besonderes Wort gewöhnt ist. Die Scene, welche Sir Walter Scott beschreibt und worin die Justiz von Hyder Ali durch das Zeichen, das man einem Elephanten gab, summarisch gegen den Verbrecher ausgeübt wurde, ist bloß ein Bild der Phantasie. Heber sagt: „Die Gewalt, welche die Treiber auf ihre Elephanten üben, ist wohl bekannt; ein kürzlicher Vorfall bewies dies. Ein Mann hatte einem Elephanten ein Zeichen gegeben, ein Weib zu tödten, die etwas, um ihn zu beleidigen, gesagt hatte, und das Thier gehorchte auf der Stelle. Der Mann ward kurz vor unserer Ankunft hingerichtet." Tavernier, als derselbe mit dem mohamedanischen Heere des Mogul reiste, sah, wie die Elephanten zum großen Aerger der Hindus die kleinen vor den Pagoden befindlichen Götzenbilder ergriffen und zerschlugen. Tavernier entdeckte die Wahrheit, obgleich sie sorgfältig verheimlicht wurde; die intoleranten Treiber machten ihren Thieren ein Zeichen, um sie zur Zerstörung der Götzenbilder aufzureizen, die ihnen widrig waren.

Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit in der Gelehrigkeit des Elephanten ist die Gewißheit, womit man ihm gewisse Arbeiten anvertrauen kann, ohne daß ein Mensch ihn beaufsichtigt. Es ist nicht außerordentlich, daß ein gut gezogener Elephant sich wie ein Kind leiten läßt, denn ein gutes Pferd leistet denselben Gehorsam aus Gewohnheit; daß aber der Elephant leicht begreift, er habe einen besonderen Dienst zu vollbringen, und daß er ohne Leitung oder Beistand denselben in seiner Weise ausführt, ist offenbar auf überlegene Geistesgaben begründet. Viele Elephanten pflegen ihre eigenen Beine in der Nacht anzubinden. Sie lernen dies durch Gewohnheit. Sie werden aber auch Dienste abwechselnder Art ausführen, worin keine gleichförmige Gewohnheit erlangt worden ist, und die allein durch außerordentliches Fassungsvermögen möglich werden. So wird ein Elephant z. B. die Dienste einer Kindswärterin ausführen. Ein Offizier, der in Indien diente, schreibt: „Ich habe selbst gesehen, wie das Weib eines Elephantentreibers (denn dieselben pflegen ihre Familien mit ins Lager zu nehmen) ein Kind einem Elephanten übergab, während sie ihren Geschäften nachging, und

ich habe die Verständigkeit und Sorgfalt der unbeholfenen Kindswärterin bewundert. Das Kind mochte nicht gern in einer Stellung liegen bleiben, wie dies bei den meisten Kindern der Fall ist, und pflegte, sobald es sich selbst überlassen war, umherzukriechen; bei dieser Bewegung konnte es unter die Beine des Thieres oder unter die Zweige der Bäume gerathen, wovon dasselbe sich nährte; der Elephant aber pflegte in der zartesten Weise sich seines Auftrages zu entledigen, indem er das Kind mit seinem Rüssel von seinem Wege weglegte, oder die Hindernisse für seinen freien Durchgang entfernte. Wenn das Kind in solche Entfernung gekrochen war, daß es beinahe über den Bereich seines Rüssels hinausgelangte (der Elephant war nämlich mit dem Beine an einem Pfahle festgebunden), so streckte er seinen Rüssel aus und legte das Kind so sanft wie möglich an den Ort wieder zurück, von wo es ausgegangen war." Mit demselben Urtheil wird der Elephant seine Kraft ohne menschliche Leitung erproben. D'Obsonville sagt: „Ich habe zwei Elephanten gesehen, die eine Mauer niederrissen, nachdem die Führer ihnen dieses geboten und sie durch ein Versprechen von Branntwein und Früchten ermuthigt hatten. Sie vereinigten ihre Anstrengungen und stießen, indem sie ihre Rüssel, die durch Leder vor Beschädigung geschützt waren, zusammenlegten, gegen den stärksten Theil der Mauer und setzten durch wiederholte Stöße ihre Angriffe fort, wobei sie stets der Wirkung des Gleichgewichts an der Mauer mit den Augen folgten; zuletzt, als sie eine große Anstrengung machten, zogen sie sich plötzlich zusammen zurück, damit sie nicht von den Ruinen verwundet würden." Wir haben von einem Elephanten in Barrakpur gehört, der mit Gepäck beladen zum andern Ufer des Ganges schwamm und sich dann mit der größten Genauigkeit seine Last ablud. Eine Dame, welche uns den Vorfall erzählte, sah zu ihrem Erstaunen, als sie mit ihrem Gemahl, einem Offizier im Dienste der Compagnie, in einem Hause am Fort von Travancore wohnte, eines Morgens einen Elephanten, der ohne Wärter in den Hof kam und eine offenbar sehr schwere Kiste in dem Rüssel hielt; er legte dieselbe nieder, ging fort und kehrte bald mit einer ähnlichen Kiste wieder zurück, die er neben die andere hinstellte. Die Kisten enthielten den Schatz des Radschah von Travancore, welcher in der Nacht verstorben war und dessen Eigenthum der englische Commandeur in Beschlag genommen hatte, worauf er den werthvollsten Theil desselben der größeren Sicherheit wegen entfernen ließ.

Montaigne sagt: „Die Ochsen, welche in dem königlichen

Garten zu Susa, um denselben zu bewässern und große Wasserräder zu dem Zweck zu drehen, gebraucht wurden, woran Eimer befestigt waren (wie man dergleichen auch in Languedoc hat), mußten jeder täglich 100mal ein Rad drehen, und es war unmöglich, sie dahin zu bringen, daß sie eine Drehung mehr ausführten; war ihre Arbeit einmal vorbei, so hielten sie plötzlich an und standen still." Die Ochsen in Susa vollbrachten eine nie wechselnde Aufgabe wie ein Pferd in einer Mühle; obgleich einige Verständigkeit bei Thieren dadurch angezeigt ist, daß sie wissen, ihre Aufgabe sei vollendet, so ist diese durch Gewohnheit entstandene Genauigkeit als Aeußerung von Geisteskräften mit der Verständigkeit des Elephanten nicht zu vergleichen. Die Ochsen wurden durch die Gewohnheit allein geleitet, der Elephant richtet sich nach den Umständen. Als der alte ausgehungerte Elephant, den Heber fallen sah, zu Boden lag, wurde ein anderer, sehr großer Elephant in etwas besserem Zustande, ihm zur Hülfe geschickt. Heber sagt: „Ich erstaunte über den beinahe menschlichen Ausdruck der Ueberraschung, des Schreckens und der Verlegenheit in seinem Gesichte, als er seinem gefallenen Gefährten sich nahte. Man band eine Kette ihm um den Hals und an den Leib des kranken Thieres und trieb ihn auf jede Weise, durch Ermuthigung und Schläge an, das letztere empor zu ziehen, wobei man sogar Speere ihm in die Seite stieß; er zog eine Minute lang, bei dem ersten Gestöhn seines Gefährten hielt er aber an, wandte sich trotzig mit lautem Gebrülle um und begann mit Rüssel und Vorderfüßen die Kette von seinem Halse loszumachen." Das Mitgefühl des Thieres für seinen leidenden Gefährten war stärker wie sein gewohnter Gehorsam; Elephanten aber richten sich nach den Umständen auf eine noch auffallendere Weise, wie es bei dieser Weigerung der Fall war, eine unangenehme Aufgabe auszuführen. Der Baron Lauriston berichtet, daß eine ansteckende Krankheit während seines Aufenthaltes in Lacknaor herrschte, wodurch der Weg zum Palast mit Kranken und Sterbenden bedeckt war. Der Nabob ritt auf seinem Elephanten aus. Seine Sklaven beachteten nicht ihre unglücklichen Nebenmenschen und machten keinen Versuch, den Weg zu reinigen; das mitleidigere Thier aber nahm ohne Befehl mit dem Rüssel einige Kranke auf und ging so vorsichtig durch die Anderen hin, daß es Niemand beschädigte. Dies war wahrscheinlich eine hohe Uebung der instinktartigen Eigenschaft, die wir schon angegeben haben, wodurch der massenhafte Elephant einen Schrecken vor kleinen, ihm in den Weg kommenden Thieren hat.

Eine noch merkwürdigere Wirkung der Verständigkeit theilen wir auf die Angabe eines Artillerieoffiziers hin mit, welcher Augenzeuge war. Die zur Belagerung von Seringapatnam bestimmte schwere Artillerie mußte über das sandige Bett eines Flusses, welcher anderen Flüssen der Halbinsel glich, die in der trockenen Jahreszeit nur einen kleinen Wasserstrom, allein ein beträchtlich weites und zum Ziehen sehr schweres Bett mit vielem Triebsand haben. Ein Artillerist, der auf einer Laffette saß, fiel durch Zufall herunter und zwar in solcher Lage, daß das Hinterrad in einer oder zwei Sekunden über ihn hätte rollen müssen. Der Elephant, der hinter der Kanone ging, erhob, als er die üble Lage des Mannes bemerkte, ohne Befehl seiner Führer das Rad mit dem Rüssel empor und hielt es in der Luft, bis die Laffette über den Mann hergegangen war." Beispiele wie diese und viele andere führen uns zu dem Schluß, das Urtheil eines neueren Reisenden sei etwas voreilig und unrichtig, obgleich es anmaßend scheinen mag, einem Manne zu widersprechen, welcher Erfahrung zur Verbürgung seiner Meinung hat. Crawfurd sagt: „Der Muth und die Verständigkeit dieses Thieres ist ebenso übertrieben worden, wie dessen Bescheidenheit. Seine Größe, seine Kraft und sein Rüssel sind große Empfehlungen, besonders der letztere. Ist der Mensch das weiseste der Thiere benannt worden, weil er Hände besitzt, so läßt sich der Elephant mit eben so viel Wahrheit das weiseste der vierfüßigen Thiere nennen, weil er einen Rüssel hat; sieht man jedoch von diesem Instrument und von seiner großen Kraft hinweg, so darf man ihn wohl nicht in Bezug auf Geistesgaben höher stellen, wie das am meisten verachtete Thier derselben natürlichen Familie — das Schwein." Man kann die Angabe leicht widerlegen, der Mensch sei das weiseste der Thiere, weil er Hände besitze; wäre nämlich der Besitz der Hände ein Maß der Weisheit, so müßte der Affe, der vier Hände hat, zweimal so weise wie der Mensch sein. Das Schwein besitzt vielleicht so viele Geisteskraft wie der Elephant; wir haben jedoch darüber kein Zeugniß. Der Elephant ist ihm in allgemeiner Gelehrigkeit weit überlegen (abgerichtete Schweine sind wirkliche Wunderthiere) und der Besitz großer Gelehrigkeit ist im Allgemeinen ein Beweis großer Geistesgaben.

Es ist nicht ungewöhnlich in Indien, daß ein gezähmter Elephant entflieht und sich wieder zu einer wilden Heerde begibt; mehre, welche so die Unterwerfung unter ihre Herren abgeworfen hatten, wurden nach einer Abwesenheit von Monaten und sogar von Jahren wieder eingefangen. Diese

Thatsache ist mehremale als Beweis gegen die Klugheit des Thieres angewandt worden; uns aber scheint dadurch allein bewiesen zu werden, daß die Behauptung Derjenigen unrichtig ist, welche angeben, der Elephant lasse sich nicht zum zweitenmal durch List einfangen, ebenso, wie viele andere Angaben über dies Thier unrichtig sind. Man hat zwei interessante Angaben über entflohene und wieder eingefangene Elephanten, die Herr Corse gegeben hat. Einmal wurde ein weiblicher Elephant, der zweimal entwischt war, nachdem man ihn als Reitelephant vollkommen gezähmt hatte, wie gewöhnlich in einem Keddah wieder eingefangen. Man erweckte sehr leicht die Erinnerung desselben; er schien mit seiner neuen Lage vollkommen ausgesöhnt, kam auf den Ruf seines Namens, aß aus der Hand der Jäger und kniete zuletzt auf Befehl nieder. Ein andermal wurde ein männlicher, 18 Monate vorher entlaufener Elephant wüthend, als man ihn in dem Keddah wieder eingeschlossen hatte, und schien eben so wild wie die andern. Zuletzt ritt ein kühner Elephantenjäger auf ihn zu, nachdem er vorher erkannt worden war, und befahl ihm, sich niederzulegen, indem er ihm am Ohre zupfte. Das Thier schien überrascht und gehorchte sogleich dem Befehle. Die Gewohnheit des Gehorsams war stärker wie die der Freiheit. Diese Elephanten waren unter plötzlichem Schrecken entflohen; der eine war entflohen, weil er auf die Spur eines Tigers kam. Sie wurden wieder eingefangen, weil sie sich von den Gefährten, die von den Jägern verfolgt wurden, nicht trennten. Sogar dieser Umstand scheint nicht die allgemeine Verständigkeit des Thieres zu widerlegen; die Erinnerung, welche die Elephanten über ihre Gefangenschaft bewahrten, konnte keine unangenehme sein. Eine Sache ist gewiß — ihr Gehorsam wurde nicht dadurch vertilgt, daß sie lange frei von Sklaverei gewesen waren. Sie gaben sich ohne Widerstand der Herrschaft ihrer alten Herren wieder hin. Alles, was erfordert wird, um die Fähigkeit des Thieres zur Zähmung zu beweisen, ist in dieser Gelehrigkeit inbegriffen. Diese Gelehrigkeit wird weder durch Zeit noch Abwesenheit, weder durch Liebe zur Freiheit noch durch Furcht vor Sklaverei verändert. Ohne diesen bereitwilligen und bleibenden Gehorsam hätte weder der Elephant unterworfen noch in Unterwerfung gehalten werden können.

Warren Hastings, der Generalgouverneur von Indien, besaß einen Elephanten, der 10 Jahre lang frei von der Herrschaft des Menschen gewesen war. Als sein Führer entlassen war, wollte er sich von keinem andern leiten lassen, und zuletzt lief er nach einer wilden Heerde fort. Nach der

langen erwähnten Zeit ward er in einem Keddah gefangen und von seinem Führer erkannt, dem er sogleich gehorchte. Zoffany hat das Bildniß dieses Thiers gemalt und gibt diesen Bericht in einer gedruckten Erklärung seines bekannten Bildes, die Tigerjagd, an.

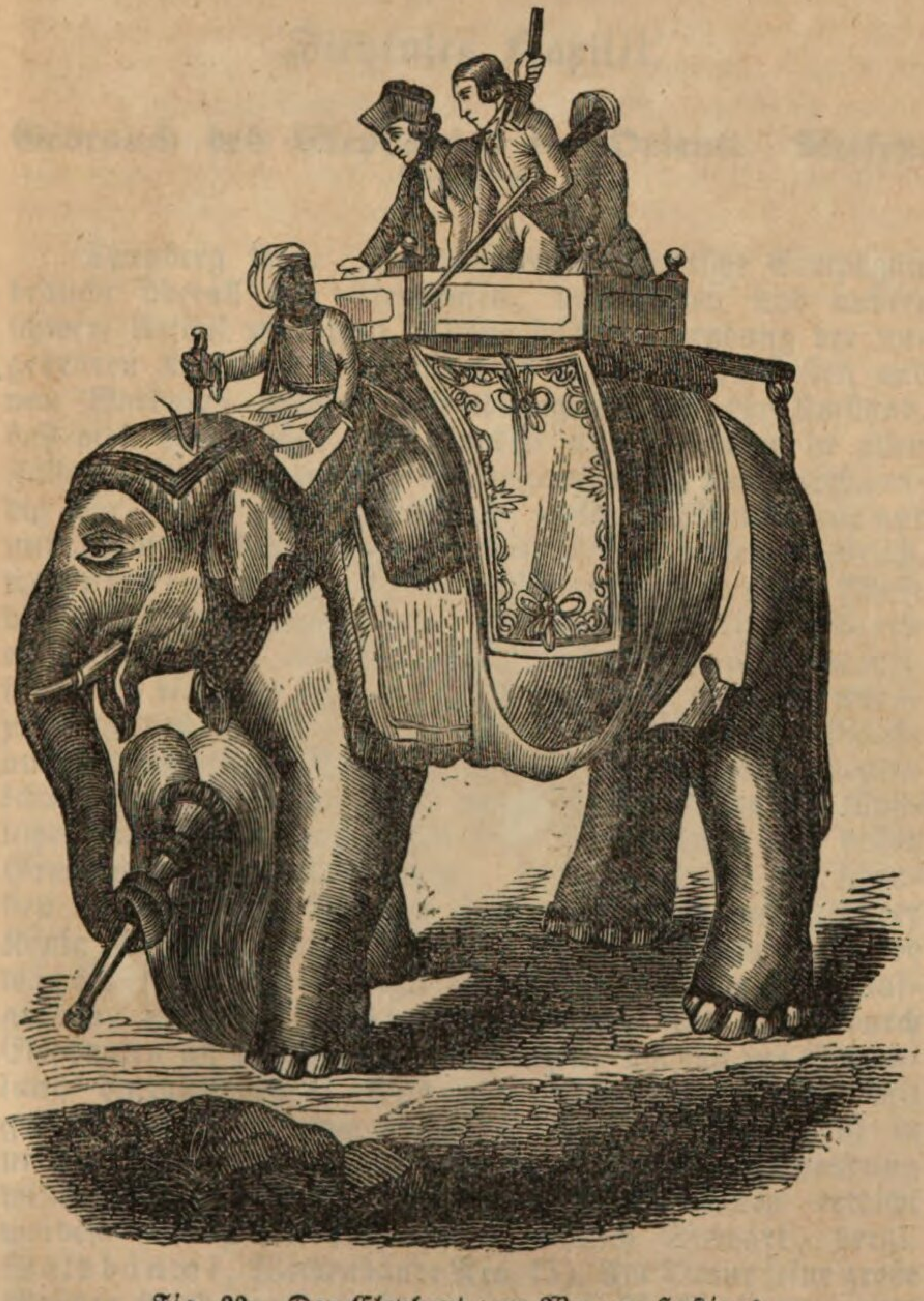


Fig. 33. Der Elephant von Warren Hastings.

Diese Darstellung ist aus Zoffany's berühmtem Bilde entnommen. Das von dem Thiere im Rüssel getragene Werkzeug ist als ein Kuhschwanz mit silbernem Griffe beschrieben, welches Elephanten hoher Personen zum Verscheuchen der Insekten tragen.

Siebentes Kapitel.

Gebrauch des Elephanten im Orient. Reisen. Jagden.

Thunberg sagt: „Die holländisch-ostindische Compagnie braucht überall den Elephanten, um Balken und andere schwere Artikel zu tragen.“ Eine solche Anwendung der ungeheuren Kraft des Elephanten ist eine der gemeinsten und von Barbaren geübten Verfahrungsweisen; der Umstand, daß diese Kraft ohne viel Klugheit und Bedenken in allen Fällen angewandt wurde, wo ungewöhnliche Kraft nothwendig war, ist in einer Gesellschaft, welche Maschinenkraft nur unvollkommen kannte und bei einer Regierung sehr natürlich, welche sich nicht um die Kosten bekümmerte, eine große Masse dieser Thiere zu unterhalten. In derselben Weise bepflanzte einst Kublai Khan eine Anhöhe mit ausgewachsenen Bäumen, indem er dieselben auf den Rücken von Elephanten transportiren ließ. Marco Polo erzählt: „Nicht weit vom Palaste auf der nördlichen Seite in der Entfernung eines Bogenschusses findet sich über einer umgebenden Mauer ein künstlicher Berg von Erde, dessen Höhe 100 Schritte und dessen Grundlage eine Meile beträgt. Derselbe ist mit den schönsten immergrünen Bäumen bepflanzt; wenn nämlich der König Nachricht erhält, daß ein hübscher Baum irgendwo wächst, so läßt er ihn mit der Wurzel und der Erde aufgraben, und, wie groß er auch immer sein mag, durch Elephanten an diesen Berg verpflanzen, um ihn zur Sammlung hinzuzufügen.“ Was ein orientalischer Despot mit größter Verschwendung thierischer Kraft ausführte, ist in unsern Tagen von Privatleuten durch geschickte Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze mit geringen Kosten erreicht worden (im Parke von Allanton durch Stewart, vergl. Waldbäume, Wochenbände Nro. 45). Als Timur seine große Moschee in Samarkand baute, wurden 95 Elephanten zum Ziehen der Steine gebraucht. Als der Schiffbau noch in

roher Weise auf der Halbinsel Vorderindiens ausgeübt wurde, schob man mit Elephanten die Schiffe in das Wasser. Verthema, der 1503 in Indien reiste, berichtet von ihrem Vermögen, Fahrzeuge ans Ufer zu ziehen. „Ich sah ein Beispiel von der außerordentlichen Kraft dieser Thiere zu Cananore, wo einige Mahomedaner ein Schiff ans Land auf Rollen, mit dem Hintertheil voran, ziehen ließen; bei dieser Gelegenheit zogen drei Elephanten, gut angespannt, mit großer Kraft; sie neigten ihre Köpfe nach dem Boden und brachten das Schiff ans Land." Derselbe Reisende sagt an einer andern Stelle: „Einmal sah ich einen Baumstamm von einem Elephanten umgestürzt, nachdem 24 Mann dies vergeblich versucht hatten." Wir haben schon gesehen, daß die ungeheure Kraft dieses Thieres angewandt worden ist, um Mauern einzustoßen. Im Kriege von Coromandel 1751, worin die englischen Truppen unter Clive sich in Ponomale heldenmüthig und siegreich vertheidigten, wurden vom Feinde Versuche gemacht, die Thore der Festung mit Elephanten einzustoßen, deren Stirnen mit eisernen Platten bedeckt waren. All dergleichen Anwendungen der Elephanten sind natürlich der wirksameren Maschinenkraft gewichen, die sich mit weniger Kosten erlangen läßt und die Arbeit genauer ausführt. Die gegenwärtige Anwendung der Elephanten im Orient beschränkt sich hauptsächlich auf den Transport von Personen, von schwerem Gepäck auf Reisen und auf dem Marsch eines Heeres. Ferner wird er bei Jagden, bei Prozessionen und Ceremonien angewandt.

Heber sagt: „Zu Barrackpur ritt ich zum erstenmal auf einem Elephanten, dessen Bewegung ich gar nicht für unangenehm hielt, obgleich dieselbe von der eines Pferdes sehr verschieden war. Da das Thier beide Beine auf derselben Seite auf einmal bewegt, so ist das Gefühl ein ähnliches, als würde man auf den Schultern eines Mannes getragen. Ein ausgewachsener Elephant trägt außer dem Führer zwei Personen in dem Tragsessel. Der Führer sitzt auf dem Halse und außerdem noch sitzt ein Diener hinten auf, der einen Sonnenschirm hält. Der Tragsessel oder Hauda, wie ihn die Europäer brauchen, gleicht dem Körper einer kleinen Kalesche, hat aber keinen Vordersitz." Williamson, welcher wahrscheinlich die schnelle Bewegung des Galopps sehr liebte, sagt: „Der Gang des Elephanten ist eigenthümlicher Art und gleicht dem künstlichen Schritt, der einigen Pferden beigebracht wird. Er ist gar nicht unangenehm bei einem Pferde, macht aber bei einem Elephanten eine solche Bewegung, daß man sie auf lange Zeit selten aushalten kann. Ich kenne

wirklich nichts Unbehaglicheres und Widerlicheres, ich möchte sogar sagen Peinlicheres, wie eine Tagreise in einem Tragsessel auf dem Rücken eines Elephanten. Man wird dadurch auf unbeschreibliche Weise ermüdet. Ich kann mir nur denken, daß die Gewohnheit die Leute damit aussöhnt. Die größten Elephanten sind meist die widerlichsten für den Reiter." Die kleineren Elephanten werden bisweilen mit Sattel und Steigbügel geritten; andere haben ein Sattelkissen, worauf 6—8 Personen, einige mit gekreuzten Beinen, andere seitwärts sitzen können. Das Thier kniet nieder, damit der Reiter aufsteige, und da es meist ungeduldig ist, so lange man es besteigt, so stellt der Führer seinen Fuß auf das Vorderbein des Thieres und drückt darauf bisweilen sogar mit einem Speere. Eine Leiter wird auf die Seite des Elephanten zum Gebrauch Derer befestigt, die in einem Tragsessel reisen. Die Eingeborenen lassen sich von ihren Sitzen auf dem Sattelkissen durch ein Tau herunter.

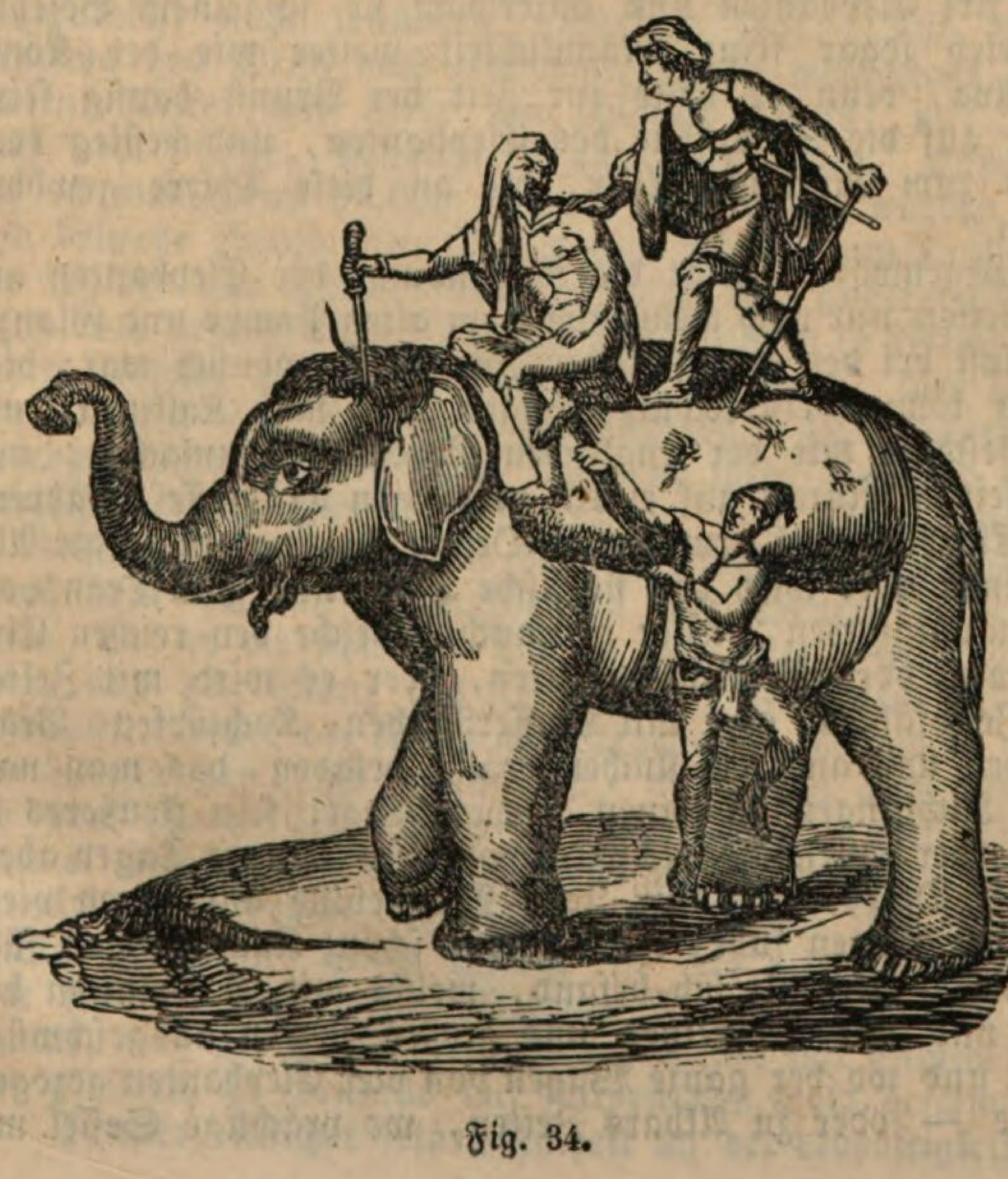


Fig. 34.

Die Leitung eines Elephanten, auf welchem Personen von Reichthum und Macht in Brittischindien reisen, wird stets dem Führer anvertraut. In Ava ist dies Verfahren verschieden. Crawfurd sagt: „Nach Beendigung der Elephantenkämpfe bereitete sich der König zur Abreise. Sein Elephant, eines der schönsten Thiere, die ich gesehen habe, mit Rüssel, Kopf und Hals von weißlicher Fleischfarbe, und sonst ganz vollkommen, ward dicht an den Schuppen geführt, unter welchem wir saßen. Der König bestieg ihn mit großer Behendigkeit, setzte sich auf den Hals und schien an dies Verfahren vollkommen gewöhnt. Nachher sahen wir den Thronerben, einen dreizehnjährigen Knaben, wie er in derselben Weise seinen Elephanten leitete. Dies Verfahren ist, wie ich glaube, bei den Birmanen gewöhnlich. Wenigstens in Vorderindien läßt sich kein Mann vom Stande herab, seinen Elephanten zu leiten. Die Gewohnheit ist sicherlich eine männlichere, und ich würde mich auch nicht wundern, wenn gerade die Art, auf dem Halse zu reiten, auch die angenehmste wäre. Der Kaiser Akbar ritt in derselben Weise auf jeder Art Elephanten und unterwarf sie so seinem Befehle. Er trieb sogar seine Männlichkeit weiter wie der König von Ava, denn er setzte zur Zeit der Brunst häufig seine Beine auf die Stoßzähne des Elephanten, und bestieg denselben zum Erstaunen Aller, die an diese Thiere gewöhnt waren."

Gegenwärtig zeigt die Anwendung der Elephanten auf den Reisen nur noch wenig von dem alten Pompe und Glanze, der einst bei den mongolischen Fürsten gewöhnlich war; bisweilen kömmt ein tributpflichtiger Fürst nach Kalkutta, um ein Geschäft mit der englischen Behörde abzumachen, und hält seinen Einzug auf einem prächtigen Tragsessel, während sein Elephant mit prunkenden Decken behängt ist. Im Allgemeinen aber wird das stattliche Thier nur zum Transport der mannigfachen Diener gebraucht, welche den reichen Eingebornen oder Britten begleiten, oder es wird mit Zelten und Zeltpfählen, oder mit Wasserflaschen, Kochtöpfen, Bratpfannen und anderem Küchengeräthe beladen, das man nach allen Richtungen an seinen Körper hängt; sein Aeußeres ist somit eher possenhaft wie würdevoll. In Timurs Tagen aber, als der Despot nach Sir John Mandeville auf einem vierrädrigen Wagen fuhr, worauf eine schöne Kammer von süßduftendem Aloeholz sich befand, welche mit Goldplatten bedeckt und mit Edelsteinen und großen Perlen ausgeschmückt war, und wo der ganze Wagen von vier Elephanten gezogen wurde — oder zu Akbars Zeiten, wo prächtige Sessel mit

Thronhimmel auf den Rücken der Elephanten sich befanden — oder zu Tschehangirs Zeit, der nach Purchas auf einem Elephanten durch die Straßen seiner Hauptstadt ritt, während er von zwanzig königlichen Elephanten begleitet wurde, deren Schmuck von Edelsteinen und Geschirr „dem Glanze der Sonne trotzte," und dessen Gefolge von Weibern den Raum einer Viertelstunde einnahm — in jenen Tagen waren die Reisen der Elephanten Gelegenheiten zu gewöhnlichem Pomp. Die genaueste Beschreibung von solchem Glanz gibt Bernier über die Reise von Aurengzeb, von Delhi nach Kaschemir 1664.

Die Vollkommenheit europäischer Reisen ist ungemeine Geschwindigkeit; der Marsch dieses mongolischen Fürsten durch sein Gebiet war so gemessen, wie ein Leichenzug. Bernier, nachdem er zwei Monate lang von Delhi nach Lahore unterwegs gewesen war (eine Entfernung von ungefähr 25 geographischen Meilen, die eine gewöhnliche Postkutsche etwa in 48 Stunden zurücklegt), bemerkt: „Dies war wahrlich ein langsamer und feierlicher Marsch." Berücksichtigen wir jedoch das Gefolge von Aurengzeb, so können wir uns über die Langsamkeit nicht wundern. Bernier sagt: „Auf diesem Marsche von Delhi nach Kaschemir waren wenigstens zehntausend Reiter und mehr wie 150,000 Thiere, mit Inbegriff der Pferde, Maulthiere und Elephanten. Außerdem müssen wenigstens 50,000 Kameele angewandt worden sein, und beinahe ebenso viele Ochsen und Pferde zum Transport der Weiber und Kinder, des Getreides und anderer Lebensmittel der armen Leute, die mit den Bazaren in Verbindung stehen, welche auf ihren Reisen wie Zigeuner, ihre Familien, Güter und Vieh mit sich nehmen. Die Diener des Heeres müssen zahllos sein, da ohne ihren Beistand nichts geschieht. Viele sind der Meinung, das Lager enthalte 3—400,000 Personen." Die hauptsächlichste Anwendung des Elephanten bei dieser ungeheuren Menschenmasse bestand darin, daß er die schwerste Dinge, wie Zelte, Zeltpfähle ꝛc. trug, und den Glanz des Fürsten und des Hofes erhöhte. „Bisweilen reitet der König auf Elephanten, besonders wenn das Wetter zur Jagd günstig ist. Bisweilen auch läßt er sich von einem Elephanten in einer Sänfte mit Thronhimmel tragen, worin die glänzendste Art zu reisen besteht, da nichts die Pracht, den Glanz der Decken und des Geschirrs übertrifft. Diese Sänfte ist wie ein kleines Haus oder wie ein viereckigter hölzerner Thurm, vergoldet und bemalt, und der Thron, ein ovaler Stuhl mit Himmeldecke und Pfeilern, ist ebenfalls mit Farben von Gold geschmückt."

Bernier, welcher seinen Antheil an der Lebhaftigkeit des

französischen Charakters gehabt zu haben scheint, erhielt einen starken Eindruck von dem Glanz des Serails bei diesem sonderbaren Marsche. Er spricht von den verschiedenen Reisearten der Prinzessinnen und großen Damen, über die vergoldeten Sänften, die auf den Schultern der Menschen getragen werden, und über die stattlichen und dicht verschlossenen Palankins; besonders aber ward seine Neugier durch den Prunk der Elephanten sehr angenehm befriedigt, welche beim Transport „dieser liebenswürdigen und ausgezeichneten Damen" gebraucht wurden — ferner auch durch den Anblick des köstlichen Geräthes, der silbernen Glocken und Schellen, der mit silbernen Netzen, Fransen und Quasten bedeckten Tragsessel. Er sagt: „Ich kann es nicht unterlassen, bei dieser pomphaften Prozession des Serails zu verweilen. Sie zog meine Aufmerksamkeit bedeutend auf sich, und ich freue mich noch an der Erinnerung. Man spanne die Einbildungskraft so weit wie möglich an, und man wird dennoch nichts Großartigeres und Prächtigeres sich denken können, wie den Anblick des Elephanten der Schwester von Aurengzeb; sie wurde von einem ungeheuren Pegu-Elephanten getragen, und saß in einer Sänfte, die von Gold in Azur glänzte; 5—6 andere Elephanten folgten mit Sänften von ähnlichem Glanz, die mit Damen ihres Haushaltes gefüllt waren. Dicht neben der Prinzessin ritten die ersten Eunuchen, schön geschmückt und auf herrlichen Pferden, Jeder mit einem Rohr in der Hand; ferner ein Haufen weiblicher Diener aus der Tatarei und Kaschemir, phantastisch gekleidet, auf schönen Pferden mit Sattelkissen. Außer dieser Begleitung folgten mehre Eunuchen zu Pferde, nebst eine Masse Lakaien und Pagen zu Fuß, die der Prinzessin rechts und links weit vorangehen, um die Straße zu reinigen und jeden Eindringling fortzujagen. Hinter dem Gefolge der Schwester des Großmoguls kam eine vornehme Dame des Hofes, in derselben Weise wie die Prinzessin beritten. Auf diese Dame folgte eine dritte und alsdann eine vierte u. s. w., 15—16 Frauen vom Stande, mit großer Pracht und Gefolge, je nach ihrem Rang, Einkünften und Aemtern. Es liegt etwas sehr Eindrucksvolles in dem Staate des Marsches von 60 oder mehr Elephanten, so wie in ihrem feierlichen und gemessenen Schritte, in dem Glanz der Sänften und dem unzähligen Gefolge; hätte ich nicht diese Darstellung der Pracht mit einer Art philosophischer Gleichgültigkeit betrachtet, so hätte ich mich wohl ebenso meiner Einbildungskraft überlassen können, wie die indischen Dichter, wenn sie die Elephanten darstellen, als trügen sie Gottheiten, die dem Blick des Pöbels entzogen

seien."* Die philosophische Gleichgültigkeit bei solchem Gepränge besteht in der Betrachtung, daß dasselbe nur bei despotischer Gewalt vorhanden sein kann, und daß der Glanz solcher Könige, wie Timur und Aurengzeb, um den Preis der Freiheit und des Glückes der von ihnen beherrschten Völker erkauft wurde. Die Einfachheit, welche das beste Zeichen einer freien Regierung ist, erregt zwar weniger die Phantasie, erweckt aber ein unendlich größeres Vergnügen; sie befriedigt die Vernunft.

Die Reisen mongolischer Fürsten in ihrem Reiche wurden meist unternommen, um ihnen das Vergnügen der Jagd zu gewähren. Sie zogen gegen Antilopen und Tiger mit demselben Gepränge zu Feld wie gegen den Feind. In Aurengzebs Lager waren Zelte für die vorzüglichsten Elephanten und für die auf der Jagd gebrauchten Thiere, für Hunde, Raubvögel, Leoparden, Nylgaus und bengalische Büffel, sogar für Rhinozerosse und Löwen, die nur der Schau wegen mitgenommen wurden. Alles unbebaute Land an der Straße ward mit größter Sorgfalt bewacht, um das Wild für den König und seine Großen zu unterhalten; die schwersten Strafen wurden über Diejenigen verhängt, welche dasselbe tödteten oder beunruhigten. Die menschliche Natur ist überall dieselbe, sowohl in Asien wie Europa; die Großen haben stets gesucht, Besitzthümer und Genüsse sich ausschließlich vorzubehalten und sind dabei tyrannisch gewesen. Zur Zeit Kublai Khans war es nach Marco Polo jedem „Handelsmann, Handwerker oder Bauern streng verboten, einen Geier, Falken, oder andere auf der Jagd gebrauchten Vögel, oder einen Jagdhund zu halten." Da der Wille eines Tyrannen das höchste Gesetz war, so wurden auch die am höchsten Stehenden dem Jagdgesetze unterworfen; denn „kein Edelmann durfte Thiere oder Vögel in der Nähe des Ortes jagen, wo der Khan sich aufhielt." Somit hatte der Fürst einen so großen Wildvorrath, daß jeder Bewunderer einer neuen Treibjagd damit hätte zufrieden sein können. Der hauptsächlichste Ehrgeiz der Großmoguls zu Aurengzebs Zeiten war die Tödtung eines Löwen, wobei sie auf Elephanten ritten. Ein solches Ereigniß befriedigte den Stolz und galt zugleich als glückliche Vorbedeutung für den Staat. Bernier hat die Ceremonie mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit beschrieben. „Unter allen

* Die Leser neuerer Dichter erinnern sich an Moore's Lala Ruk, wo die Elephanten, die von Delhi ausgehen, beschrieben werden, als trügen sie auf dem Rücken kleine Thürme in der Form kleiner antiker Tempel, worin die Damen der Lala Ruk gleichsam als Heiligthum verschlossen waren.

Vergnügungen des Feldes ist die Löwenjagd nicht allein die gefährlichste, sondern auch besonders eine königliche; nämlich nur der König und die Prinzen dürfen Löwen jagen, andere Personen allein mit besonderer Erlaubniß. Man trifft die Vorbereitungen, indem man einen Esel in die Nähe des Ortes bindet, wo die Jagdbedienten die Gegenwart des Löwen ausgespürt haben. Das unglückliche Thier ist bald gefressen; nach einem so reichlichen Mahl jagt der Löwe niemals eine andere Beute, sondern sucht sich Wasser, ohne Ochsen, Schafe oder andere Thiere zu belästigen, und kehrt nach Stillung seines Durstes zu seinem früheren Lager zurück. Er schläft bis zum nächsten Morgen, wo er wieder einen Esel vorfindet, den die Jagdbedienten an denselben Ort gebracht haben. Auf diese Weise locken sie mehre Tage lang den Löwen, daß er immer an den einen Ort kommt und binden dann, wenn sie Kunde von der Annäherung des Königs erhalten, wieder einen Esel an, in dessen Kehle sie eine Masse Opium hineingezwängt haben. Dies letzte Mahl äußert natürlich auf den Löwen eine einschläfernde Wirkung; alsdann läßt man die Bauern der Umgegend große, zu dem Zwecke verfertigte Netze ausspannen und immer dichter zusammenziehen, eben so wie man die Nylgaus jagt. Ist Alles vorbereitet, so erscheint der König auf einem mit Eisenzacken ausgerüsteten Elephanten nebst dem Oberjägermeister, einigen Omrahs auf Elephanten und einer großen Menge seiner Leibwächter zu Pferde und Jagdbedienten zu Fuß, die mit Lanzen bewaffnet sind. Der König naht sich dem Netze von außen her und feuert auf den Löwen eine Stutzbüchse ab. Das verwundete Thier führt gegen den Elephanten seinen Sprung aus, wie Löwen stets verfahren, wird aber durch das Netz aufgehalten und der König fährt fort, seine Stutzbüchse abzuschießen, bis das Thier zuletzt getödet ist.

„Während der letzten Jagd aber sprang das wüthende Thier über das Netz hinaus, stürzte sich auf einen Reiter, tödtete dessen Pferd und entfloh auf einige Zeit. Bei der weiteren Verfolgung ward es wieder aufgefunden und wieder eingeschlossen. Das ganze Heer ward bei dieser Gelegenheit großen Widerlichkeiten ausgesetzt und kam einige Zeit in Verwirrung. Wir durchsuchten drei bis vier Tage lang ein Land, welches von Bergströmen durchschnitten und mit Unterholz und langem Gras bedeckt ist, das beinahe die Kameele versteckte. Keine Basarde waren gebildet worden und es fanden sich keine Städte und Dörfer in der Nähe des Heeres. Glücklich waren Diejenigen, die in dieser Verwirrung ihren Hunger stillen konnten! Was den Grund dieses langen

Aufenthaltes in so schlechten Quartieren betrifft, so wird die Flucht eines Löwen für eine höchst böse Vorbedeutung in Bezug auf den Staat gehalten, eben so wie die Tödtung für glücklich gilt. Somit ist die Beendung der Jagd mit vielen wichtigen Ceremonien verbunden. Der König sitzt unter den Omrahs, während ihm der todte Löwe gebracht wird; der Leichnam wird gemessen, untersucht, worauf man ein Dokument in dem Archiv niederlegt, in welchem es heißt, der König habe an dem und dem Tage einen Löwen von der und der Größe und Haut erlegt, dessen Zähne so und so lang und dessen Klauen so und so dick gewesen seien."

Wir finden in den Annalen Hindostans, daß der Löwe gelegentlich ohne solche Vorsicht gejagt wurde. Bernier gibt uns hievon ein auffallendes Beispiel. „Aurengzeb, der viel Vergnügen an Aeußerungen persönlichen Muthes fand und der sich selbst in der Jugend einmal hervorgethan hatte, daß er ganz allein einen Elephanten angriff, befahl seinem Sohne, Sultan Manzum, in voller Versammlung der Omrahs einen Löwen zu tödten, der von den Bergen gekommen war und in der Umgegend Schaden gethan hatte. Der Oberjägermeister sprach seine Hoffnung aus, daß der Gebrauch der Netze gestattet werden möge, die man bei der gefährlichen Jagd gewöhnlich anwandte. Der König aber erwiderte streng, er soll den Löwen ohne Netz angreifen. „„Als ich Prinz war, habe ich nicht an solche Vorbereitungen gedacht."" Bei einem in so bestimmter Weise gegebenem Befehle durfte kein Ungehorsam gezeigt werden. Der Prinz lehnte das furchtbare Unternehmen nicht ab. Er ging dem furchtbaren Thiere entgegen und erlegte dasselbe nur mit dem Verlust von zwei oder drei Mann. Einige Pferde wurden zerfleischt und der verwundete Löwe sprang dem Elephanten des Sultans auf den Kopf."

Marco Polo hat mit großer Genauigkeit die Art berichtet, wie der Großkhan auf die Jagd mit 10,000 Falkenieren und 10,000 Tarkoal oder Aufwärtern zog, welche die verirrten Falken wieder einfangen mußten. „Wegen der Enge der Päße in einigen Theilen des Landes, wo der Fürst die Jagd betrieb, ward er nur von zweien oder einem Elephanten getragen, welche Zahl bequemer ist wie eine große Menge. Unter anderen Umständen aber gebraucht er vier, auf deren Rücken ein hölzerner, schön geschnitzelter Pavillon getragen wird, der innen mit Goldtuch ausgeschlagen und außen mit Löwenhäuten bedeckt ist. Diese Transportart muß der Fürst brauchen, wenn er auf die Jagd geht, weil er die Gicht hat. In seinem Pavillon hat er stets zwölf seiner besten Edel-

falken und zwölf Offiziere, seine Günstlinge, damit ihn dieselben unterhalten und Gesellschaft leisten. Die Reiter an seiner Seite geben ihm Nachricht von der Annäherung der Kraniche und anderer Vögel; alsdann zieht er den Vorhang seines Pavillons auf und befiehlt, wenn er das Wild erblickt, seine Falken loszulassen, welche die Kraniche ergreifen und sie nach einem Kampfe ihm bringen. Der Anblick erfreut sehr den Khan, wenn er auf seinem Lager ausgestreckt liegt." Man kann sich keine abgeschmacktere Aeußerung des Despotismus wie die hier beschriebene denken; eine ganze Gegend geräth in Verwirrung, nützliche Arbeiten werden unterbrochen, Privateigenthum wird von Tausenden der Jäger verdorben und eine ganze Bevölkerung wird verhaßten Beschränkungen ausgesetzt, damit ein gichtbrüchiger Despot von seinem Pavillon aus, auf dem Rücken von Elephanten getragen, zusehen kann, wie Kraniche von Edelfalken getödtet werden.

Die prächtigen Jagden indischer Fürsten, bei welchen die Parade und oft auch die Gefahr des Krieges sich vorfand, dauerten beinahe bis auf die neueste Zeit fort. Der Nabob von Aude, Vezier Ally oder Asof-ul-Daulah, durch brittische Hülfe auf den Thron erhoben und 1818 gestorben, war ein höchst verschwendrischer Fürst; seine Jagden wurden in einer Weise ausgeführt, die sogar dem Glanze Kublai-Khans und Aurengzebs gleichkamen. Meist zog er im März von 10,000 Reitern und eben so viel Fußvolk begleitet, mit 800 Elephanten aus. Vierzig- bis sechzigtausend Menschen folgten seinem Lager mit Getreide und Waaren. Als der Vezier seinen Palast in Lucknow verließ, wurde eine Linie, mit dem Fürsten in der Mitte, gebildet; derselbe ritt auf einem Elephanten und war von zwei anderen begleitet, von denen der eine seinen Staatssessel, der andere seinen Jagdsessel trug. Von jeder Seite des Fürsten dehnte sich eine Elephantenlinie aus und wurde an den Enden mit Reiterei flankirt. Der Zug ging in gerader Richtung durch das Land, ohne das von ihm angerichtete Unheil zu beachten; die armen Einwohner liefen hinter dem Fürsten her und riefen ihn vergeblich um Gnade an. Wurde ein Wild aufgescheucht, so ward ein fortwährendes Feuern auf der Linie unterhalten; wurde eine Antilopenheerde entdeckt, so hielten die Elephanten an, die Reiterei umringte dieselbe und trieb sie her, damit seine Hoheit und dessen Höflinge die Thiere mit aller Muße tödten konnten. Nachdem das Heer so bei Tage marschirt und des Nachts an bestimmten Orten gelagert war, wo man für jede Art Luxus in prächtigen Zelten sorgte, näherte

es sich zuletzt den Thibetgebirgen, wo Tiger, Panther, Leoparden und Büffel sich vorfinden. Nach Bildung eines Lagers ward die Jagd im großen und furchtbaren Maßstab mehre Wochen lang betrieben; der Fürst und die Edelleute, auf ihren Elephanten reitend, reinigten die Gegend von den Raubthieren, welche die Heerden der Bauern vernichteten. Hier gewährte die von dem Despoten zusammengebrachte Ausrüstung wenigstens einigen Nutzen, denn die Zahl der getödeten Raubthiere stand immer im Verhältniß zur Größe der gegen sie gebrauchten Truppenmacht. Dergleichen Scenen aber gehören einer anderen Zeit und Regierung in Indien an. Die prunkende Gewalt der eingebornen Fürsten ist jetzt beinahe gänzlich durch die Eroberung und Civilisation der Britten verschwunden; die Vertilgung des Tigers und Leoparden ist jetzt denen überlassen, welche Gefahr der Aufregung wegen suchen oder die für eine von der Regierung gezahlte kleine Geldsumme bei jedem erlegten Panther, Tiger u. s. w. ihr Leben wagen.

Obgleich der Elephant jetzt nicht mehr in Persien heimisch ist, besitzt man genügendes Zeugniß, daß er dort einst im Kriege und auf der Jagd gebraucht ward. Auf einem alten Thore, welches Porter beschrieb, finden sich Darstellungen in Basrelief von einer Eberjagd; einige Jäger reiten auf Pferden, andere auf Elephanten, die sich in die morastigen Gebüsche stürzen.

Der Elephant ward auf der Tigerjagd Indiens stets angewandt. Sein scharfer Geruch und seine Kraft, sich einen Weg durch das dichteste Gebüsch zu bahnen, machen ihn dazu besonders geeignet. Pferde können der Spur des Tigers nicht folgen, und Kameele, von dem wilden Thiere angegriffen, sich nicht vertheidigen. Die Jagdgesellschaft ist meist sehr zahlreich und die Jäger, in ihren Sänften oder Haudas sitzend, begeben sich furchtlos und für den Kampf wohlbewaffnet in die Jungeln.

Gelegentlich auch reitet der Jäger mit seiner Büchse auf dem Rücken des Elephanten. Die Gegenwart des Tigers wird meist von den Elephanten angezeigt, welche, nachdem sie den Feind gerochen haben, unruhig werden und den besonderen, trompetenähnlichen Ton vernehmen lassen, wodurch sie ihre Erschreckung anzeigen. Regt sich der Tiger, so werden immer mehre Elephanten unlenksam; ihre Rüssel werden hoch in die Luft gestreckt; kann man einige dahin bringen, daß sie weiter gehen, so thun sie dies nur mit größter Vorsicht. Diejenigen Elephanten, welche bei solchen Gelegenheiten standhaft bleiben, werden immer als sehr werthvoll geschätzt. Zeigt

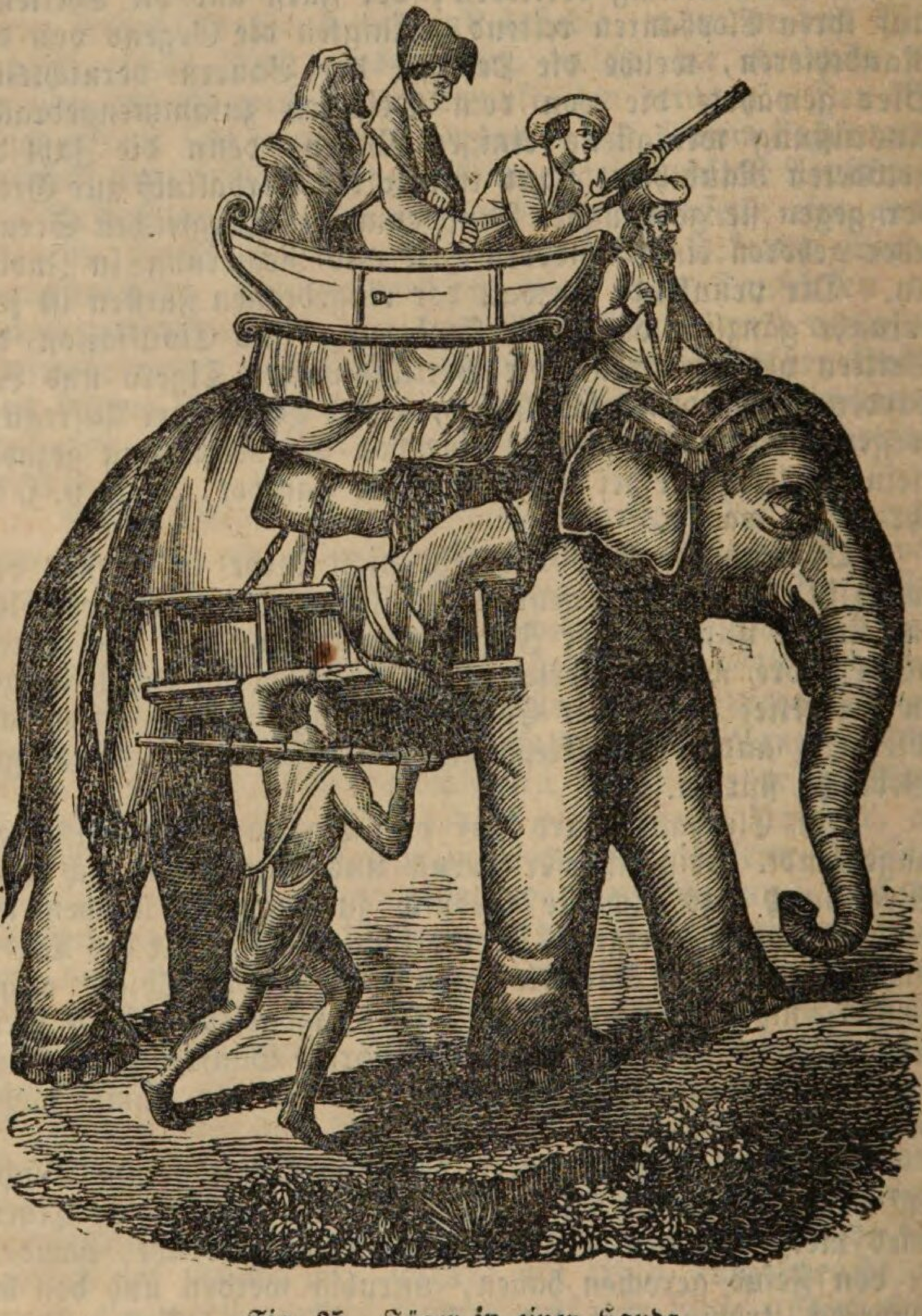


Fig. 35. Jäger in einer Hauda.

sich die Bewegung eines Thieres in der Jungel, so hält der nächste Elephant und der Reiter feuert in der Richtung der sich bewegenden Binsen. Wird der Tiger durch dergleichen, auf's Unsichere hin, abgefeuerte Schüsse verwundet, so springt er meist aus seinem Versteck auf den nächsten Elephanten hin. Nur wenige Elephanten können alsdann dem Antriebe der Furcht widerstehen. Wird der Rüssel, der immer so weit wie möglich emporgestreckt wird, so daß der Tiger ihn nur mit Schwierigkeit erreichen kann, von demselben geritzt, so ist von Lenkung nicht mehr die Rede. Williamson beschreibt einen Unfall dieser Art, der sich hinsichtlich zweier Offiziere ereignete: „Sie pflegten Tiger nur mit einem Elephanten zu tödten; als sie denselben eines Tages ritten, jagten sie einen sehr wilden Tiger auf. Das Thier, nachdem es einiges Unheil unter den Hunden, die sich mit vielem Muth stellten, angerichtet hatte, sprang zuletzt nach dem Kopfe des Elephanten. Obgleich ihm der Versuch mißlang, denselben zu packen, ritzte es dennoch den Rüssel. Sobald der Elephant die Tigerklauen darin empfand, wandte er sich um und lief mit heftigstem Gebrüll hinweg. Er schien alle Besinnung verloren zu haben und wüthend geworden zu sein. Wo er ein lebendiges Wesen erblickte, begann er dasselbe zu verfolgen; die Bemühungen des Führers, ihn zurückzuhalten, waren durchaus vergebens. Zuletzt kam er durch Ermüdung und milde Behandlung wieder in lenksamen Zustand, war aber für die Tigerjagd gänzlich verdorben."

Die mitgetheilte Darstellung eines auf der Jagd sich stellenden Tigers ist nach einer Zeichnung Williamsons.

Wir entnehmen aus Williamsons Werk eine interessante Schilderung über die merkwürdige Erlegung eines Tigers, der auf einen Elephanten sprang, aber getödtet wurde, ohne daß er einem Reiter oder dem Thiere Schaden zugefügt hatte.

„Der Tiger hatte sich an einem von ihm getödteten Stiere gesättigt und lauerte nicht weit von dem Orte, wo die Reste des Stieres lagen, im Grase, welches so hoch wie der Rücken der Elephanten und sehr dick war. Die Zeichen der Besorgniß von Seiten der Elephanten, als sie dem Versteck näher kamen, reizten die Herren, um in ihrer Bestrebung, den Tiger aufzujagen, zu beharren. Ein Herr besonders trieb seinen Elephantenführer an, das Thier auf den Ort zu leiten, wo der Tiger liegen mußte; als dies ungeachtet der ängstlichen Töne des Elephanten geschah, sprang der Tiger, da er sich gezwungen sah, entweder sich zu widersetzen oder zertreten zu werden, auf die Seite des Elephanten und heftete seine Klauen in das Sattelkissen; seine Hin-

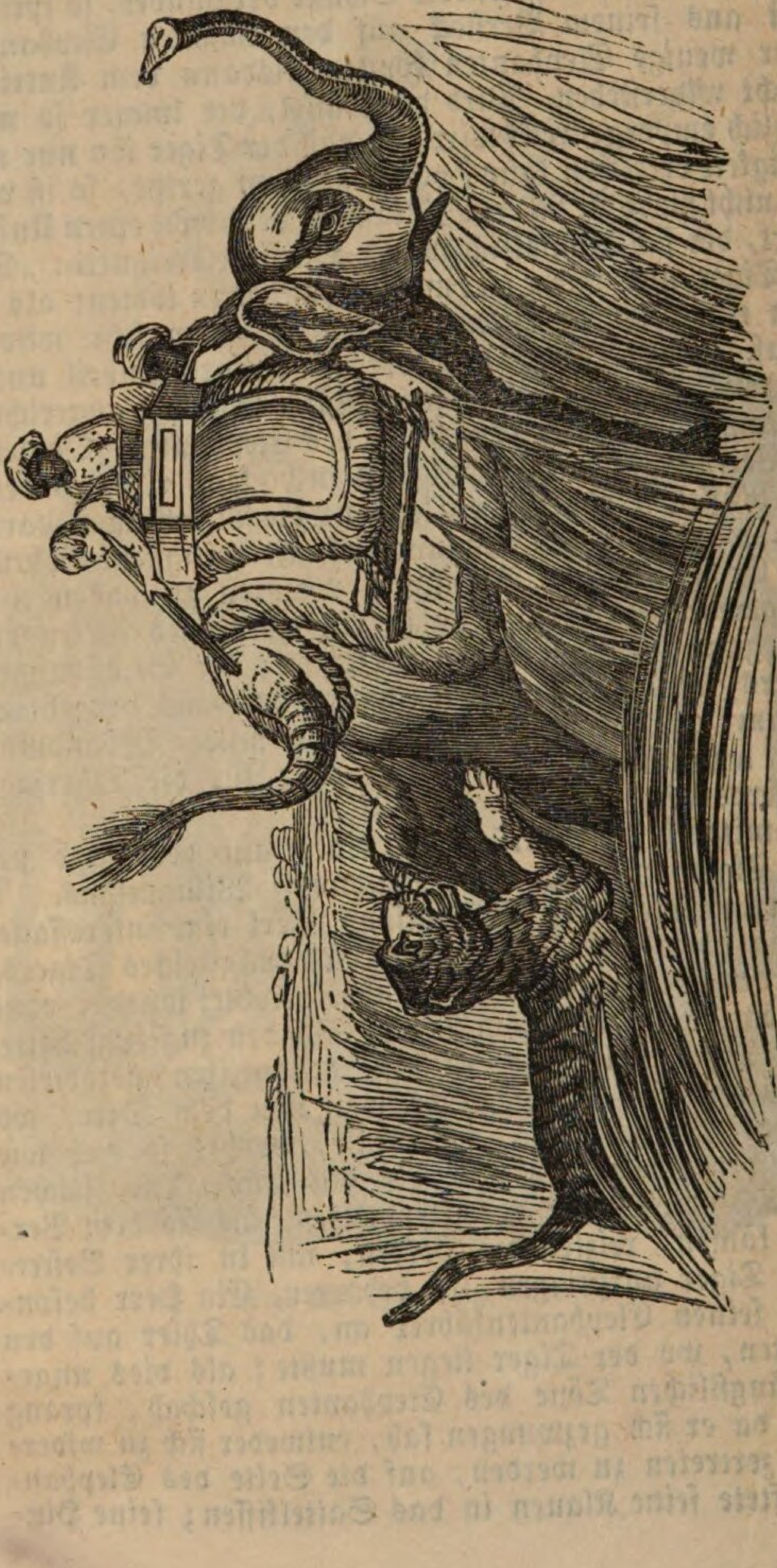


Fig. 36. Tiger, der sich auf der Jagd stellt.



Fig. 37. Tiger, der den Sprung ausgeführt hat.

terbeine waren etwas ausgebreitet und deren Klauen in die fleischige Haut der Hüfte des Elephanten befestigt. Der Elephant in höchstem Schrecken bei einem so plötzlichen und schmerzhaften Angriff stürzte durch das Dickicht in ungemeiner Geschwindigkeit; der Tiger hielt sich mit seinen Vordertatzen fest und stützte sich auf die Hintertatzen; wegen der schnellen und unregelmäßigen Bewegung konnte er sich nicht höher heben, noch auch den Halt loslassen, in den er seine Klauen fest eingetrieben hatte. Der Herr, welcher viel Mühe hatte, um seinen Sitz zu bewahren, konnte auf seinen grimmigen Gefährten sowohl wegen seiner sonst noch niemals vorgekommenen Lage, wie auch wegen der Gefahr, einen seiner zahlreichen Gefährten zu verwunden, kein Feuer geben. Letztere ließen, um ihm zu Hülfe zu kommen, ihre Elephanten antreiben und waren ihm sämmtlich nahe. Der fortwährende Wunsch des Elephanten, sich den unwillkommenen Reiter vom Halse zu schaffen, welcher einen schwankenden und unregelmäßigen Schritt bewirkte, gab denjenigen, welche leichte und schnelle Thiere ritten, Gelegenheit, die sonderbaren Flüchtlinge einzuholen; ein dicht heran kommender Herr konnte seine Stellung wählen, zielte gut und erschoß den Tiger, der auf den Boden fiel und dessen Tödtung keinen weiteren Schuß erheischte."

Man hat ein Beispiel, daß ein gutgezogener Elephant einen springenden Tiger mit den Stoßzähnen auffing; dies ist aber höchst selten. Fällt der Feind in seiner Nähe, so kniet der Elephant sogleich auf dessen Körper und heftet ihn mit den Stoßzähnen an die Erde. Dies ist theils die Wirkung des Instinktes und theils der Erziehung. Man macht die Elephanten zuerst mit dem Anblick eines Tigers dadurch vertraut, daß man ihnen ein ausgestopftes Fell auf den Weg wirft und sie lehrt, darauf zu knien und zu treten. Ein Kalb wird bisweilen in die Haut gesteckt; alsdann erschrickt der Elephant. Einige empfinden eine solche Furcht, daß keine Drohung oder Bitte sie bewegt, dem Gegenstande ihrer Besorgniß sich zu nähern; andere sind muthiger, und diese werden natürlich für Gelegenheiten aufgespart, wo wirkliche Gefahr vorhanden ist. Eines der schwierigsten Verfahren in dieser Abrichtung besteht darin, daß man den Elephanten gewöhnt, einen todten Tiger auf dem Rücken zu tragen. Williamson sah, wie ein Tiger, der nicht fest genug auf den Rücken eines Elephanten gebunden war, während der Jagd herunterfiel. Das arme Thier wurde hierdurch sogleich und so heftig erschreckt, daß es jedem Versuch sich widersetzte, den Leichnam wieder auf



Fig. 38. Todter Tiger.

seinen Rücken zu legen, und kein anderer Elephant wollte die verhaßte Bürde tragen.

Der Elephant hat eine ähnliche Furcht vor dem Rhinozeros. Aus Williamsons Angaben ergibt sich, daß eine Elephantenheerde, sobald sie dies furchtbare Thier erblickt, wo möglich sich zurückzieht, ohne eine Begegnung zu wagen. Ein Offizier erzählte Herrn Williamson, daß er einst von einer entfernten Anhöhe ein verzweifeltes Gefecht zwischen einem großen männlichen Elephanten und einem Rhinoceros ansah, worin ersterer in die Flucht geschlagen wurde.

Aus der Schrift Babers aber folgt, daß der Schrecken gegenseitig ist. „Als wir eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, lief uns ein Mann nach, um uns zu sagen, daß ein Rhinoceros in einen kleinen Wald bei Beckram gelangt sei, daß

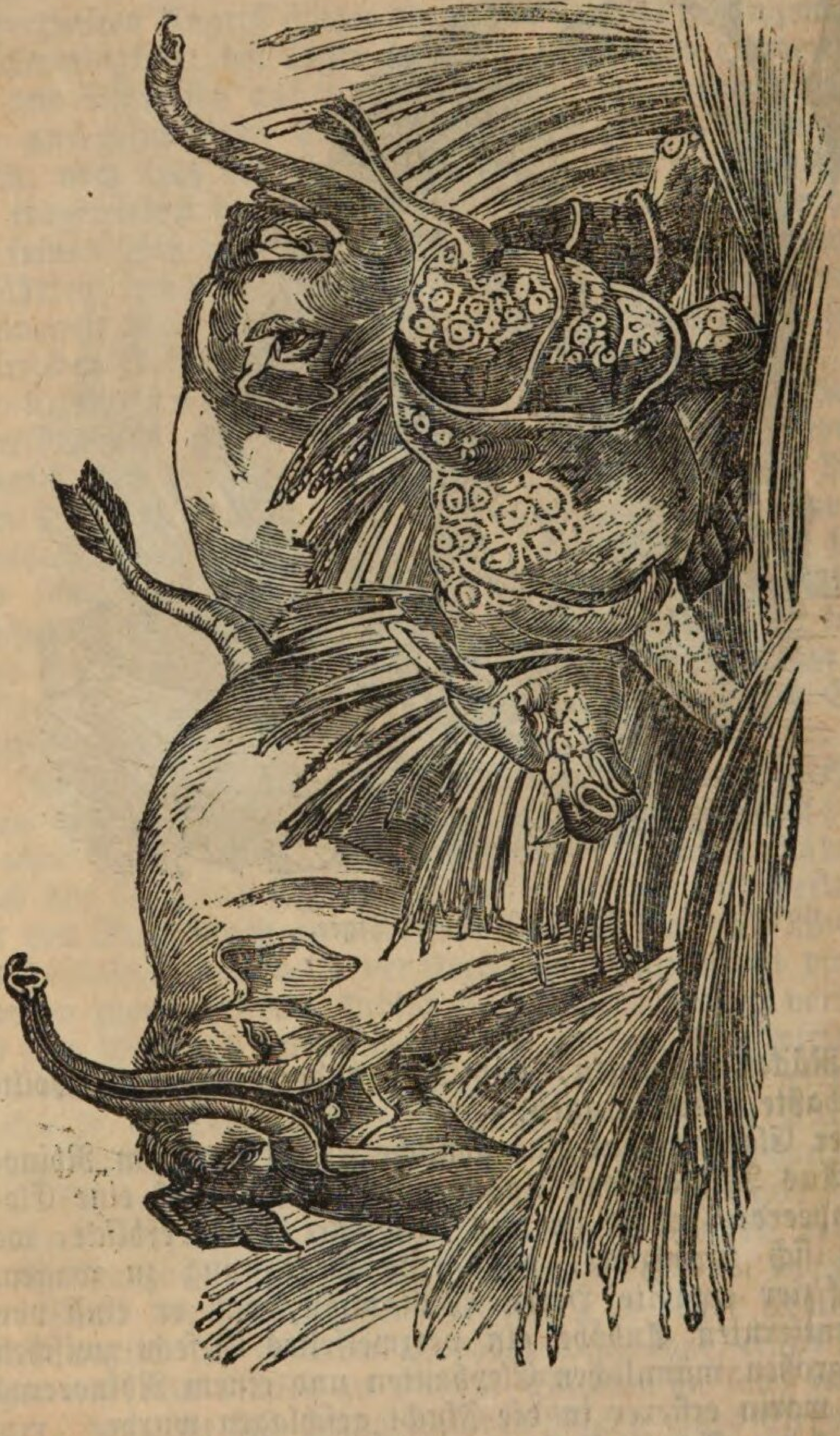


Fig. 39. Elephant, von einem Rhinoceros angegriffen. (Diese Zeichnung ist aus Williamsons Werk entnommen.)

man ferner den Wald umringt habe und auf uns warte. Wir galoppirten sogleich nach dem Walde und bildeten einen Ring um denselben. Bei unserem Jagdruf begab sich das Rhinoceros auf die Ebene und begann zu fliehen. Die Leute folgten ihm etwa auf eine Viertelstunde, schossen mehre Pfeile ab und erlegten es zuletzt. Nachher tödteten sie ein anderes Rhinoceros. Ich unterhielt mich oft mit Vermuthungen, wie ein Elephant und ein Rhinoceros sich benehmen würden, wenn man sie einander gegenüber bringen sollte; bei dieser Gelegenheit lenkten die Elephantentreiber ihre Thiere in solcher Richtung, daß dieselben mit dem Rhinoceros auf einem Wege zusammentrafen. Sobald aber die Elephantentreiber ihre Thiere in Bewegung setzten, wollte das Rhinoceros nicht herankommen, sondern lief in einer andern Richtung fort."

Achtes Kapitel.

Gebrauch der Elephanten im Orient (Fortsetzung). Grausamkeit. Prozessionen und Ceremonien.

Das Entzücken an rohen Vergnügungen, welches zu jeder Zeit von dem Pöbel empfunden worden ist — d. h. sowohl vom hohen wie niedrigen — ist zu allgemein, um besonderen Zuständen geselliger Verfeinerung zugeschrieben werden zu können. Gesunde Kenntniß, welche die Seele zur Verachtung der rohen Aufregungen unverständiger Neugier führt, sowie auch wahre Religiosität, welche uns lehrt, niemals Vergnügen oder Stolz mit den Leiden des niedrigsten vorhandenen Geschöpfes zu verbinden, mindert sehr die Neigung zu solchen Vergnügungen. Nichts desto weniger äußert sich jene rohe Neigung instinktartiger Tyrannei, welche bewirkt, daß der Schulknabe den Maikäfer quält, und daß kindische ältere Leute sich versammeln, um den Leiden eines Bären oder eines Dachses zuzuschauen, in tausend Formen der Grausamkeit, ungeachtet des Einflusses der Erziehung, der Strafen des Gesetzes und der Gewalt der öffentlichen Meinung. Folgt man der Geschichte besonderer Vierfüßler, so muß man die unendlich verschiedenen Verfahrungsarten nachweisen, durch welche eine verkehrte Erfindsamkeit sie gezwungen hat, den grausamen Neigungen des Menschen ein barbarisches Vergnügen zu bieten. Solche Untersuchungen sind schmerzlich und empörend, können aber nicht übergangen werden; sie beweisen nämlich vielleicht eindringlicher wie andere Fälle, wie sehr das Gefühl für Recht und Unrecht durch Gewohnheit abgestumpft wird, und wie die höchstgestellten Personen unter gebildeten Nationen — Beamte, Staatsmänner und sogar Weiber, deren hauptsächlichste Eigenschaft Zartheit des Gefühls sein sollte — durch die böse Wirkung des Beispiels und durch eine herzlose Sophistik bewogen, nicht allein ohne Abscheu dergleichen grausame Schauspiele

betrachten, sondern sogar Freude und Stolz beim Anschauen der Kämpfe von Thieren gezeigt haben, deren Leidenschaften künstlich aufgeregt waren — wie sie über die Tapferkeit der kämpfenden Opfer als Kenner urtheilten, mit Entzücken das starre Auge und das zitternde Glied des Schwächern betrachteten und bei den Todeskrämpfen der erschöpften Natur einen Freudenruf erschallen ließen, so wie der Indier Amerika's jubelt, wenn er seine Rache an einem gefolterten Feinde gesättigt hat.

Der Elephant, obgleich das mildeste und harmloseste aller vierfüßigen Thiere, hat viel von der Neigung des Menschen zu dergleichen grausamen Spielen leiden müssen. In Indien werden Elephanten noch heute gehetzt, und die eingeborenen Fürsten und Edelleute legen viel Bedeutung auf dergleichen Schauspiele. Als Heber am Hofe von Baroda war, wünschte der Rajah zu wissen, ob er schon sein Rhinozeros und seinen jagenden Tiger (Panther) bemerkt habe. Er sagt: „Der Rajah bot mir an, mit den letzteren auf die Jagd zu gehen oder einen Elephanten für mich zu hetzen; eine grausame Vergnügung, die hier nicht ungewöhnlich ist. Wie ich glaube verstand er nicht den Beweggrund meiner ablehnenden Antwort. Ein Mahomedaner aber, der daneben saß, schien über meine Weigerung sehr zufrieden und sagte, dieselbe sei eine gute Handlung; auch fragte er mich, ob englische Geistliche bei dergleichen Schauspielen gegenwärtig wären. Ich erwiderte, die meisten von uns hegten den Grundsatz, keinem Geschöpfe eine nutzlose Qual zuzufügen, worauf er mir erwiderte, dies sei auch die Meinung der gelehrten Moslem." Im Plalaste von Tscheipur sah derselbe Reisende fünf bis sechs Elephanten, die zum Kampfe abgerichtet wurden. „Jeder wurde in einem kleinen gepflasterten Hofe mit weniger aber sehr schmutziger Streu aufbewahrt. Sie wurden sämmtlich mit reizenden Stoffen genährt, die sie wüthend machten, und alle zeigten in ihren Blicken, in ihren offenen Mäulern und in der fortwährenden Bewegung Zeichen von Fieber und Rastlosigkeit. Ihre Wärter schienen ihnen nur mit goßer Vorsicht zu nahen; vernahmen sie einen Schritt, so wandten sie sich um, so weit ihre Ketten es erlaubten, und schleuderten wild ihre Rüssel umher. Ich empfand Widerwillen beim Anschauen so edler Geschöpfe, welche so durch die abgeschmackte Grausamkeit des Menschen wüthend und krank gemacht wurden, damit sie zu dessen Unterhaltung sich neuen Schmerz einander zufügten." In den Elephantenkämpfen läuft immer einer nach wenigen Sekunden fort. In Ava läßt man Elephanten mit Reitern über ein festes Pfahl-

werk kämpfen. Sie gehen mit vielem Muthe auf einander ein, wollen aber dann oft nicht fechten. Sie haben nur eine Kampfart; sie stoßen einander mit der Stirne und versuchen, sich mit den Stoßzähnen zu verwunden. Tachard, ein französischer Jesuit, der 1685 Siam bereiste, sah Elephanten vor dem Könige dieses Landes kämpfen. Die beiden Thiere waren sehr wüthend; sie waren aber mit den Hinterbeinen so fest an Pfähle gebunden, und die Entfernung zwischen ihnen war so genau gemessen, daß sie sich nicht stark verwunden konnten, sondern nur ihre Stoßzähne kreuzten. Der Sieger bei solchen Gelegenheiten war derjenige Elephant, welcher die Stoßzähne seines Gegners zuerst zerbrach. Elephantenkämpfe waren immer Lieblingsvergnügungen der indischen Fürsten. Der Kaiser Akbar baute ein Amphitheater für diese Kämpfe in Agra. Robert Covert, ein Engländer, welcher 1609 Hindostan bereiste, erzählt in seiner Beschreibung Agra's von Elephanten, die vor dem Großmogul kämpften; „sie wurden durch Raketen und Schwärmer, die rund wie Kapuzen waren, von einander getrennt, indem man ihnen dieselben ins Gesicht warf." Nach dieser Angabe würden sich die Thiere, einmal wüthend, nicht leicht trennen lassen. Baldäus, ein holländischer Gesandter, der mehre Jahre in Indien war, berichtete, daß die Elephanten, die vor dem Großmogul mit einander kämpften, den Kampf mit größerer Behendigkeit und Muth ausführten, wie man vermuthen sollte; sie griffen nämlich gehorsam an, wichen auf Befehl wieder zurück und umarmten sich dann mit ihren Rüsseln, sobald man ihnen befohlen hatte, vom Kampfe abzustehen." Plinius sagt (VIII, 5), 30 Elephanten auf einer Seite, welche König Bocchas zum Kampfe gegen einander brachte, hätten den Kampf verweigert, und diese Stelle bestätigt Crawfurds Angabe, daß die Elephanten zum Kampfe keine große Lust haben. Bernier jedoch, ein sehr sorgfältiger Beobachter, bestätigt Coverts Angabe, und diese Schilderung eines Elephantenkampfes durch einen Augenzeugen von unbezweifelter Wahrhaftigkeit würde beweisen, daß die Elephanten Ava's, welche Crawfurd sah, nicht den Muth der Art in andern Theilen Asiens besitzen. Die Stelle Berniers ist sehr merkwändig:

„Die Festlichkeiten schlossen mit einem in Europa unbekannten Vergnügen, einem Kampf zwischen zwei Elephanten — welcher in Gegenwart alles Volkes auf einem sandigen Rand am Flusse stattfand; der König, die Hofdamen und die Omrahs sahen dem Schauspiel aus Gemächern in der Festung zu.

„Ein Wall, 3—4 französische Fuß weit, und 5—6′ hoch, wird aus Erde errichtet. Die zwei gewaltigen Thiere kommen Antlitz gegen Antlitz auf den entgegengesetzten Seiten der Mauer einander entgegen. Auf jedem Elephanten sitzen zwei Reiter, damit der Platz des Führers, der auf den Schultern sitzt, um den Elephanten mit einem großen Eisenhaken zu leiten, sogleich ersetzt werden kann, wenn derselbe abgeworfen werden sollte. Die Reiter reizen den Elephanten mit schmeichelnden Worten, oder dadurch, daß sie dieselben als Feiglinge schmähen, und treiben sie mit den Fersen vorwärts, bis die armen Geschöpfe der Mauer sich nahen und zum Angriff gebracht werden. Das Zusammentreffen ist furchtbar, und es scheint überraschend, daß die Elephanten die furchtbaren Wunden, Stöße und Schläge überleben, die sie sich mit Zähnen, Köpfen und Rüsseln geben. Während des Kampfes kommen zahlreiche Pausen vor; dieselben werden unterbrochen und erneuert; ist der Erdwall zuletzt eingestoßen, so geht der muthigere und stärkere Elephant voran, und greift seinen Gegner an, bringt ihn zur Flucht und verfolgt ihn mit solcher Hartnäckigkeit, daß die Thiere nur durch Schwärmer getrennt werden können, die man zwischen sie wirft. Von Natur nämlich sind sie furchtsam und scheuen sich besonders vor dem Feuer; deßhalb braucht man Elephanten mit so wenig Vortheil in den Heeren, seitdem die Feuerwaffen allgemein geworden sind. Die kühnsten Elephanten kommen aus Ceylon; man kann aber keine brauchen, die nicht regelmäßig gezogen, und Jahre lang an das Abfeuern von Flinten dicht am Kopfe, oder durch die Explosionen von Kanonenschlägen zwischen den Beinen gewöhnt worden sind.

„Der Kampf dieser edlen Geschöpfe ist mit vieler Grausamkeit verbunden, oft wird einer der Reiter unter den Füßen zerstampft und sogleich getödtet; der Elephant nämlich besitzt List genug, um die Wichtigkeit des Umstandes zu empfinden, daß der Reiter seines Gegners abgeworfen werden muß; er bemüht sich deßhalb, denselben mit seinem Rüssel herunterzuschlagen. Die Gefahr wird für so groß gehalten, daß die unglücklichen Männer am Tage des Kampfes Abschied von Weib und Kindern nehmen, als seien sie zum Tode verurtheilt worden. Bisweilen werden sie durch den Gedanken getröstet, daß der König, wenn er mit ihnen zufrieden ist, und wenn sie mit dem Leben davon kommen, nicht allein ihren Sold erhöht, sondern ihnen auch einen Geldbeutel mit 50 Fr. im Augenblick überreichen läßt, wo sie vom Elephanten absteigen. Auch wissen sie, daß der Sold,

im Fall ihres Todes, ihren Wittwen fortbezahlt wird, und daß ihre Kinder zu demselben Geschäft aufgezogen werden. Das Unheil, welches dieses Vergnügen begleitet, ist nicht immer auf den Tod des Reiters beschränkt; oft werden einige Zuschauer niedergeschlagen und von den Elephanten oder von dem Gedränge zertreten; letzteres wird nämlich furchtbar, wenn Menschen und Pferde in Verwirrung fliehen, um den wüthenden Kämpfern auszuweichen. Das zweitemal, als ich diesem Schauspiel zusah, verdankte ich meine Rettung allein der Güte meines Pferdes und den Anstrengungen zweier Diener."

Die barbarischen Vergnügungen des Amphitheaters scheinen bei den Fürsten des mongolischen Reiches die hauptsächlichste Unterhaltung gebildet zu haben. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts bestand die tägliche Unterhaltung der Großmoguls, mit Ausnahme des Freitags, in Anschauung der Kämpfe von Löwen, Leoparden, Tigern und Elephanten. Diese Schauspiele waren so verschieden, wie nur eine sinnreiche Grausamkeit dies ausdenken konnte. Covert sagt: „Einige Elephanten kämpfen mit wilden Pferden, sechs Pferde gegen einen Elephanten; er tödtet sie, indem er seinen Rüssel um ihren Hals schlingt, sie zu sich hinzieht und alsdann den Hals mit den Stoßzähnen zerbricht."

Es ist nicht ungewöhnlich, daß man Elephanten mit Tigern kämpfen läßt. Die Berichte über den Muth, den der Elephant bei diesen Gelegenheiten zeigt, sind etwas widersprechend. Crawfurd sah in Saigon (Cochin-China) einen Kampf dieser Art, wo der Tiger mit einem Maulkorb versehen war, und wo man ihm die Klauen vorher ausgerissen hatte; dennoch ward der erste Elephant verwundet und in die Flucht gejagt. Der Tiger ward zuletzt durch mehre Stöße von den Stoßzähnen seiner Gegner getödtet; als er zuletzt gänzlich todt war, ergriff ein Elephant seinen Leichnam mit dem Rüssel und schleuderte ihn auf die Entfernung von 30′ fort. Tachard dagegen sah einen ähnlichen Kampf in Siam, worin der Tiger verwundet und beim ersten Angriff fortgetrieben wurde. Diese Unterschiede beruhen offenbar auf Charakterverschiedenheit des Thieres. In dem Löwengefecht zu Warwick spielte ein Löwe mit den Hunden, die ihn angriffen, während ein anderer dieselben in einem Augenblick tödtete. Verschiedene Erziehungsarten können auch beträchtliche Unterschiede des Verfahrens in Elephanten hervorbringen, wenn er einem Feinde begegnet. Etwas Fremdartiges, was ihn erschreckt, ist ihm oft sehr furchtbar. Barclay sagt: „Ein englischer Bullenbeißer packte einst einen

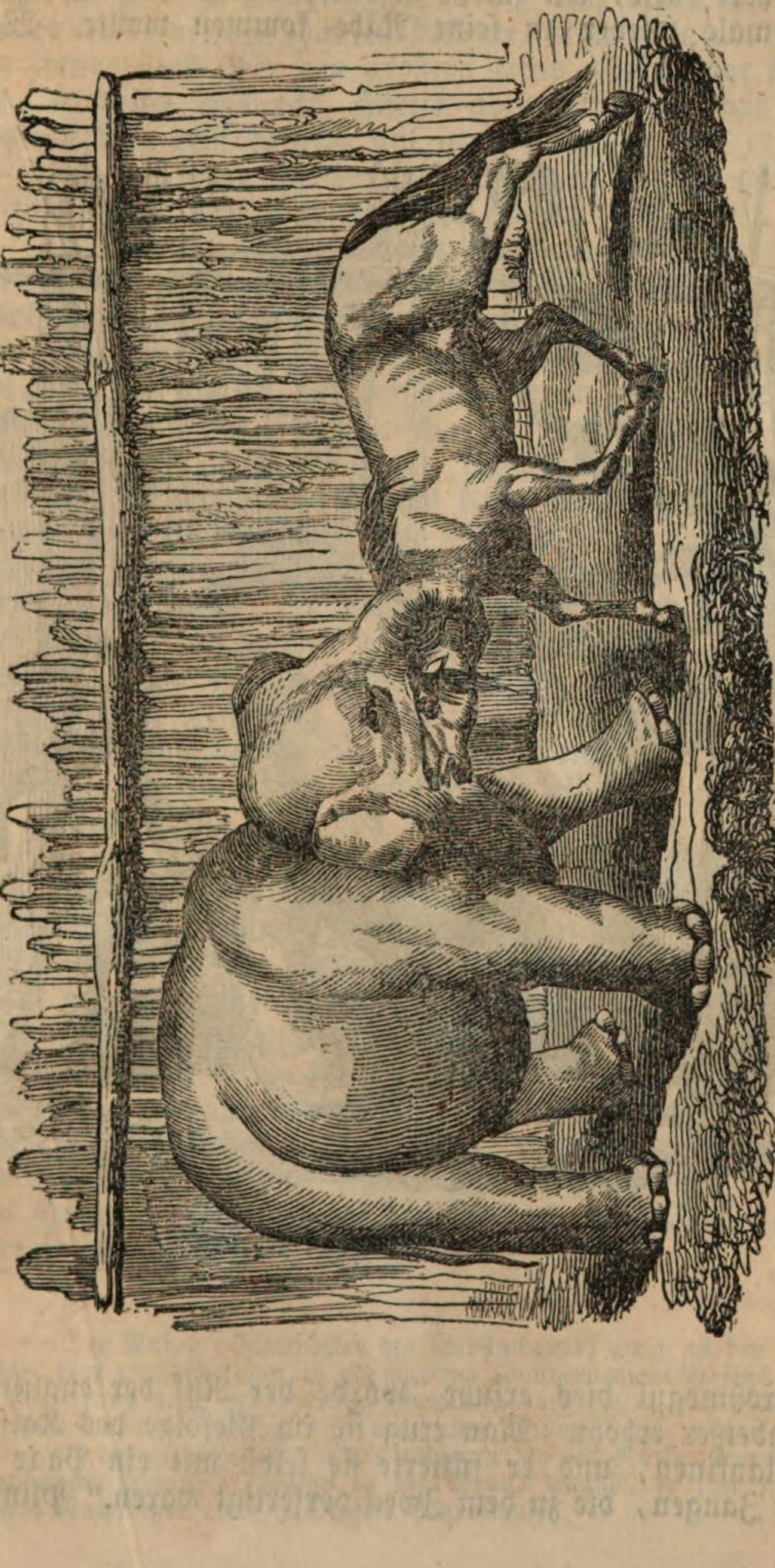


Fig. 40.

Elephanten am Rüssel und hielt ihn so fest, daß der Elephant, nachdem er ihn einige Zeitlang in der Luft umhergeschleudert hatte, ihn zuletzt abwarf, allein ihm nicht zum zweitenmale wieder in seine Nähe kommen wollte. Weil

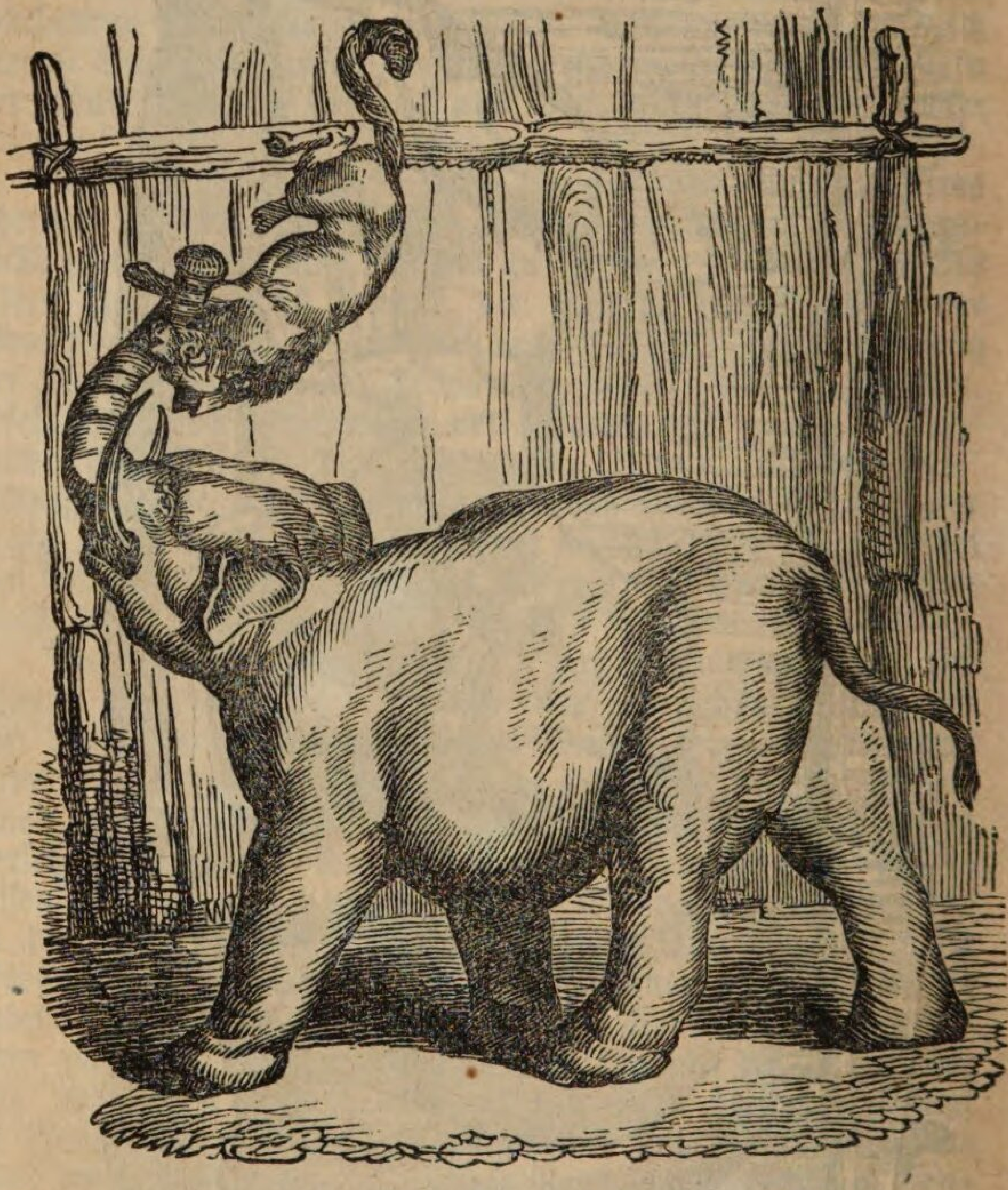


Fig. 41. Ein Elephant, gehetzt.

der Großmogul dies erfuhr, wurde der Ruf der englischen Bullenbeißer erhöht. Man trug sie im Gefolge des Kaisers in Palankinen, und er fütterte sie selbst mit ein Paar silberner Zangen, die zu dem Zweck verfertigt waren." Plinius

erzählt von zwei merkwürdigen Hunden, die der König von Albania Alexander dem Großen zum Geschenk machte (Strabo nennt sie indische Hunde), wovon der eine einen Löwen und der andere einen Elephanten besiegte. Nach Plinius erschrack der Hund zuerst über den größern Feind. Sein Haar sträubte sich, er bellte erschreckt, stürzte aber dann auf das ungeheure Thier, griff dasselbe auf jeder Seite an und erschöpfte es zuletzt durch die Geschwindigkeit seiner Bewegungen. Der Elephant sank endlich erschöpft zu Boden (VIII, 40.).

Es ist unnöthig, weitere Beispiele des verdorbenen Geschmackes anzugeben, welcher ein so großmüthiges und edles Thier zu solchen Kämpfen aufreizt. Auch wollen wir hier nicht verhandeln, ob es einen muthigen Charakter besitzt, weil es oft sich vor Kämpfen scheut, die seiner Natur widerstreben. Der Elephant ist ein friedliches Thier; seine Kraft befähigt ihn, sich gegen gewöhnliche Feinde zu vertheidigen, er hat aber durchaus keine Neigung zum Angriff. Der Grund ist offenbar. Der Elephant lebt von Pflanzennahrung und hegt deßhalb weder den Wunsch, Leben zu zerstören, wie Raubthiere denselben hegen, noch hat er auch die Mittel, einen solchen Wunsch zu befriedigen. Die Grausamkeit, welche ihn zu solchen Kämpfen zwingt, ist deßhalb größer, wie diejenige, welche Thiere zum Kampfe hetzt, welche eine natürliche Neigung zu demselben hegen. In beiden Fällen aber ist die Rohheit dieselbe.

Wenden wir uns von Auftritten, welche dem Thiere verhaßt sind, um dasselbe in dem friedlichen Gepränge anzuschauen, das ihm zum Vergnügen gereicht. Mit menschlichen Sklaven zum Pomp des asiatischen Despotismus vereinigt, wird der Elephant mit der Gefangenschaft nicht allein wieder ausgesöhnt, sondern auch stolz und zufrieden. Er wird geliebkost und verzogen; er hat nur wenig Arbeit zu vollbringen; seine Ketten sind vergoldet; er dient einem Tyrannen, empfindet aber nicht die Tyrannei; er ist glücklicher wie der Nabob, den er trägt, denn er hegt keine Furcht vor der Gewalt, welche keinem andern Gesetze als der eigenen Laune gehorcht, wenn dieselbe auf einen Thron erhebt, oder in ein Gefängniß wirft. *

* „Der Nabob (Statthalter des Großmoguls) ward an den Hof berufen, dort verhaftet oder in ein anderes Gouvernement versetzt, sobald die Regierung diese Veränderung für nothwendig hielt; einst waren diese Veränderuugen so häufig, daß ein neuer Nabob Delhi reitend verließ, indem er, der gewöhnlichen Sitte entgegen, seinen Rücken dem Kopf des Elephanten zuwandte, wofür er als Grund angab, er sehe sich nach seinem Nachfolger um.“ (Orme's Hindostan.)

In brittisch Indien sieht man Elephanten selten bei Gelegenheiten von Ceremonien, mit Ausnahme der Höfe eingeborener Fürsten, die noch einige Selbstständigkeit besitzen. Gelegentlich kömmt noch jetzt eine Prozession eines indischen Fürsten nach Kalkutta und gibt eine Vorstellung von dem ehemaligen Glanze; einen Begriff davon konnte man sich nach einem Panorama von Kalkutta mit einer solchen Prozession bilden, welches vor 14 Jahren in London ausgestellt war. Ihr allgemeiner Gebrauch in Kalkutta selbst und auf eine geographische Meile in der Umgegend ist von der brittischen Regierung wegen der häufigen Unfälle, die Elephanten durch Erschrecken der Pferde veranlaßten, verboten worden. Bei der scheußlichen Ceremonie des Tschaggernaut werden Elephanten gebraucht. Fünf Elephanten gehen dem Wagen des Götzen voran und tragen hohe Fahnen, sowie auch ein Geschirr von Scharlach mit Glocken. Als Tippo's beide Söhne von Lord Cornwallis als Geiseln empfangen wurden, befanden sie sich jeder auf einem Elephanten mit prächtigem Geschirr und saßen in einem silbernen Hauda (Sänfte). Bei der Hochzeit des Veziers Ali 1795 war die Prozession ungemein großartig; sie bestand aus ungefähr 1200 Elephanten mit reichem Geschirr, die wie ein Regiment Soldaten in regelmäßiger Linie aufgestellt waren. Ungefähr 100 Elephanten in der Mitte hatten Hauda's oder mit Silber bedeckte Castelle; in der Mitte derselben saß der Nabob auf einem ungewöhntich großen Elephanten, in einem von Gold bedeckten und mit Edelsteinen besetzten Hauda. Die Großmoguls pflegten ihre Elephanten und Pferde täglich vor sich paradiren zu lassen. Bernier hat diese Ceremonie am Hofe Aurengzebs beschrieben, und Sir Thomas Rowe am Hofe von Tschehangir: „Seine größten Elephanten wurden ihm vorgeführt, einige mit Ketten, Zelten und Geschirr von Gold und Silber, vergoldeten Fahnen und Flaggen ausgeschmückt; 8—10 Elephanten standen für ihn bereit, in Gold, Seide und Silber gekleidet. So gingen zwölf reich geschmückte Gesellschaften vorüber. Der erste Elephant hatte auf allen Flaggen seines Kopfes und seiner Brust Rubinen und Smaragde und war ein Thier von wunderbarer Größe und Schönheit. Alle Elephanten machten vor dem Könige eine Verbeugung." Bernier hat das Verfahren erklärt, welches diese Achtungsbezeugung der Elephanten vor ihrem gewaltigen Herrn hervorruft: „Wenn der Treiber, der auf der Schulter des Thieres sitzt, dem Throne gegenüber sich befindet, so sticht er dasselbe mit einem spitzigen Eisen und regt

es mit Worten und Liebkosungen an, bis es sein Knie beugt, seinen Rüssel erhebt und laut brüllt."

Der Kaiser China's ist in den Schauspielen von Elephantenpomp nicht so verschwenderisch wie die Fürsten Indiens. Bell sah zu Peking eine schlaue Vorrichtung, vermittelst deren eine große Wirkung bei geringen Mitteln erzeugt wird, wie man dergleichen häufig bei Prozessionen auf Bühnen anwendet. Er sagt: „Nach Tisch sahen wir die großen Elephanten mit Gold= und Silberstoffen reichlich geschmückt. Jeder hatte einen Treiber. Wir bewunderten etwa eine Stunde lang diese verständigen Thiere, welche, indem sie in gleichen Entfernungen bei uns vorüberzogen, hinter den Ställen wieder umkehrten, bis die Prozession kein Ende zu haben schien. Wir entdeckten jedoch das Verfahren, weil die Gesichtszüge und die Kleidung der Reiter immer dieselben blieben. Der erste Wärter sagte uns auch, es seien nur 60 vorhanden." Isbrand Ides sah, als er am Hofe von China war, vier ungeheure Elephanten mit einem schön ausgeschnitzten hölzernen Castell, groß genug, um acht Personen zu halten, auf dem Rücken eines jeden. Bei dem Hauptfeste China's, am Neujahrstage, wurden Elephanten nach einem orientalischen Bericht über die Gesandtschaft Schah Rohks, Sohn Timurs, an den Kaiser von China, mit einer ungemeinen Pracht geschmückt. Sie trugen silberne Sänften und Fahnen und bewaffnete Leute auf ihrem Rücken. 50 Elephanten, heißt es in dieser Erzählung, trugen Musiker; diesen gingen 50,000 in tiefem Schweigen und Ordnung voran oder kamen hinterher. Diese ungeheure Zahl ist entweder eine orientalische Uebertreibung, oder derselbe Streich wurde dem Gesandten des Schah gespielt wie Bell. Als ein Brief der Königin Elisabeth an einen König in Sumatra geschickt wurde, hatte der größte Elephant nach Purchas, welcher 13—14' hoch war, ein kleines Castell wie eine Kutsche, das mit Sammt bedeckt war, auf seinem Rücken. Darin fand sich ein großes, goldenes Becken mit seidener Decke, worin der Brief lag. Elephanten werden auch noch bei anderen Ceremonien des religiösen Aberglaubens, wie in denen des Tschaggernaut, gebraucht. Knox, welcher eine große, jährliche Festlichkeit der Stadt Candy beschreibt, erwähnt eine Prozession von Elephanten, worauf Priester mit bunten Stäben und Sonnenschirmen in der Hand ritten.

Der Elephant in Indien ist gewöhnlich der Diener despotischer Justiz gewesen. Purchas sagt: „Der Kaiser Akbar sitzt des Dienstags zu Gericht und hört beide Parteien mit Geduld an. Bisweilen sieht er mit zu großem Ver-

gnügen am Blutvergießen die von seinen Elephanten ausgeführten Hinrichtungen." Schah Tschehan erschreckte die Portugiesen in Hurly durch die tägliche Drohung, er werde sie unter die Füße der Elephanten werfen lassen, wenn sie nicht den christlichen Glauben aufgäben. Knox sagt in seinem Bericht von Ceylon: „Der König braucht sie als Henker, sie rennen dem Verbrecher die Zähne durch den Leib, reißen ihn in Stücke und werfen denselben Glied nach Glied fort. Man steckt scharfe, eiserne Stahlspitzen mit drei Schärfen an der Höhlung bei solcher Gelegenheit auf die Zähne der Elephanten; denjenigen Thieren nämlich, welche dazu gebraucht werden, schneidet man die Enden der Zähne ab, damit sie desto besser wachsen, worauf sie auch wieder herauswachsen." Die Gewohnheit blieb in Ceylon, bis wir die Insel eroberten. Der Bischof Heber sagt: „Ich predigte, reichte das Sakrament und confirmirte 26 junge Leute in der Audienzhalle des von uns entthronten Königs von Kandy, welche jetzt als Kirche dient. Hier pflegte dieser Mann, welcher ein furchtbarer Tyrann war und seinen Thron dadurch verlor, daß eine große Partei unter seinen Unterthanen sich an General Brownrigge mit der Bitte um Schutz wandte, noch vor zwölf Jahren mit aller Pracht seines Hofes zu sitzen, um zuzusehen, wie die von ihm Verurtheilten von abgerichteten Elephanten zu Tode getreten und gefoltert wurden." Von welcher Art die Fehler der brittischen Regierung in Indien auch sein mögen, so ist es wenigstens erfreulich, daß fast überall Gesetze gelten, vor denen Jedermann gleich ist, und daß dieselben den Willen von Tyrannen ersetzt haben, von welchen auch der beste sich nach Knox's Worten als ein Mann beschreiben läßt, „der viel Blut vergießt und keinen Grund dafür angibt."

Tavernier sagt: „Wenn der König von Siam an den Hof geht, so hat er ein Gefolge von 200 Elephanten, unter denen sich ein weißer befindet." Der König von Siam, welcher in seinen offiziellen Titeln „ein König" genannt wird, „der alle Kaiser, Könige, Fürsten und Oberherren der ganzen Welt von der aufgehenden bis zur untergehenden Sonne unter seiner Unterwerfung hält," mag nach dem Glauben der Siamesen diese Macht von seinen Elephanten erhalten; derselbe Titel fügt nämlich hinzu: „und ein König, der Elephanten mit vier Zähnen, rothe, purpurne und gescheckte, besitzt und einen Byytenaqueelephanten, wofür Gott ihm verschiedene Arten von Geräth aus feinstem Gold gearbeitet, mit vielen Edelsteinen veredelt, geschenkt hat; und außerdem hat er noch vier Kriegselephanten mit eisernen Geschirren und mit Zäh-

nen, die stählerne Spitzen haben und ihr Geschirr ist mit glänzendem Erz belegt.“ Die größte Würde des erlauchten Monarchen aber ist die, daß er König des weißen Elephanten ist, welcher der König der Elephanten ist und vor welchem andere Elephanten sich verbeugen und niederknien müssen.“ Der weiße Elephant, um welchen die Könige von Siam und Pegu einen fortwährenden Krieg im 16. Jahrhundert führten, wegen dessen Tausende ihr Leben verloren, ist ein Albino oder Kakerlack, d. h. ein durch Krankheit weiß gewordener Elephant. Weiße Elephanten, obgleich sehr selten, waren schon den Alten bekannt. Horaz erwähnt in seinen Briefen den weißen Elephanten (Epist. II. 1, 194):

> Lebte Democritus jetzt, so würd' er nur lachen, erweckte
> Ein mit Kameelen gemischtes Geschlecht von Panthern Erstaunen,
> Oder zögen auf sich des Pöbels Blick Elephanten
> Weiß an Farbe.

Die Scholiasten sagen bei dieser Stelle: es sei zu Augusts Zeiten gewöhnlich gewesen, dem Volk einen Kameloparden (Giraffe) oder einen weißen Elephanten zu zeigen. Aelian spricht von einem weißen Elephanten, dessen Mutter schwarz war. Weiße Elephanten werden oft in orientalischer Geschichte erwähnt. Mamud, im elften Jahrhundert, hatte einen weißen Elephanten, ritt denselben in einer Schlacht und hielt den Umstand für eine sichere Bürgschaft des Sieges. Reisende in Hinterindien haben stets den Gebrauch weißer Elephanten von Seiten der dortigen Fürsten erwähnt. Der Engländer Fitch gibt folgenden Bericht: „Innerhalb des ersten Thores des Palastes liegt ein großer Hof, auf dessen beiden Seiten Häuser für die königlichen Elephanten stehen, welche sehr groß und hübsch sind und für den Krieg und den Dienst des Königs abgerichtet werden. Darunter sind vier weiße Elephanten eine große Seltenheit, die kein anderer König besitzt. Besäße ein anderer König einen weißen Elephanten, so würde der König von Siam sich denselben ausbitten, und zu Felde ziehen, wenn er eine abschlägige Antwort erhielte; auch würde er lieber einen großen Theil seines Königreichs verlieren, als den Elephanten nicht bekommen. Wenn ein weißer Elephant dem Könige gebracht wird, so erhalten alle Kaufleute der Stadt den Befehl, ihm einen Besuch abzustatten, bei welcher Gelegenheit jeder einen halben Dukaten schenken muß, wodurch der König eine schöne Summe erhält, da es viele Kaufleute in der Stadt gibt. Für dasselbe Geschenk kann auch jeder den Elephanten ansehen; auch führt der König den Titel, König

der weißen Elephanten. Man erweist große Ehre und viele Dienste diesen weißen Elephanten, wovon jeder ein Haus, mit Gold geschmückt, besitzt und seine Nahrung aus silbernen und vergoldeten Gefäßen erhält. Jeden Tag gehen sie an den Fluß zum Bade, ein jeder unter einer Himmelsdecke von Goldtuch oder Seide, welche sechs bis acht Menschen tragen; sechs bis acht Mann gehen voran und schlagen die Trommel oder spielen andere Instrumente. Ist jeder Elephant im Fluß gebadet, so werden noch seine Füße in einem silbernen Becken von einem Beamten gewaschen. Um die schwarzen Elephanten bekümmert man sich weniger, wenn sie auch noch so groß sind. Einige sind sehr groß und hübsch und 9 Ellen hoch."

Purchas sagt: „Einige erzählen von diesem weißen Elephanten (sie sprechen nämlich immer, als sei nur einer vorhanden, obgleich Frederik und Fitz-Balli vier sahen; vielleicht wird der eine besonders geschätzt), daß man ihm nicht weniger Ehre wie dem König erweise und daß man ihn immer nur mit großem Pomp umherführe. Er war fünf oder sechs Königen ein unheilvolles Thier gewesen. Taohurt, welcher in Siam diesen einzelnen weißen Elephanten sah, welcher so viel Blutvergießen angerichtet hatte, sagt, er sei klein und sehr alt, sein Alter werde auf 200 Jahre angegeben. Er ward von 100 Mann gewartet, erhielt seine Nahrung aus goldenen Geschirren und wohnte in einem prächtigen Pavillon. Da dieser Elephant sehr alt war, so sah sich der König von Siam nach einem Nachfolger um; ein junger, der ihm von einem benachbarten Fürsten geschenkt war, wurde im königlichen Palaste auf dem Lande mit derselben Sorgfalt und Glanz erzogen."

In der Geschichte des jüngsten Birmanenkriegs von Major Snodgraff heißt es: die Regierung des birmanischen Reiches werde durch Vorzeichen so geleitet, daß ein ungewöhnliches Grunzen des weißen Elephanten die Unterbrechung der wichtigsten Angelegenheiten und Unterlassung der feierlichsten Versprechungen veranlaßt habe. Hierin also hat der weiße Elephant seinen Einfluß behauptet; im Uebrigen aber glaubt Crawfurd, daß die Verehrung dieses verzogenen Götzen des Stolzes und Aberglaubens sehr übertrieben worden ist. Sein Bericht über den jetzigen Zustand des weißen Elephanten von Ava ist sehr interessant.

„Einige Elephanten waren sehr edle Thiere; unsere Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich durch den berühmten weißen Elephanten erregt, der sich unmittelbar vor dem Palast befindet. Es ist der einzige, den der König von Ava gegenwärtig hat, während der von Siam sechs besaß, als ich in

dem Lande war. Der birmanische weiße Elephant war eher etwas gelblich wie weiß und keineswegs ein so vollständiger Kakerlack wie der in Siam. So weit ich mich jedoch erinnere, war er größer wie der letztere, hatte keine Zeichen von Krankheit oder Schwäche und seine Wärter versicherten uns, seine Körperconstitution sei eben so gut wie die der gewöhnlichen Elephanten. Dies Thier wurde 1806 jung in den Wäldern von Pegu eingefangen und war jetzt ungefähr 25 Jahre alt. Es war der einzige, weiße Elephant, der seit vielen Jahren in dem birmanischen Reiche eingefangen war, mit Ausnahme eines Weibchens, das man in den Wäldern von Lain, zwei Jahre vor diesem, eingefangen hatte. Mehre, etwas helle Elephanten, die jedoch nicht den Namen weiß verdienten, sind in den letzten zwanzig Jahren gefangen worden.

„Ich hatte hier Gelegenheit, ebensowohl wie in Siam, mich zu überzeugen, daß die dem weißen Elephanten erwiesene Verehrung in einiger Hinsicht sehr übertrieben worden ist. Der weiße Elephant ist kein Gegenstand der Verehrung, sondern wird allein als ein nothwendiger Theil der Beigaben des Königthums betrachtet. Das Königthum ist ohne denselben unvollständig, und jemehr vorhanden sind, als desto vollkommener gilt das Amt des Königs. Sowohl der Hof wie das Volk hält es für ein unglückliches Vorzeichen, fehlt es an einem weißen Elephanten; daher stammt der Ruf desselben und die Aengstlichkeit, sich einen solchen zu verschaffen. Der Fang eines weißen Elephanten wird somit auch hoch belohnt. Der gegenwärtige wurde zuerst von vier Bauern beobachtet, wovon Jeder 2500 Ticals Geld, Aemter, Titel und Landgüter bekam.

„Als wir in Ava waren, kam die Nachricht an, ein weißer Elephant sei gesehen worden; zugleich aber auch wurde angegeben, daß sein Fang und Transport auf einer Schleife in bebautem Lande mit der Verderbung von 10,000 Körben Reis verbunden sein würde. Der Kaiser soll hierauf mehr mit dem Enthusiasmus eines Liebhabers, wie mit der Verständigkeit eines patriotischen Königs gesagt haben: „„Was hat die Verderbung von 10,000 Körben Reis, im Vergleiche mit dem Besitze eines weißen Elephanten zu bedeuten?““ worauf der Befehl zur Jagd gegeben wurde.

„Die niederen Stände leisten allerdings vor dem weißen Elephanten die Ceremonie der Huldigung oder Anbetung; die höheren aber betrachten dies als Aberglauben und befolgen die Ceremonie nicht. Als der jetzige Elephant einge-

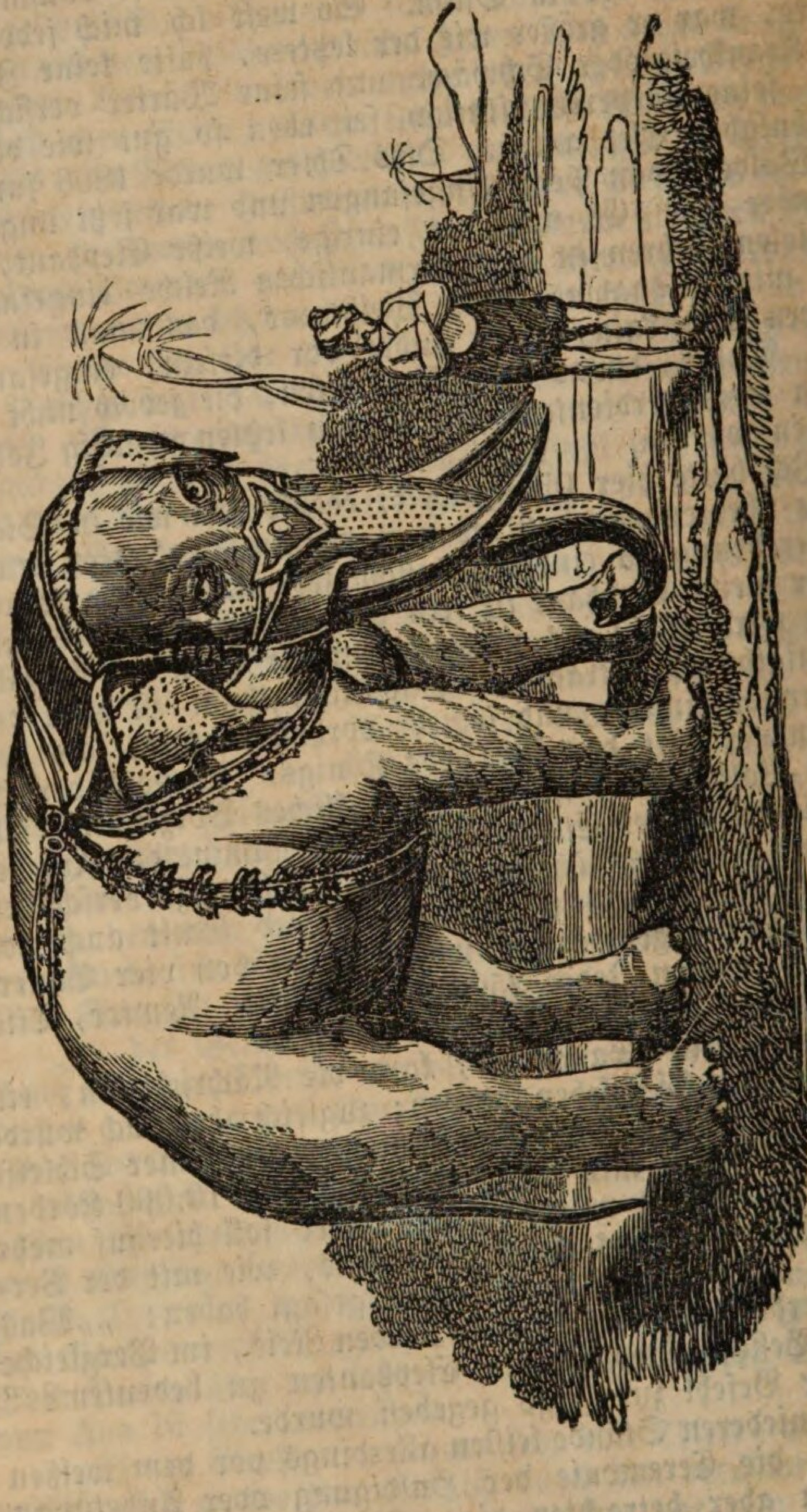


Fig. 42. Weißer Elephant von Ava.

fangen wurde, galt dies als ein freudiges Ereigniß, und der verstorbene König, ein sehr habsüchtiger Mann, benützte den Umstand, um einen Befehl an tributpflichtige Fürsten und Häuptlinge zu erlassen, sie sollten den weißen Elephanten um Verzeihung anflehen, natürlich mit den gewöhnlichen Geschenken, die Se. Maj. in ihren Koffer niederlegte.

„Die Dienerschaft des weißen Elephanten ist sehr groß, er hat seine Minister, Viceminister, Sekretäre u. s. w., nebst einer beträchtlichen Menge von Landgütern zu seiner Unterhaltung; unter der Regierung des verstorbenen Königs war einer der schönsten Distrikte des Königreichs das Lehengut zur Unterhaltung des weißen Elephanten."

Die Verehrung, die dem weißen Elephanten im birmanischen Reiche erwiesen wird, steht mit dem Glauben an Seelenwanderung in Verbindung. Xaca machte tausend Seelenwanderungen durch verschiedene Thiere und blieb zuletzt im weißen Elephanten. Der allgemeine Aberglaube über dies Thier, welcher mehr oder weniger in ganz Asien vorherrscht, hat ohne Zweifel auf diese besondere Huldigung Einfluß geübt. Dieser Aberglaube beruht auf dem großen Wuchs des Elephanten und seiner Gelehrigkeit. Die Mythologie der Hindu läßt die Erde von acht Elephanten getragen werden. Bernier hörte einem sonderbaren Gespräch zwischen einem Aga des Hofes von Delhi und einem Braminen zu, worin letzterer mit der widrigen Schmeichelei, welche durch alle Klassen in Indien hindurchgeht, seine Rede mit folgenden Worten beschloß: „Wenn Du, Herr, Deinen Fuß in den Steigbügel setzest und an der Spitze Deiner Reiterei reitest, so zittert die Erde unter euren Fußtritten. Die acht Elephanten, auf deren Köpfen sie ruht, vermögen nicht den außerordentlichen Druck zu ertragen." In dem Ramajuna, einem der heiligsten Büchern der Braminen, haben wir eine lange Beschreibung, wie eine Gesellschaft in das Innere der Erde drang und eine Unterredung mit diesen acht Potentaten hatte. „Die 60,000 fliegen nach Patala hinab und erneuten dort ihr Graben. Dort, o erster der Menschen! sahen sie den Elephanten dieses Viertels der Erde. An Größe glich er einem Berg, und er trug mit verdrehten Augen auf dem Kopfe die Erde mit allen ihren Bergen und Wäldern, zahlreichen Ländern und volkreichen Städten. Wenn der große Elephant aus Schmerz seinen Kopf bewegt, so entsteht ein Erdbeben. Als sie voll Achtung diesen gewaltigen Elephanten umschritten hatten, gingen sie wieder nach Patala, weil sie ihn fürchteten. Nachdem sie so das östliche Viertel durch-

drungen hatten, öffneten sie ihren Weg nach dem südlichen. Hier sahen sie den großen Elephanten Muhapudma, der wie ein hoher Berg die Erde auf dem Kopfe hielt. Als sie ihn erblickten, waren sie voll Erstaunen, und nach der gewöhnlichen Umschreitung durchgruben die 60,000 Söhne des großen Sugura das westliche Viertel. Hier sahen diese mächtigen Männer den Elephanten Saumanuca von gleicher Größe. Als sie ihn voll Achtung begrüßt und nach seiner Gesundheit sich erkundigt hatten, gelangten diese tapferen Männer grabend nach dem Norden. Hier sahen sie, o Fürst, den schneeweißen Elephanten Bhudra, der die Erde mit seinem schönen Körper trägt." Das Uebrige der Stelle beschreibt die Besuche der anderen Elephanten in ähnlicher Weise.

Die Verständigkeit des Elephanten, ebenso wie seine Kraft, nimmt einen bedeutenden Theil der phantastischen Mythologie der Hindus ein. Der Gott der Weisheit, Ganesea, wird in den Tempeln Indiens mit menschlichem Leib und Elephantenkopf dargestellt. Auffallend ist es, daß mehre antike



Fig. 43.

Münzen oder vielmehr Medaillen den Kopf des Sokrates mit dem eines Elephanten verbunden darstellen, und diese Darstellung mit einem, bisweilen mit zwei Köpfen verbinden. Wie in allen Fällen, wo man kein bestimmtes historisches Zeugniß besitzt, hat diese Thatsache natürlich viel Streit veranlaßt. Einige halten diese Münzen für Symbole der Weisheit, Andere wieder für Zeichen von Geldwechslern. Chefletius erklärt die hier dargestellte Medaille, als beziehe sie sich auf den Prozeß des Sokrates; die anderen beiden Köpfe seien die seiner Ankläger. Der Heroldstab in dem Rüssel bedeutet die Kraft der Weisheit und die Inschrift: „Vertrauen.“ Der Kopf unter dem Elephantenzahn ist aber der des Plato, der unterste ist wahrscheinlich der des Aristoteles.

Die Perser haben nach Chardin ein Fest, um die wunderbare Verständigkeit oder vielmehr die göttliche Eingebung eines Elephanten zu feiern, als ein Fürst von Yemen ein Heer in Bewegung setzte, um das Heiligthum von Mekka, die Kaaba, zu zerstören, das Heiligthum, welches Abraham in jener Stadt baute. Vor der Geburt Mohameds rechneten die Araber von dieser Zeit an, welche sie das Kommen der Elephanten nannten. Sale's Uebersetzung dieser Geschichte ist unterhaltend. „Die Einwohner Mekka's zogen sich bei der Annäherung eines so großen Heeres in die nahen Berge zurück, indem sie ihre Stadt und ihren Tempel nicht vertheidigen konnten, allein Gott selbst übernahm die Vertheidigung beider. Als nämlich der Fürst von Yemen in die Nähe von Mekka kam, weigerte sich der Elephant, worauf er ritt, ein sehr großes Thier, mit Namen Mahmud, der Stadt sich zu nähern, und kniete nieder, so oft man ihn zum Fortschreiten in der Richtung zwingen wollte, obgleich er sich bereitwillig erhob und schnell lief, wenn man ihn in eine andere Richtung hinwandte. Während die Angelegenheiten sich so verhielten, kam plötzlich eine große Schaar Vögel, Schwalben gleich, von der Seeküste her, wovon jeder Vogel drei Steine trug, einen im Fuß und einen im Schnabel. Diese warfen die Vögel auf die Köpfe der Krieger von Yemen, wobei sie bei jedem Wurfe einen tödteten.“ Die Vorstellung, der Elephant sei ein heiliges Thier, ist nicht allein im Orient, sondern auch unter den gebildeten Nationen des Alterthums ziemlich allgemein gewesen. In Kircher's Beschreibung von China findet sich ein Kupferstich von einem Elephanten, der Sonne und Mond verehrt, nach den heiligen Bildern der Chinesen copirt.



Fig. 44.

Der französische Uebersetzer des Plinius behauptet, der Name Elephant bezeichne in den orientalischen Sprachen Kind der Sonne; in slavischer Sprache heißt nämlich der Elephant Slon und die Sonne Slons, und in einigen orientalischen Sprachen Oriflom, mit derselben Bedeutung. Plutarch, Aelian und Plinius erwähnen die Vorstellungen der Römer über die religiöse Bedeutung des Thieres. Wir geben hier einen Auszug aus der Stelle des Letzteren.

„Wir finden bei Elephanten Eigenschaften, die unter Menschen sehr selten sind — Ehrlichkeit, Klugheit, Gerechtigkeit, auch religiöses Gefühl in Verehrung der Sonne und des Mondes. Mehre sagen, daß die Elephanten in den Wäldern Mauritaniens bei dem Anblick des Neumonds in Heerden zum Flusse Anelo sich begeben, wo sie sich feierlich



Fig. 45.

baden, und nach ihrer Verehrung des Himmelszeichens zu den Wäldern zurückkehren, indem sie die ermüdeten Jungen tragen" (Plin. hist. nat. VIII, 1.). Eine in Neapel befindliche und eine für Antike angegebene Münze stellt einen Elephanten vor einem Dreifuß des Apollo dar, auf welchem ein Opfer brennt.

Der Cardinal Zarabella ließ eine Medaille schlagen, welche die angebliche Religiosität des Elephanten darstellt. Alle diese abergläubischen Meinungen sind offenbar aus einer übertriebenen Vorstellung der Verständigkeit des Thieres entsprungen. Sie haben sich unter dem Menschen wegen der Liebe zum Wunderbaren verbreitet, welche stets mit einem geringen Grade wirklicher Naturkenntniß verbunden ist.



Fig. 46.

Neuntes Kapitel.

Anwendung der Elephanten in den Kriegen des neueren Asiens.

Das Pferd, das Kameel und der Elephant sind mit der Geschichte des Menschen innig verknüpft. Die Anwendung des ersteren ist ohne Zweifel die allgemeinste; in jeder Stufe der Civilisation, worin man das Thier kennt, hat man es stets als sehr nützlich befunden. Im Frieden und Krieg, für Luxus und Bedürfniß, bei Arabern der Wüste und beim Europäer der Städte sind seine Dienste gleicherweise erforderlich. Das Pferd war nothwendig für Ausrüstung der Heere, als die leicht bewaffneten Truppen der Parther nach Miltons Worten:

Im Fliehen auf den Feind
Von scharfgespitzten Pfeilen Hagelschauer
Ergossen und durch Flucht den Sieg errangen,

ebensowohl, wie in der letzten gewaltigen Schlacht bei Waterloo, welche der thörichte und jetzt als lächerlich betrachtete Haß der beiden civilisirtesten Völker der Erde veranlaßte. Die Anwendung des Kameels ist auf besondere Gegenden beschränkt, wo seine Kraft der Ausdauer das einzige Verbindungsglied zwischen Nationen bildet, welche die Natur getrennt hat, damit dieselben Produkte austauschen, welche für ihre gegenseitige Wohlfahrt erforderlich sind. Der Elephant der Gegenwart nimmt nur einen niederen Rang ein,

vergleicht man ihn in Bezug auf Nützlichkeit mit Pferd oder Kameel; es ist ein werthvolles, aber nicht durchaus nothwendiges Thier. Es gab aber eine lange Zeit in der Geschichte asiatischer Nationen und eine kurze in der des civilisirten Alterthums, worin der Elephant nicht allein dem Pomp der Höfe und dem Handel diente, sondern auch eine Kriegswaffe war, wie die Artillerie des neueren Europa's und, nach Montaigne's Worten, „wie diese in den Tagen der Schlacht wirkte.“ Die Kriegskunst neuerer Zeit hat natürlich die Dienste eines Thieres abgeschafft, welches, obgleich seine Gewalt im Angriff auf halbdisciplinirte, nur mit Säbel und Speer bewaffnete Truppen, sehr erfolgreich sein mag, nicht mehr anzuwenden ist, wenn es durch Musketenfeuer angegriffen wird, und in seinem Schrecken vor Feuerwaffen ebenso seine Zerstörung unter Freunden wie Feinden verbreitet. Wir werden hier dem Elephanten von seiner theilweisen Anwendung an in einem brittischindischen Heere, bis zu den Zeiten folgen, wo derselbe die Kraft des Großmoguls bildete, und alsdann zu seiner Geschichte in den noch älteren Zeiten übergehen, wo er mit dem Schicksal der mächtigsten orientalischen und sogar der griechisch-macedonischen Reiche und Karthago's verknüpft war.

Die Elephanten des brittischindischen Heeres werden hauptsächlich bei der Tragung der schweren Zelte gebraucht. Ein Lager in Asien ist von einem Lager in Europa sehr verschieden. Die Masse von Troß, die sogar eine kleine Zahl von Soldaten begleitet, ist ungeheuer. Jeder Vorrath, der während eines Feldzugs nothwendig ist, wird mit dem Heere fortgeführt. Die bei diesem Dienst gebrauchten Thiere sind Kameele, Stiere und Elephanten. Betrachtet man, daß jeder Offizier eine ziemliche Masse von Bedienten bei sich hat, daß das Lager von Kaufleuten mit jedem Artikel begleitet wird, die ungeheuren Nutzen aus den Bedürfnissen oder der Eitelkeit der Britten erlangen, und daß das Gefolge des Oberbefehlshabers ebenso glänzend ist wie das der eingebornen Fürsten — betrachtet man dies Alles, so muß man die Zahl der Thiere zur Befriedigung wirklicher oder künstlicher Bedürfnisse als ungeheuer erkennen. Als der Marquis von Cornwallis gegen Tippo ins Feld zog, soll sein Gefolge beinahe eine halbe Million betragen haben.

Ein solches Gefolge scheint in gewisser Ausdehnung einem asiatischen Heere nothwendig. Dieser Umstand erklärt die ungeheure Masse, womit Xerxes Griechenland überschwemmte; ohne daß man von der Tapferkeit der Hellenen eine geringere

Meinung zu hegen braucht, so wird man, abgesehen von der Ueberlegenheit civilisirter Europäer gegen Orientalen nicht mehr so sehr darüber erstaunen, daß mehre Tausende eine Million in die Flucht schlugen, beachtet man, daß ein großer Theil dieser Million ein ähnliches Geleit war wie dasjenige, welches Aurengzeb auf seinem Marsche von Delhi begleitete. Die Art, wie ein asiatisches Lager gebildet ist, bietet mehre interessante Punkte, und wir entnehmen deßhalb eine Stelle aus den Memoiren des Lieutenant Shipp:

„Mein Posten als Bagageaufseher ist Indien eigenthümlich, und es ist deßhalb vielleicht nicht unzweckmäßig, den Dienst hier anzugeben. Der Bagageaufseher ist ein Offizier vom Generalstab, und findet sich, wenn er nicht in diesem besonderen Geschäftszweig gebraucht wird, in der Suite des Divisionscommandeurs. Auf der Marschlinie ist er dafür verantwortlich, daß weder Menschen noch Gepäckthiere der Marschkolonne vorangehen, und daß sie sich auf derjenigen Flanke befinden, welche durch den allgemeinen Tagsbefehl angegeben ist. Beachtet man, daß zehn Diener für jeden kämpfenden Mann in einem indobrittischen Heere vorhanden sind — beachtet man ferner, daß unser Lager mit Einschluß der Contingente von indischen Fürsten, einen nicht geringeren Troß wie 80,000 Männer, Weiber und Kinder hatte, von denen etwa 30,000 dem Heere nur folgten, um auf die eine oder andere Weise Gewinn zu erlangen — beachtet man dies Alles, so kann man sich denken, daß mein Geschäft kein einträgliches Amt ohne Mühe war. Es erheischt im Gegentheil große Arbeit und Thätigkeit. Ich hatte zwanzig Mann, die zu einem Corps eingeborener Reiterei gehörten. Diese Leute waren mit langen Peitschen versehen und mir zur Verfügung gestellt. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, hätte man diesen Troß durch Ueberredung in Ordnung halten wollen. Deßhalb dienten die Peitschen dazu, sie in einiger Disciplin zu halten. Zu der großen Anzahl menschlicher Wesen, die ich erwähnte, sind noch 50 Elephanten, 600 Kameele, 5000 Ochsen, 5000 Pferde, 1000 Klepper, 200 Schafe, 50 größere Wägen, 100 Palankins (Tragsessel) und 100 Karren hinzuzufügen, so daß folgende Totalsumme herauskömmmt:

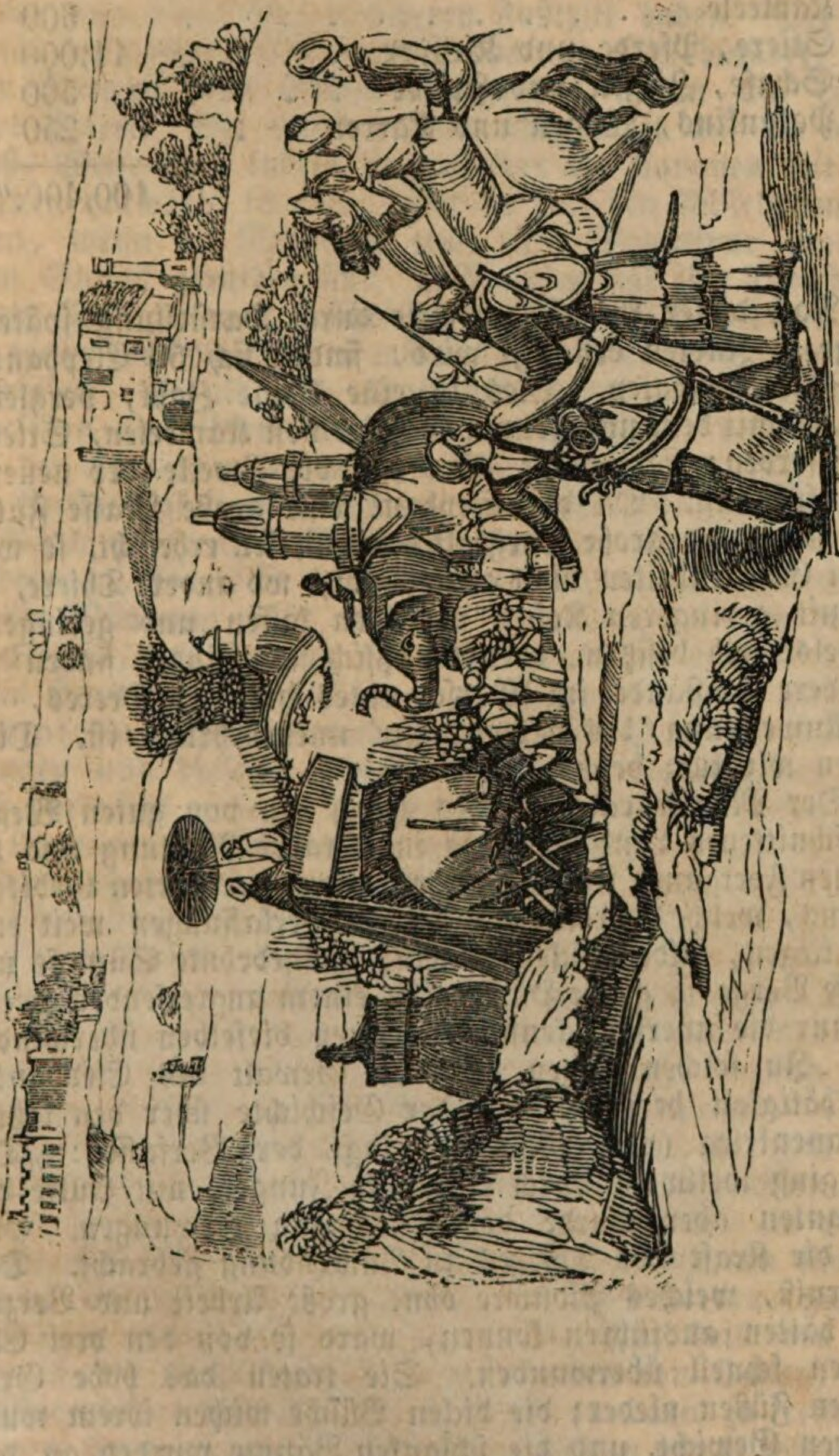


Fig. 47. Marsch eines indischen Heeres, nach einer Darstellung von Zoffany.

Soldaten	8000
Troß	80,000
Elephanten	50
Kameele	600
Stiere, Pferde und Klepper	11,000
Schafe, Ziegen und Hunde	500
Palankins, Wagen und Karren . . .	250
	100,400."

Nach dieser Angabe, welche durch Darstellung späterer Kriege in Indien bestätigt wird, finden sich 50 Elephanten bei 8000 Soldaten. Dies ist eine kleine Zahl, vergleicht man sie mit dem ungeheuren Gefolge von Kameelen, Stieren und Pferden; sie genügt aber für die Zwecke der neueren Kriegsführung. Da der Elephant eine große Masse Futter verbraucht und große Sorgfalt beim Reisen erheischt, so wird er bei Gelegenheiten nicht angewandt, wo andere Thiere, die sich mit geringeren Kosten ernähren lassen und geringeren Handelswerth besitzen, ebenso nützlich sind; indeß finden sich besondere Umstände im Marsch eines indischen Heeres, wo die Anwendung des Elephanten unentbehrlich ist. Diese werden wir kurz beschreiben.

Der Marsch eines Heeres durch ein von guten Wegen durchschnittenes Land geschieht in gerader Richtung und hat schnellen Fortgang; in den noch nicht lange eroberten Gebieten Indiens, welche von europäischen Niederlassungen weit entfernt liegen, bilden dicke Jungeln, ausgedehnte Sümpfe und schroffe Berge so große Hindernisse einem angreifenden Heere, daß nur die unerschrockenste Ausdauer dieselben überwinden kann. In solchen Lagen wird die Gewalt des Elephanten zur Thätigkeit berufen. In der Geschichte über den letzten Birmanenkrieg (von Malcolm) sagt der Verfasser: „Der Weg ging theilweise durch eine dicke Jungel; mit Hülfe der Elephanten aber wurde der Durchgang erzwungen. Hier wird die Kraft des Thieres in Anwendung gebracht. Das Hinderniß, welches Pioniere ohne große Arbeit und Verzug nicht hätten ausführen können, ward so von den drei Elephanten schnell überwunden. Sie traten das hohe Gras mit den Füßen nieder; die dicken Büsche wichen ihrem wunderbaren Gewicht, und die schlanken Bäume wurden an den Stämmen abgebrochen; kurz, der Weg war für das Heer eröffnet."

Die besten Wege werden aber bisweilen durch heftige Regen durchbrochen, und zeigen alsdann eine Aufeinanderfolge tiefer Schluchten und thonartiger Ufer, worauf die Thiere nur einen sehr unsicheren Fußtritt haben. Die Artillerie kann ohne Hülfe eines Elephanten nicht hinüber. Bei jeder Batterie von Belagerungsgeschütz finden sich einige dieser Thiere. Sie wenden stets ihre Kraft auf die wirksamste Weise an, indem sie entweder die Kanonen mit den Stirnen vorwärts schieben, oder sie mit den Rüsseln emporheben, wenn die Räder in eine tiefe Wagenspur oder in einen Sumpf gerathen sind. Williamson hat ihre Dienste in diesem Fall genauer beschrieben: „Wir verdanken den Erfolg vieler der schwierigsten militärischen Operationen der Verständigkeit, Geduld und Kraftanstrengung der Elephanten. Abgesehen von ihrem Nutzen beim Transport des Gepäcks und der Vorräthe, leisten sie häufig beträchtliche Hülfe durch ihre Verständigkeit in Aeußerung der Kraft, welche sehr nahe an Vernunft grenzt. Muß man Kanonen aus Pfützen herausbringen, so treibt der Elephant, indem er seine Stirn an die Mündung stößt, die auf dem Marsche nach hinten gerichtet ist, das Geschütz mit einer Kraft aus dem Sumpfe, worin Hunderte von Ochsen oder Pferde vergeblich arbeiten würden; ein andermal wird er seinen Rüssel um die Kanone schlingen und dieselbe emporheben, während Menschen und Vieh vorwärts ziehen. Die eingebornen Fürsten lassen eine jede Kanone von einem Elephanten begleiten, damit derselbe bei deren Fortbringung im Nothfall hilft. Zu dem Zweck ist das Thier mit einem dicken ledernen Kissen versehen, welches die Stirne bedeckt, damit dieselbe nicht beschädigt wird. Bisweilen hat es sich ereignet, daß der Boden auf engem Wege oder an Flußufern nachgab; alsdann verhinderte der Elephant nicht allein, daß das Geschütz umfiel, sondern half oft dazu, dasselbe in Sicherheit weiter zu bringen.“ Elephanten sind wahrscheinlich auf diese Weise seit der Zeit angewandt worden, worin die Artillerie zuerst nach Asien eingeführt wurde. Bernier, indem er die Artillerie im Heere Aurengzebs beschreibt, sagt: „Viele dieser Kanonen sind so schwer, daß zwanzig Joch Ochsen erfordert werden, um sie zu ziehen; einige erheischen, wenn der Weg steil oder zerrissen ist, die Hülfe von Elephanten neben den Ochsen, um die Wagenräder mit Köpfen und Rüssel vorwärts zu treiben.“ Schwere Kanonen werden oft auf dem Rücken von Elephanten, sowohl in den Heeren der Eingeborenen wie der Engländer transportirt. Die Lage, worin die Ausdauer und die Vor-

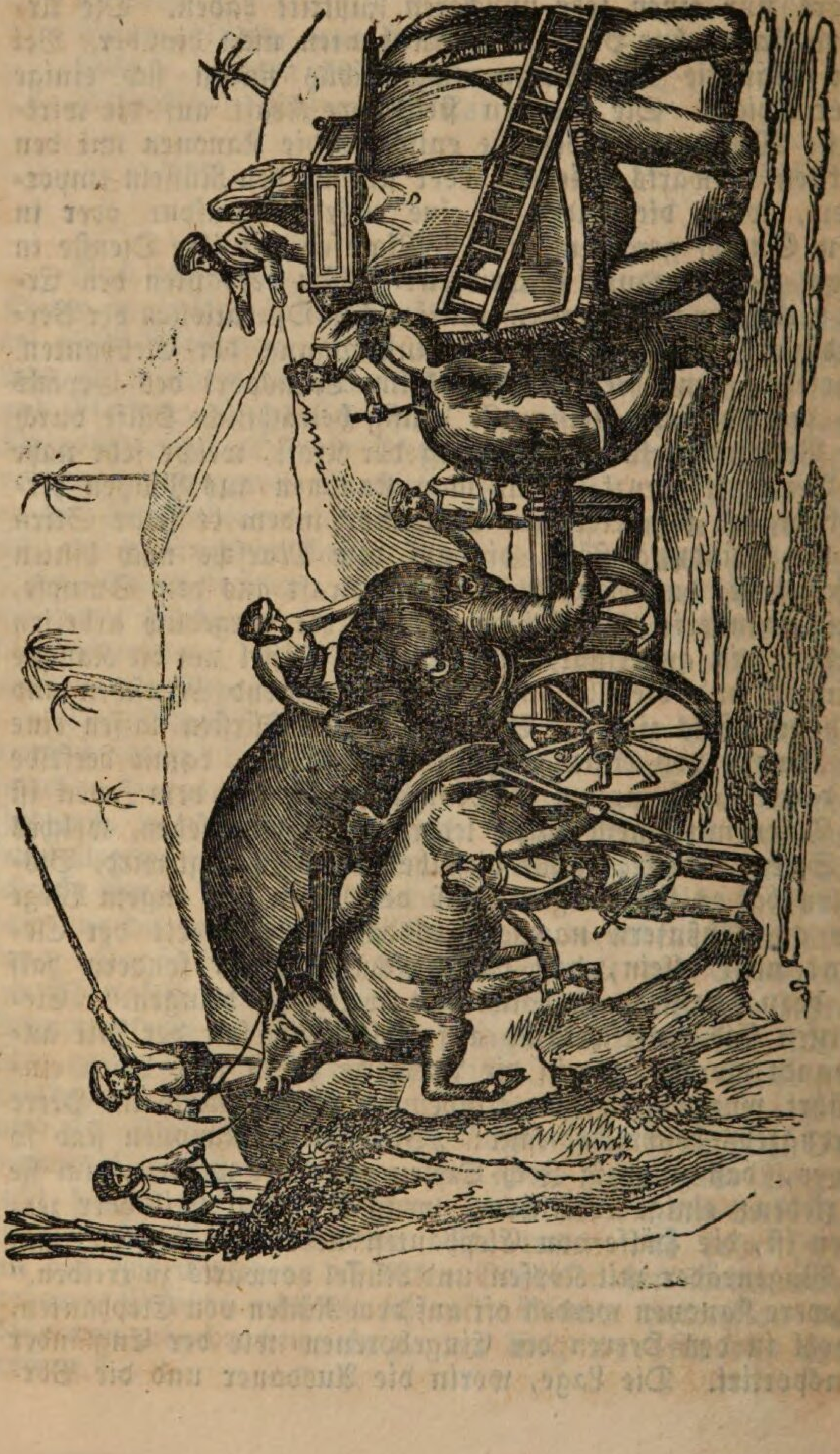


Fig. 48. Elephanten, welche Artillerie über schlechte Wege transportiren.

sicht der Elephanten bei militärischen Operationen sich am vortheilhaftesten zeigt, ist eine solche, worin er Kanonen steile Päße oder Ghauts hinauftragen muß, welche in den gebirgigen Distrikten Indiens so furchtbar sind. Eine solche Scene wird am besten mit den Worten eines Augenzeugen (Shipp) beschrieben.

„Von dem Bette eines trockenen Flusses, in welchem unser Lager lag, ging eine kleine Schlucht aus und ihr Eingang glich dem dunklen Eingang einer tiefen Höhle ... Wir betraten diese kleine Höhlenöffnung, indem wir den Hauptheil unserer Streitkräfte zum Schutz unseres Gepäckes und unserer stehenden Zelte zurückließen. Wir waren so leicht wie möglich equipirt. Zwei Sechspfünder wurden auf Elephanten gelegt und unser Marsch schien durch ein Bett dieser Schlucht zu gehen, welche felsig und durch einen Krystallstrom bewässert war, der über das steinige Bett floß. Wir legten nicht mehr als etwa 100—200 Ellen die Stunde zurück, da wir nach 20 Schritten immer auf- und absteigen mußten; einmal versanken wir in eine tiefe Aushöhlung und befanden uns gleich darauf auf einem Felsengipfel, wo das Herabströmen zahlreicher Wasserfälle den Lärm übertäubt hatte, den unsere Annäherung veranlaßte ... Unser Marsch wurde immer langsamer und die Aufsteigungen schwieriger und verwickelter. An einigen Orten ragten Felsen riesenhafter Größe mehre 100′ über unsere Köpfe empor. Diese plötzlichen und furchtbaren Höhen und Thäler zeigten an, daß wir nicht mehr weit vorwärts kommen konnten. Die letzte Anhöhe war kaum ersteigbar ... Wir hielten eine beträchtliche Zeit an, worauf wir an dem Ort, wo wir uns befanden, die Soldaten vor uns auf die vorragenden Felsen und Zweige emporsteigen sahen. Wir machten in einer Art Becken Halt, das von hohen Anhöhen umringt war. Im Laufe einiger Stunden bestieg das ganze 87ste Regiment mit unserem tapferen General und dessen Gefolge diesen schwierigen Bergpaß. Von dieser Höhe konnten wir in weite Entfernung sehen, und auf jedem Hügel entdeckten wir Signale, die von Posten zu Posten verbreitet wurden ... Was vermag nicht ein gutes Beispiel bei den Soldaten? Unser General ermuthigte auf jeder Elle dieses kritischen Marsches seine Leute. Diese gut angebrachten Beispiele mußten Wunder bewirken. Die Frage war jetzt, wie die Kanonen, Pulver und Kugeln heraufzubringen seien? Diejenigen aber, die am Krieg in Indien gewohnt sind, finden sich nicht lange in Bezug auf Hülfsmittel in Verlegenheit. Nachdem alle Leute, mit Ausnahme der Hinterhut, herauf-

gekommen waren, gingen die Pioniere mit ihren Spitzhacken an die Arbeit; einige bahnten einen Weg, andere fällten Bäume. Da wir nur zwei Regimenter waren, so ging der Hauptzweck des Generals dahin, unsere geringen Streitkräfte im besten Vortheil aufzustellen. Als dies geschehen war, bestand unser nächster Zweck in dem Transport der Kanonen. Nachdem wir den am meisten hervorragenden Theil der Anhöhe abgetragen und Bäume zum Aufsteigen der Elephanten hingelegt hatten, wurden diese Thiere herangebracht. Der erste Elephant nahte sich mit einiger Besorgniß und Widerwillen; er sah hinauf, schüttelte den Kopf und brüllte höchst kläglich, als er von seinem Führer angetrieben wurde. Nach meiner Meinung konnte kein Zweifel herrschen, daß dies verständige Thier über die Anwendbarkeit der so gebauten Stufen urtheilte; sobald nämlich eine kleine Veränderung getroffen war, schien es willens, hinaufzugehen; alsdann begann es seine Untersuchung, indem es mit dem Rüssel auf die querliegenden Bäume drückte; hierauf setzte es sein Vorderbein auf, indem es sehr vorsichtig das Vordertheil seines Körpers erhob, so daß es sein Gewicht auf den Baum warf; alsdaun schien es mit der Festigkeit zufrieden. Der nächste Schritt zur Aufsteigung geschah auf einem vorragenden Felsen, den wir nicht entfernen konnten; dieselbe scharfsinnige Untersuchung wurde erneut, wobei der Elephant seine flache Seite dicht an die Erhöhung hielt und sich dagegen lehnte. Der nächste Schritt war wieder gegen einen Baum; hiemit aber war er nach Untersuchung des Rüssels gar nicht zufrieden. Der Treiber gebrauchte die schmeichelhaftesten Worte, z. B.: „„Wunderbar, mein Leben! gutgethan, mein Liebchen! mein Täubchen, mein Sohn, mein Weib!““ allein alle diese Schmeicheleien, bei denen Elephanten sonst so empfindlich sind, waren hier vergeblich; zuletzt gebrauchte man Gewalt, der Elephant brüllte furchtbar, regte sich aber nicht. Etwas wurde entfernt; er schien wie früher zufrieden und bestieg den furchtbaren Bergpaß. Als er den Gipfel erreichte, war sein Entzücken offenbar; er liebkoste seinen Wärter und warf den Koth spielend umher. Ein anderer Elephant, ein jüngeres Thier folgte; er hatte das Aufsteigen des anderen mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, indem er mittlerweile Bewegungen ausführte, als wolle er ihm beim Aufsteigen helfen — Bewegungen solcher Art, wie einige Menschen machen, wenn sie bei gymnastischen Schauspielen zusehen. Als er seinen Kameraden heraufkommen sah, bezeugte er sein Vergnügen durch einen Ton wie einen Trompetenschall. Als jedoch die Reihe an ihn kam,

schien er etwas erschreckt, und wollte ohne Zwang nicht ans Werk. Als er zwei Stufen heraufgekommen war, glitt er aus, brachte sich aber wieder ins Gleichgewicht, indem er seine Zehen in die Erde eingrub. Als dieser Elephant nahe am Gipfel war, streckte der andere, der schon seine Arbeit verrichtet hatte, seinen Rüssel aus, um seinem Gefährten in der Noth zu helfen; das jüngere Thier schlang um den Rüssel den seinigen und erreichte so den Gipfel des Gebirgspasses in Sicherheit. Nach Vollendung der Arbeit war der Gruß so herzlich, als wären beide Thiere lange von einander getrennt gewesen und als seien sie aus irgend einer Gefahr gerettet worden; sie umarmten gleichsam einander mit den Rüsseln und standen eine beträchtliche Zeit lang gegenüber, als flüsterten sie sich einander Glückwünsche zu. Ihr Führer ließ sie hierauf den General begrüßen, welcher für 5 Rupien süße Speisen für jeden zu kaufen befahl; als sie diese Belohnung erhielten, bedankten sie sich sogleich durch einen andern Gruß."

In den brittisch-indischen Heeren wird der Elephant nicht mehr aufs Schlachtfeld gebracht. In einigen indischen Staaten aber, die noch zu entlegen sind, als daß europäischer Einfluß dorthin hätte dringen können, wird er noch als Kriegswaffe gebraucht. Der Beschreiber des Birmanenkriegs (Malcolm) sagt: „Die Garnison (Birmanen) machte mit beträchtlichen Streitkräften, Reiterei und Infanterie, und mit 17 Kriegselephanten einen Ausfall. Letztere hatten volle Rüstung und trugen eine Anzahl Bewaffneter. Dieser Angriff wurde wie gewöhnlich auf unseren rechten Flügel gerichtet. Während die Flottille in vollen Segeln unter dem Feuer der Forts herbeikam, erhielt die Reiterei, von reitender Artillerie gedeckt, den Befehl, die vordringenden Ungeheuer anzugreifen. Die Scene war neu und interessant, und obgleich weder die Elephanten noch ihre Reiter sehr furchtbar sein können, so hielten sie doch den Angriff mit einer Standhaftigkeit und einem Muth aus, wozu man sonst diese Thiere nicht leicht bringen kann. Ihre Reiter wurden meist erschossen; sobald sich nun die Elephanten von der Hand ihrer Treiber frei fühlten, gingen sie zu dem Fort mit der größten Fassung wieder zurück." In den Berichten der Kriege vor einem halben Jahrhundert zwischen den Britten in Indien und den eingeborenen Fürsten finden wir die Elephanten im Kampfe sehr selten erwähnt. Die schnellen Bewegungen europäischer Truppen, die Genauigkeit ihres Feuers und die Kraft ihres Angriffs haben die indischen Fürsten gelehrt, einer Streitkraft

nicht zu vertrauen, die allein unter ihren eigenen Kriegen richtige Anwendung fand, worin Elephanten den Elephanten entgegengesetzt wurden, und wo die Reiter mit Wurfspeeren und Schwerter kämpften. Allein in dem Kriege von Coromandel, vor noch nicht ganz hundert Jahren, worin die brittische Macht in Indien im Kleinen begann, mußte dieselbe gegen viele der eingeborenen Häuptlinge in derselben Weise kämpfen, wie die mongolischen Kaiser Elephanten in der Schlacht gebrauchten. Der Nabob von Arcot und sein Nebenbuhler, Chunda Saheb, ritten auf Elephanten in der Schlacht, welche das Carnatschik dem Einfluß Frankreichs zu sichern schien. Der Nabob, auf einem Elephanten reitend, war von der auserlesenen Reiterei seines Heers umringt. Er erblickte den Elephanten von Chunda Saheb und erkannte die Feldzeichen seines Nebenbuhlers. Mehr als eine Leidenschaft wurde bei ihm rege; der Nabob, wüthend über den Ausgang dieses unglücklichen Tages, befahl seinem Elephantenführer unter dem Versprechen einer großen Belohnung, sein Thier geradenweges auf das von Chunda Saheb zu treiben. Ein Theil des französischen Bataillons war in der Nähe aufgestellt; dasselbe gab Feuer, eine Flintenkugel durchdrang das Herz des Nabob und er fiel todt von seinem Elephanten hinab." Nafir Tsching, ein Sohn des Großmoguls, drang nach dieser Schlacht in das Carnatschik mit 300,000 Mann, 800 Kanonen und 1300 Elephanten ein. Er ward auf seinem Elephanten von einem Füssilier erschossen, der ebenfalls auf einem Elephanten ritt. Der Nabob von Kudapa und der Sauba von Carnatschik, Murzapha Tsching fielen in derselben Schlacht um die Herrschaft. Orme sagt: „Murzapha Tsching traf auf den Nabob von Kanaul, der, als er erkannte, die Flucht sei unmöglich, mit seiner Umgebung auf den Elephanten seines Feindes zudrang. Durch diese Herausforderung erbittert, gab der junge Prinz seinen Truppen ein Zeichen, die Person des Nabobs seinem eigenen Angriffe zu überlassen. Die beiden Elephanten wurden dicht an einander hingetrieben. Murzapha Tsching hatte sein Schwert erhoben als sein Gegner ihn mit dem Wurfspeere traf, der auf seine Stirn mit solcher Gewalt fuhr, daß die Spitze ins Hirn drang. Der Prinz fiel todt zu Boden. Tausend Waffen aber wurden auch gegen den Nabob erhoben, der in demselben Augenblick eine tödtliche Wunde erhielt."

Die Einführung der Feuerwaffen im Orient hat die alte Stellung der Fürsten Indiens in der Schlacht auf ihren Elephanten sehr unsicher gemacht. Auf so hohen Sitzen waren

sie mehr wie ihre Offiziere der Gefahr ausgesetzt, welche auf Pferden ritten, indem das Feuer der Infanterie eine weit sicherere Zerstörung wie Pfeile und Wurfspieße anrichtete. Die Gefahr aber, ihre hohe Stellung zu verlassen, war eben so groß wie diejenige, sie beizubehalten. Der Rücken des Elephanten war der Sitz der Ehre und der Macht, der Thron, von welchem die Bewegungen des Heeres geleitet wurden und wohin sich der hauptsächlichste Kampf richtete; dort fand sich die Schaar der zuverlässigsten und treuesten Truppen. Verließ der Fürst den Elephanten, so verbreitete sich in dem Heere der Glauben, er sei gefallen; dieser Glaube war immer eine Ursache der Niederlage, denn nach einer unwandelbaren Sitte Hindostans begann eine allgemeine Flucht, wenn der Häuptling gefallen war. In der Schlacht, welche Aurengzeb den Sieg über seinen Bruder Dara verlieh, befahl er, während seine Truppen um ihn niedergehauen wurden, man solle Ketten an die Beine seines Elephanten befestigen, damit er unter seinen wenigen ihm noch übrigen Soldaten bleiben möge und sich nicht zurückziehen könne, selbst wenn er die Neigung dazu haben sollte. Dieser Fürst kannte nämlich die Stimmung eines asiatischen Heeres. Die Sänfte auf dem Elephanten war ein Thron; so lange derselbe gefüllt war, konnte der Fürst auf Gehorsam rechnen. Aurengzebs unglücklicher Bruder (Dara) wurde durch Vernachlässigung dieses Grundsatzes besiegt und verlor den Thron. Bernier hat die Geschichte mit seiner gewöhnlichen Treue und Lebhaftigkeit erzählt.

„Calil Ullah hatte eine unwürdige Behandlung von Dara erlitten und glaubte jetzt die Stunde sei gekommen, worin er seine Rache üben könnte. Der Umstand jedoch, daß er nicht am Kampfe Theil nahm, hatte nicht die erfolgte Wirkung. Dara war siegreich, ohne daß sein rechter Flügel am Kampfe Theil nahm. Der Verräther nahm deßhalb Zuflucht zu einem anderen Hülfsmittel. Er verließ seine Division, sprengte zu Dara im Augenblick, wo dieser Fürst am Fall von Morud Bakche Theil nehmen wollte, und rief Dara von weitem zu: „„Ew. Majestät möge Gesundheit genießen und in Sicherheit regieren, der Sieg ist unser! Aber warum reiten Sie noch immer auf diesem hohen Elephanten, der größten Gefahr ausgesetzt? Wenn einer der zahlreichen Pfeile oder Kugeln Ihre Person getroffen hätte, so wären wir in die furchtbarste Lage gerathen. In des Himmels Namen, besteigen Sie schnell Ihr Pferd; nichts bleibt mehr übrig als die Verfolgung der Fliehenden. Ich bitte Ew. Majestät,

lassen Sie keinen entwischen."" Hätte Dara die Folgen des Umstandes beachtet, daß er von seinem Elephanten abstieg, auf welchem er so viele Tapferkeit bewiesen und als Vereinigungspunkt des Heeres gedient hatte, so würde er Beherrscher des Reiches geworden sein. Der leichtgläubige Fürst aber, durch Calil Ullahs listige Unterwürfigkeit betrogen, hörte auf seinen Rath; er stieg von seinem Elephanten auf ein Pferd; nach einer Viertelstunde aber argwohnte er den Betrug und erkundigte sich ängstlich nach Calil Ullah. Der Verräther war jedoch nicht mehr in seiner Gewalt; er schmähte heftig gegen jenen Offizier und drohte ihm mit dem Tode, allein Wuth und Drohung war jetzt nutzlos. Als die Truppen ihren Führer vermißten, verbreitete sich schnell das Gerücht, er sei getödtet und das Heer verrathen worden. Ein allgemeiner Schrecken ergriff das letztere und Jeder dachte nur an seine eigene Sicherheit. Das Heer zerstreute sich und der Sieger ward zum Besiegten. Aurengzeb blieb eine Viertelstunde lang auf seinem Elephanten und erhielt dafür die Krone Hindostans; Dara verließ seinen Elephanten zu bald und ward vom Gipfel der Macht hinabgestürzt, um einer der unglücklichsten Fürsten zu werden."

Sudtscha, der jüngere Bruder Dara's, verlor das Reich in derselben Art, und Aurengzeb, obgleich in der schwierigsten Lage, gewann den Thron zum zweitenmal in derselben Weise durch den Einfluß seines besseren Glückes oder Urtheils. Bernier sagt: „Ein Pfeil tödtete den Mann, welcher Aurengzebs Elephanten leitete. Das Thier wurde unlenksam, und da die Gefahr größer ward, wollte der König absteigen, als der Emir Tschemla, der in seiner Nähe sich befand, ihn daran verhinderte." Wahrscheinlich wurde Dara ebensowohl durch die Gefahr seines Sitzes wie durch den Rath seines treulosen Dieners dazu bewogen, seinen Elephanten zu verlassen. „Eine Kanonenkugel hatte seinen Halbbruder getödtet, der mit ihm auf dem Elephanten saß. Dara wurde beinahe durch das Blut geblendet. Eine Rakete versengte zugleich seinen Turban, indem sie dicht an seinem Ohr niederfiel. Eine zweite folgte, fiel vor der Sänfte nieder, platzte und zerbrach dieselbe. Er wechselte sogar hiebei die Farbe." Die Gefahr, Elephanten in der Schlacht zu brauchen, mußte allerdings nach Anwendung der Artillerie und Feuerwaffen ungemein groß sein. Tavernier sagt: „Aurengzeb habe die Belagerung von Daman aufheben müssen, weil die Garnison in einem Ausfall, den ein französischer Ingenieur leitete, die Elephanten der Belagerer mit Feuerwerk angriff; diese

wandten sich auf ihre Herren mit unlenksamer Wuth und verbreiteten allgemeine Zerstörung im Lager."

In den früheren Zeiten der mongolischen Herrschaft wurden Elephanten zur Schlacht mit ähnlichen Vertheidigungswaffen ausgestattet, wie die Europäer sie im Mittelalter brauchten. Dow, indem er die Elephanten Akbars beschreibt, sagt: „Sie tragen Eisenplatten auf der Stirne." Vincent le Blanc erwähnt, die Elephanten des Königs von Ternassery, „als die größten im Orient, bis zu dem Boden mit Rinderhäuten und darüber mit allerlei Verzierungen bedeckt. Diese Häute werden unter dem Bauch mit eisernen Ketten befestigt und lassen sich nur mit Schwierigkeit wegbringen." Baber ist genauer: „Fünf Eisenplatten, jede von einer Ellenbogenlänge und vier Finger breit, werden durch Ringe verbunden und um die Ohren der Elephanten mit vier Ketten gebunden, wovon jede eine Elle lang ist; zwischen diesen geht eine andere Kette über den Kopf und wird in dem Kellaweh befestigt; quer darüber sind vier eiserne Stacheln und eiserne Knorren. Andere solche Ketten mit eisernen Stacheln und Knorren hängen über Hals und Brust; andere wieder sind an dem Rüssel befestigt; diese aber dienen nur zum Schmuck und als Mittel, die Pferde zu schrecken. Pakher ist eine Art Stablrüstung, die den Körper des Elephanten bedeckt; andere Stücke sind für den Kopf und den Rüssel bestimmt. Eine dreifache Decke liegt über den Pakher." Dow fügt hinzu: „Ein Schwert werde an den Rüssel gebunden und Dolche an die Stoßzähne geheftet." Man verließ sich hauptsächlich auf die gewaltige Kraft des Thiers, damit es die Reihen der Feinde zerstampfe; die Rüstung und die Schwerter dienten nur zur Erhöhung des Schreckens, welche eine ungeheure Masse Elephanten an sich schon hervorbringen konnte. Der Kaiser Akbar kannte sehr gut die Gewalt der Elephanten, Massen erschreckter Menschen zu zerstreuen. Bei einer Gelegenheit, als er das Fort Tschikar stürmte, zog sich die Garnison in die Tempel zurück: „Akbar, als er bemerkte, er müsse eine große Zahl Truppen verlieren, im Fall er einen dichten Angriff ausführen lasse, befahl, von weitem ein Feuer auf die verzweifelten Raschputen zu unterhalten, bis er die Elephanten vordringen ließ, um jene zu Tode zu treten. Der Auftritt ward jetzt zu furchtbar, um beschrieben zu werden. Tapfere Männer, durch Verzweiflung noch tapferer geworden, drängten sich um die Elephanten, ergriffen sie an den Rüsseln und fügten ihnen nutzlose Wunden bei. Die furchtbaren Thiere zertraten die Hindus wie Heuschrecken oder

warfen sie mit den Rüsseln hoch empor und schleuderten sie auf die Mauern und auf den Fußboden; von der Garnison (8000 Soldaten) und 40,000 Einwohnern wurden 30,000 erschlagen und die meisten übrigen zu Gefangenen gemacht." Die Elephanten litten sehr auf den siegreichen Märschen dieses Fürsten. Purchas sagt, indem er von seinem Feldzuge nach Kaschemir 1597 redet: „Er verließ dies Land als der Sommer vergangen war und kehrte nach Lahore zurück, indem er viele Elephanten und Pferde unterwegs sowohl durch Hunger wie durch die Schwierigkeit der Wege verlor; beim Ansteigen von Anhöhen hielten sich die Elephanten bisweilen mit ihren Rüsseln, indem sie sich darauf wie auf einem Stocke stützten."

Die Gewalt der Elephanten in der Schlacht ist vor der größeren Gewalt der Artillerie und Taktik gefallen. Allein noch vor drei Jahrhunderten war derjenige indische Häuptling des Sieges gewiß, welcher die meisten Elephanten hatte. Baber gibt eine auffallende Erläuterung des Schreckens, welche das Thier veranlaßte: „Die Truppen, welche Alim Khan begleiteten, wurden beim Plündern zerstreut. Sultan Ibrahims Truppen sahen, daß der Feind nicht sehr zahlreich war und drangen sogleich von der Stellung aus voran, die sie eingenommen hatten, obgleich ihrer selbst nicht viele waren und obgleich sie nur einen Elephanten besaßen; Alim Khans Leute flohen aber sogleich, wie sie den Elephanten sahen." Baber selbst, obgleich ein Abkömmling Timurs, welcher Elephanten häufig brauchte, wandte dieselben im Kriege nur selten an; er scheint aber ihrem Schrecken eine kühnere Stirne entgegengesetzt zu haben. Seine Ausdrücke erinnern uns an die sonderbaren Worte Bunyans: „Ich setzte meinen Fuß in den Steigbügel der Entschlossenheit und legte meine Hand an die Zügel des Vertrauens auf Gott und marschirte gegen Sultan Ibrahim, der damals den Thron von Delhi besaß, dessen Heer im Felde an 100,000 Mann betragen sollte und der beinahe an 1000 Elephanten, mit Einschluß derer seiner Emirs, besaß."

Der Muth, womit Baber den wirklichen wie eingebildeten Gefahren entgegen ging, setzte ihn auf den Thron von Delhi. Dieselbe Eigenschaft fügten die Halbinsel Indiens zum gewaltigen Reiche Timurs hinzu. Dieser kühne Eroberer, welcher den Thron von Tschingis Khan sich erworben, Persien, Turkestan und Sibirien erobert hatte, schlug seinen Heeren einen Einfall in Indien vor. Es war ein Land des Schreckens und es entstand Murren im Heere. „Wir können vielleicht

Hind unterwerfen, es hat aber viele Festen, Wildnisse und Wälder, Soldaten in Rüstungen gekleidet, und Elephanten, die Vertilger der Menschen." Der Krieger aber, welcher den rauhen Norden mit so gewaltigen Streitkräften angegriffen hatte, daß sein Heer vom Ende des rechten, bis zum Ende des linken Flügels 13 Meilen maß, ließ sich nicht durch unbekannte Uebel abschrecken. Er setzte über den Indus, drang durch die Wüste, an deren Rande Alexander angehalten und geweint hatte, und stand in sechs Wochen vor Delhi. 9000 indische Truppen kamen ihm entgegen mit 27 Elephanten; er hielt ihren Angriff aus und sie flohen. In dem Gefolge des Eroberers fanden sich 100,000 Hindu als Gefangene. Als sie die Elephanten sahen, freuten sie sich, in der Hoffnung, das fremde Heer werde geschlagen werden. Der wilde Krieger belohnte ihre patriotische Freude mit dem Befehl einer allgemeinen Niedermetzlung, und in einem Tage kamen Alle um.

Timurs Heer erschrack noch immer vor dem Zusammentreffen mit Elephanten. Als er seine Truppen in der Ebene vor Delhi aufgestellt hatte, mußte er ihre Furcht durch außerordentliche Vorsichtsmaßregeln besänftigen. Er umgab das Lager mit einem ungeheuren Graben und einen Wall von Schilden; Büffel wurden um den Wall bei Hals und Füßen zusammengebunden und trugen Reisigbüschel auf den Köpfen, die bei Annäherung der Elephanten entzündet werden sollten. Der Sultan Mamud zog aus seiner Festung, um eine Schlacht zu liefern. Seine Streitkräfte bestanden aus 10,000 Mann Reiterei, 40,000 Mann Infanterie und geharnischten Elephanten, welche vergiftete Dolche auf ihren Stoßzähnen trugen. In den hölzernen Thürmen auf ihren Rücken fanden sich Bogen- und Armbrustschützen, die unter Bedeckung fechten konnten; zur Seite der Elephanten waren Werkzeuge angebracht, um Feuer und geschmolzen Pech und Raketen, mit Eisen beschlagen, zu werfen. Dies ist die Beschreibung von Scherefeddin, welcher im Persischen die Geschichte Timurs nach dessen eigenen Tagebüchern beschrieb. Der Schrecken von dieser Vorrichtnng war in Timurs Heere allgemein. „Die Soldaten," sagt Scherefeddin, „fürchteten, die Elephanten möchten sie in die Luft schleudern, und die gelehrten Imams wünschten ihren Platz dort zu erhalten, wo die Harems waren. Weder Tapferkeit, noch Kenntniß gab Vertrauen in dieser Stunde des Schreckens." Von den Elephanten wurden Kesseltrommeln von Erz getragen, und diese erschreckten neben dem Lärmen von Cymbeln, Glocken

und Trompeten auch die Furchtlosesten. Timur fiel auf den Boden, um zu beten; er, der einen Monat vorher 100,000 Gefangene kaltblütig hatte ermorden lassen, ersuchte Gott, ihm den Sieg zu verleihen. Der Eroberer betete mit demselben Fanatismus, womit er fünf Jahre später folgende Erklärung seinen Emirs gab: „Da meine großen Eroberungen die Vernichtung einer großen Anzahl der Geschöpfe Gottes veranlaßt haben, so habe ich beschlossen, die Verbrechen meines vergangenen Lebens durch Ausrottung der Ungläubigen Chinas zu sühnen.“ In der Schlacht von Delhi blieb den Mongolen sein Glück treu. Die Elephanten des Sultans brachten seinen linken Flügel in Unordnung. Der Angriff des rechten ward zurückgeschlagen, und Timur selbst führte seine Truppen gegen den Mittelpunkt. Die Elephanten flohen vor den Säbeln seiner Reiter. Die erfahrenen Krieger hieben auf die Rüssel der erschreckten Thiere, und das Schlachtfeld wurde mit vielen Rüsseln unter den Todten bestreut. Die Besorgniß vor der Unverwundbarkeit der Elephanten war für immer überwunden. Timurs Enkel, 15 Jahre alt, verwundete einen Elephanten; die Leute auf seinem Rücken wurden abgeworfen, und der Knabe trieb das Thier in das Lager seines Großvaters vor sich hin. Am nächsten Tage saß der Eroberer auf dem Throne des indischen Monarchen und empfing die Huldigungen seiner neuen Unterhanen. Zwölf Rhinocerosse und 120 Elephanten wurden ihm vorgeführt; die wohl abgerichteten Schmeichler des Despotismus, welche gewiß nicht das Unterscheidungsvermögen besaßen, das Cassiodorus ihnen zuschreibt, „sie achten immer gute Fürsten, aber niemals Tyrannen,“ nahmen eine demüthige Stellung an und schrieen, als bäten sie um Gnade. Sie waren glücklicher wie die unglücklichen Einwohner der Hauptstadt. Die Elephanten wurden als Geschenke an die persischen Provinzen geschickt; das Volk aber wurde von den Soldaten geplündert und nach deren Belieben ermordet, während die Emirs es für eine fromme Pflicht hielten, die Seelen dieser Ungläubigen in die Hölle zu schicken (nach Scherefeddin).

Obgleich Timur dem Schrecken der Elephanten widerstand, war er nicht abgeneigt, dies Werkzeug des Kriegs zu benutzen, um Schrecken unter diejenigen Heere zu verbreiten, denen die Gefahr ebenso neu war, wie ihm vor einigen Monaten. In seinem Brief an Bajazet, dem er nach der Eroberung Indiens schrieb, sagt er: „Du bist nicht besser wie eine Ameise; warum willst Du die Elephanten reizen? Ach! sie werden Dich unter ihre Füße treten!“ (nach

Gibbon). In weniger Zeit wie in zwei Jahren war der Eroberer Hindostans in Syrien. In der Schlacht von Aleppo war das Hauptcorps seiner Heere durch eine Reihe Elephanten gedeckt, die als ein Wall dienten; ihre Thürme waren mit Armbrustschützen und Leuten angefüllt, die das griechische Feuer schleuderten. Der Sieg der Elephanten in diesem Gefecht bot einen Gegensatz zu ihrer Niederlage bei Delhi. Sie wickelten ihre Rüssel wie Schlangen auf, um die Säbel der Mameluken zu vermeiden. Sie stürzten sich auf das Hauptcorps der Syrier, zertraten dieselben mit ihren Füßen und warfen die Leiber hoch mit den Rüsseln empor (nach Scherefeddin). Gibbon sagt: „In der Schlacht von Angora, welche Bajazets Schicksal entschied, zeigte der Eroberer Hindostans prahlend eine Elephantenlinie, eher wie Trophäen, wie die Werkzeuge seines Sieges."

Timur befolgte bei Anwendung der Elephanten als Werkzeuge des Krieges, nachdem er ihre Kraft in den Reihen der Feinde überwunden hatte, allein das Beispiel Kublai Khans und Alexanders. Der Elephant war in den Heeren des großen Khans so lange unbekannt, bis derselbe 200 in einem Siege gefangen hatte; auch war das Thier in China und in den anderen Provinzen des mongolischen Reiches zum Lasttragen nicht gebraucht worden. Marco Polo's Beschreibung der Schlacht, worin Kublai Khan die Elephanten zuerst eroberte, gibt eine merkwürdige Erläuterung der alten indischen Weise der Anwendung dieses Thieres:

„Es geschah, daß der Großkhan im Jahre 1272 ein Heer in die Länder von Vochang und Carasan zu ihrem Schutz und Vertheidigung gegen Fremde schickte. Als der König von Mien und Bangala in Indien, welcher mächtig in der Zahl seiner Unterthanen und in der Ausdehnung seines Gebietes war, von dem Heer der Tataren in Vochang hörte, faßte er den Entschluß, sogleich zum Angriff abzumarschiren, damit der Großkhan mit der Zerstörung seines Heeres von dem Versuch abgeschreckt werden möchte, eine Streitkraft an den Grenzen seines Gebietes aufzustellen. Deßhalb versammelte er ein großes Heer, mit Einschluß einer Menge Elephanten, auf deren Rücken hölzerne Castelle mit 12—15 Mann in jedem angebracht waren. Mit diesen Truppen und mit einem zahlreichen Heere marschirte er nach Vochang, wo das Heer des Großkhans lag; er lagerte in keiner großen Entfernung davon und ließ seine Truppen einige Tage ausruhen. Sobald Nestardin, welcher die Truppen des Großkhans befehligte, dies vernahm, ward er sehr

erschreckt, obgleich er ein tapferer und geschickter Soldat war, weil er nicht mehr wie 12,000 Mann hatte, während der Feind 60,000 außer den Elephanten zählte. Er verrieth jedoch kein Zeichen der Furcht, sondern stieg in die Ebene von Vochang hinab, und nahm eine Stellung ein, worin seine Flanke von einem dicken Walde gedeckt war; dahin konnten sich nämlich die Truppen im Fall eines wüthenden Angriffs der Elephanten zurückziehen, und die Thiere von dort mit ihren Pfeilen belästigen. . . . . Als der König von Mien erfuhr, daß die Tataren in die Ebene hinabgestiegen seien, setzte er sein Heer in Bewegung, nahm seine Stellung ungefähr eine halbe Stunde vom Feind entfernt und stellte sein Heer auf. Die Elephanten standen voran. Die Reiterei und das Fußvolk dehnte sich hinter ihnen in zwei großen Flügeln aus, ließ aber einen beträchtlichen Zwischenraum hinter den Elephanten. Hier nahm er seine Stellung, ermuthigte seine Leute, tapfer zu fechten, versprach ihnen den Sieg, sowohl wegen der Ueberlegenheit ihrer Zahl, da sie vier Mann gegen einen seien, wie wegen des furchtbaren Corps bewaffneter Elephanten, dessen Angriff der Feind nicht zu widerstehen vermöge. Alsdann gab er Befehl, kriegerische Instrumente anzustimmen, und marschirte mit seiner ganzen Armee auf die Tataren; diese blieben stehen und ließen den Feind an die Verschanzungen kommen. Alsdann stürzten sie mit großem Muth und Kampfbegier hervor; es fand sich aber bald, daß die tatarischen Pferde, an den Anblick solcher großen Thiere mit ihren Castellen nicht gewöhnt, erschreckt wurden und zu fliehen suchten. Auch konnten die Reiter sie nicht zurückhalten, während der König mit seiner ganzen Streitmacht in jedem Augenblick an Boden gewann. Sobald der kluge Befehlshaber diese unerwartete Unordnung bemerkte, ließ er sogleich, ohne die Besinnung zu verlieren, seine Leute absitzen, und die Pferde in den Wald bringen, wo sie an Bäume gebunden wurden. Sobald die Leute abgesessen waren, drangen sie zu Fuß nach der Linie der Elephanten vor und begannen einen Pfeilregen abzuschießen; andererseits schossen die Soldaten in den Castellen, nebst dem übrigen Heer des Königs mit großer Thätigkeit Pfeile ab. Allein deren Pfeile machten nicht den Eindruck wie die der Tataren, deren Bögen von stärkeren Armen gespannt wurden. Die Pfeilregen der Letzteren wurden ohne Unterbrechung geschleudert, und da die Geschosse nach dem Befehle des Heerführers gegen die Elephanten gerichtet waren, ergriffen diese plötzlich die Flucht und stürzten auf ihr eigenes

Heer in der Nachhut, wodurch letztere gänzlich in Verwirrung kamen. Für die Elephantenführer war es bald unmöglich, die Thiere durch Kraft oder Gewandtheit zu leiten. Im Schmerz ihrer Wunden und durch den Kriegsruf der Angreifenden erschreckt, waren sie nicht länger lenksam, bis sie zuletzt aus Wuth oder Furcht in den Theil des Waldes stürzten, der von den Tataren nicht besetzt war. Die Folge davon war, daß sie bei der Dichtigkeit der Zweige der großen Bäume, die auf ihren Rücken getragenen Castellen zerbrachen, und dadurch Diejenigen, welche sich darin befanden, tödteten. Als die Tataren die Niederlage der Elephanten sahen, faßten sie wieder frischen Muth; sie zogen in Abtheilungen mit vollkommener Regelmäßigkeit und Ordnung aus dem Wald und bestiegen wieder ihre Pferde, und ein blutiger und furchtbarer Kampf ward erneut.

„Die Verluste dieser Schlacht, die vom Morgen bis Mittag dauerte, wurden auf beiden Seiten empfunden; die Tataren aber blieben Sieger, ein Ergebniß, welches hauptsächlich darauf beruhte, daß die Truppen des Königs von Mien und Bangala keine Rüstung wie die Tataren trugen und daß ihre Elephanten, hauptsächlich die der vordern Linie, ebenfalls ohne die Art von Vertheidigungswaffen waren, welche dadurch, daß sie die Elephanten befähigten, die erste Ladung der feindlichen Pfeile auszuhalten, ihnen gestattet haben würde, die Reihen der Tataren zu durchbrechen und sie in Unordnung zu bringen. Ein noch wichtigerer Punkt bestand darin, daß der König seinen Angriff auf die Tataren nicht in einer Lage hätte ausführen sollen, wo ihre Flanke von einem Walde geschützt war, sondern er hätte sie ins offene Land locken müssen, wo sie dem ersten ungestümen Andrang der bewaffneten Elephanten nicht hätten widerstehen können und wo es ihm alsdann möglich gewesen wäre, sie zu umringen, indem er die Reiterei seiner zwei Flügel ausdehnte. Als die Tataren ihre Streitkräfte nach dem Blutbade wieder gesammelt hatten, kehrten sie in den Wald zurück, in welchen die Elephanten des Schutzes wegen geflohen waren, um dieselben einzufangen. Sie fanden dort, daß die Leute, die sich aus dem Umsturz der Castelle gerettet hatten, Bäume abhieben und Wege verrammelten, um sich zu vertheidigen. Ihre Vertheidigungswerke wurden aber von den Tataren bald eingerissen, welche viele von ihnen erschlugen. Mit Hülfe von Leuten, die an die Behandlung der Elephanten gewöhnt waren, erbeuteten sie ungefähr 200 dieser Thiere.

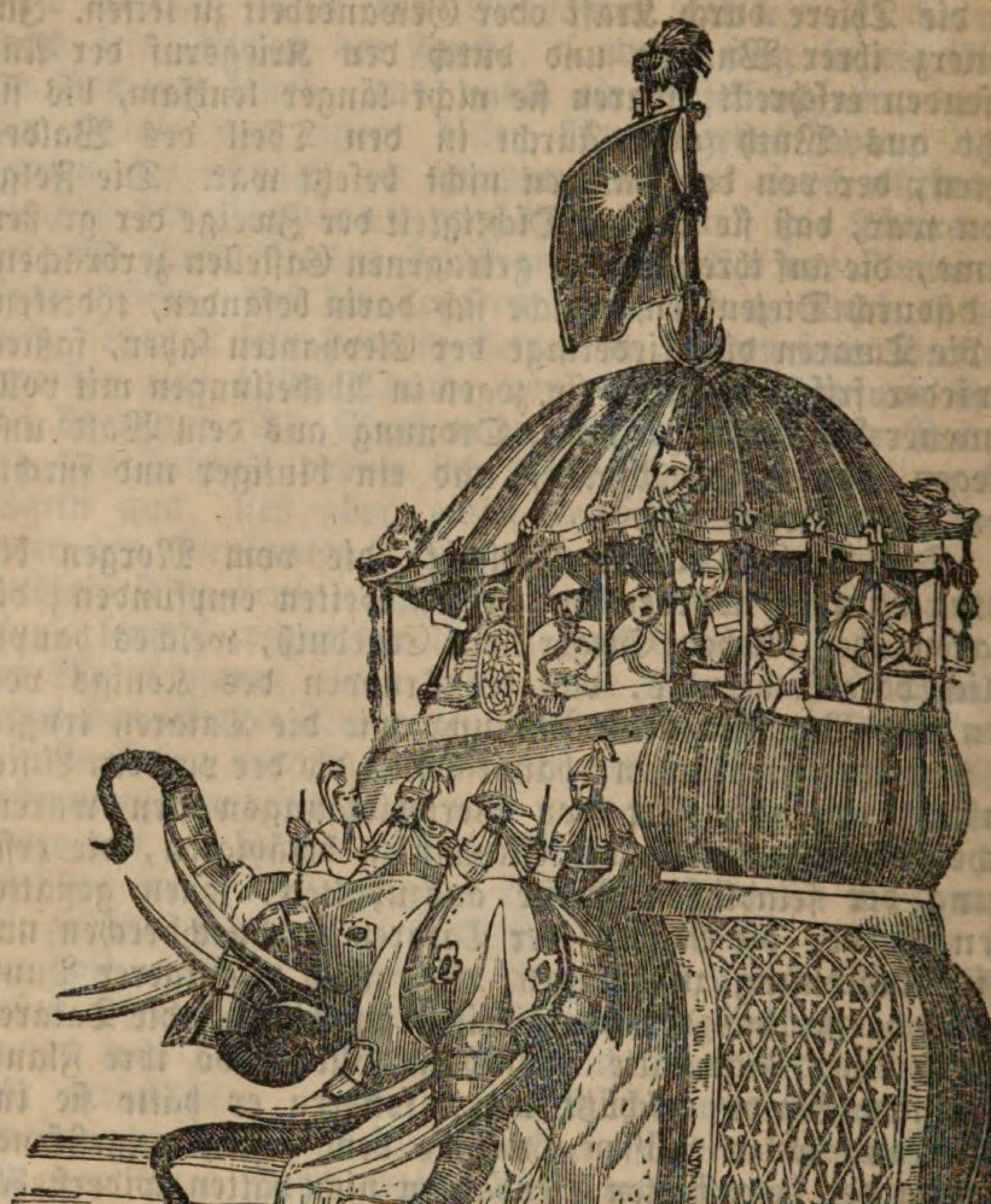


Fig. 49. Kublai Khan in seinem hölzernen Castell, nach einer Zeichnung von Ranking.

Seit dieser Zeit hat der Großkhan stets Elephanten in seinem Heere gebraucht, was er früher nicht that.

„Die Folgen des Sieges bestanden darin, daß der Khan den Besitz des ganzen Königreichs von Bangala und Mien erlangte und dasselbe zu seinem Reich hinzufügte."

Wenige Jahre nach dieser entscheidenden Schlacht war Kublai Khan in Waffen gegen seinen Verwandten Nayan, der sich gegen ihn empört hatte. In der Schlacht, welche das Schicksal des Unglücklichen entschied, der zum Gefangenen gemacht und zwischen zwei Teppichen erstickt wurde, nahm der gewaltige Despot seinen Sitz in einem großen hölzernen Castell ein, welches von vier Elephanten getragen wurde; die Körper derselben waren von dickem und in Feuer gehärtetem Leder geschützt, worüber Teppiche von Goldtuch ausgebreitet waren. Das Castell enthielt viele Bogen- und Armbrustschützen, und oben auf dem Gipfel war das kaiserliche Banner mit Darstellungen der Sonne und des Mondes aufgesteckt.

Mamud von Gisneh brauchte bei seinen wiederholten Einfällen in Hindostan fortwährend Elephanten. Seine Streitkräfte bestanden aus 50,000 Reitern, 1300 Elephanten und 100,000 Fußgängern (im Jahre 1024). Dow beschreibt ihn in seinem Kriege gegen den König von Kalesca auf folgende lebhafte Weise nach orientalischen Quellen:

„Mamud, als er den Marsch des Feindes sah, sprang vom Pferde, küßte den Boden und rief die Hülfe des Allmächtigen an; er bestieg sogleich einen Kriegselephanten, ermuthigte seine Truppen und machte einen heftigen Angriff auf Ellieh. Der Elephant packte den Standartenträger des Feindes, umschlang ihn mit dem Rüssel und schleuderte ihn hoch empor. Alsdann drückte er vorwärts wie ein Berg, der durch ein Erdbeben verrückt ist, und zertrat den Feind wie Heuschrecken. Als Mamud Callintscher angriff, bat ihn der Radschah der Stadt um Frieden und bot ihm 3000 Elephanten und andere Geschenke an. Der indische Fürst glaubte wahrscheinlich, sein Feind sei mit den Gewohnheiten des Thieres unbekannt, und er machte deßhalb einen Versuch zur Ausgleichung, der übrigens nicht leicht den rohen Helden von Turkestan besänftigen konnte. Nach Dow ging Mamud in den Vorschlag ein; der Radschah ließ den Elephanten, um die Tapferkeit der Truppen des Sultans auf die Probe zu stellen, mit gewissen Arzneimitteln berauschen und sie dann ohne Führer in das Lager treiben. Mamud erkannte die List durch die Wildheit der Bewegung der Elephanten und befahl sogleich seiner besten

Reiterei, die Thiere zu tödten und aus dem Lager zu treiben, oder sie zu fangen. Einige Türken, voll Eifer, ihre Tapferkeit in Gegenwart des Königs und beider Heere zu zeigen, bestiegen die meisten Elephanten und trieben die übrigen in den nahen Wald, wo man sie ebenfalls zum Gehorsam brachte."

Wir könnten leicht eine weitere Menge Beispiele von der Anwendung der Elephanten durch die Hindufürsten und durch die Großmoguls hier zusammenstellen; solche Erläuterungen unseres Gegenstandes können jedoch dessen Interesse nicht erhöhen. Obgleich wir nothwendig von asiatischem Pomp und Luxus und von den Bewegungen großer Heere mit roherer und prächtigerer Zurüstung wie die leicht bewaffneten Truppen des neueren Europa reden müßten, so können solche Schilderungen, wenn sie auch die Phantasie anregen, keine Mannigfaltigkeit darbieten. Der orientalische Despotismus ist ein unwandelbares Ding in einer Welt voll Wechsel. Hier ist es nicht unser Zweck, eine Sammlung von historischen Thatsachen zusammenzubringen, welche die Verbindung dieses Thieres mit dem Menschen erweisen, sondern nur die interessanteren Einzelnheiten auszuwählen, die sich im Dunkel lang vergangener Ereignisse zeigen. Heftige politische Revolutionen und der langsamere Wechsel der Zeiten allein hat die Lage der Elephanten in denselben Gegenden sehr verändert. In Indien wird er noch ebenso gebraucht wie zur Zeit Alexanders Eroberung. In Persien hören wir von Elephanten vor der Zeit Alexanders bis zum fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Im siebenzehnten Jahrhundert aber hatte der Schah von Persien nach Tavernier keine Elephanten in seinem Heere. Die Verbindungsglieder zwischen alter und neuerer Geschichte sind schwer aufzuweisen; dies gilt sowohl von diesem Gegenstand wie von jedem andern der Nationalgewohnheiten wie der Politik. Die darüber eingesammelte Kunde würde auch kaum die Mühe belohnen. Wir gehen deßhalb zu den Elephanten des macedonischen Eroberers und seiner Nachfolger, und dann zu denen der Römer und Karthager über; wir werden den Elephanten in den Triumphzügen und in den Grausamkeiten der Amphitheater, in den Darstellungen antiken Ruhmes und Glanzes, bei Blutvergießen und wahnsinnigem Treiben, sowie in blutigeren Schlachten nachweisen, wie dergleichen seit Erfindung des Schießpulvers vorgekommen sind — in Kriegsscenen, welche, wie sehr sie auch in den Einzelnheiten von denen der Gegenwart durch die glänzende Pracht und durch die Gewalt von

Schwerbewaffneten, in Stahl gehüllten,
Kriegswägen, Elephanten mit den Thürmen
Voll Bogenschützen — (nach Milton)

von der jetzigen Kampfart abweichen, immer noch die Ergebnisse böser Leidenschaften bleiben, die zwar oft, wie ein Orkan die Atmosphäre, die Welt reinigen, allein stets genügende Spuren der Verheerung zurücklassen, welche viele Jahre der Ruhe nicht zu verwischen vermögen.

Zehntes Kapitel.

Anwendung der Elephanten im Krieg von Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern.

Viele Angaben über den Elephanten, die wir bei den Alten finden, bezogen sich auf fabelhafte Ueberlieferungen. Bacchus, der Eroberer Indiens, des Landes der Elephanten, wird häufig von vielen Dichtern und Künstlern der Griechen und Römer dargestellt, als habe er diese Thiere mit seinen Siegen verbunden. Nonnus beschreibt ihn als auf einem Elephantenhalse sitzend. Ptolomäus Philadelphus nach Athenäus schildert ihn als in einem Wagen lehnend, der bisweilen von Elephanten und bisweilen von Tigern und Panthern gezogen wird. Plinius sagt, daß die ersten in Indien unterworfenen Elephanten diejenigen waren, welche Bacchus nach seinem Siege an seinen Wagen spannte (Liber pater), und Lucian erwähnt, daß man im Tempel der Dea Syria Kleider, indische Edelsteine und Elephantenzähne zeigte, die Bacchus aus Aethiopien gebracht haben sollte. Dergleichen mythologische Anspielungen jedoch erläutern die alte Geschichte dieses Thieres nicht weiter wie die Darstellungen des Bacchus in einem von vier Elephanten gezogenen Wagen, die auf Münzen des Commodus, Antoninus Pius und Alexander Severus vorkommen. Die früheste Angabe vom Gebrauch der Elephanten im Kriege ist die von Ktesias bei Photius. „Cyrus machte einen Feldzug gegen die Derbyker; die Derbyker legten Elephanten in Hinterhalt und schlugen die Reiter des Cyrus in die Flucht. Cyrus fiel vom Pferde und ward von einem Indier am Schenkel verwundet, denn Indier kämpften mit Derbykern und versahen sie mit Elephanten.“ Derselbe

Schriftsteller sagt, von Aelian citirt, daß der König der Indier mit mehr als 100,000 Elephanten zu Felde zog. Ktesias gibt zu, daß er dies nur vom Hörensagen hat, sagt aber doch: „Ich sah Elephanten in Babylon, welche Palmbäume auf den Befehl ihres Treibers umrissen." Auch Herodot, der Babylon 450 oder 460 v. Chr. besuchte, und der Elephantenzähne erwähnt, mag dasselbe gesehen haben. Mit Ausnahme beider Stellen und einer flüchtigen Erwähnung bei Aristoteles und Plato, wird man nur mit Schwierigkeit eine Nennung des Elephanten vor der Zeit aufweisen können, wo der macedonische Eroberer die Wunder des Orients den Europäern erschloß. Spätere Schriftsteller reden aber in sehr bestimmten Ausdrücken von den erstaunenswerthen Massen Kriegselephanten, welche die indischen Fürsten gebrauchten. Arrian und Plinius reden von einem Könige dieser an Wunder reichen Länder, der 500,000 Elephanten besaß, und von einem andern, der 700,000 hatte. Dies sind nothwendig Uebertreibungen, welche sich durch den Eindruck ergeben mußten, den die ersten Europäer im Besuche dieser an Elephanten reichen Gegend erlangten. Der philosophische Dichter der Römer hat die Menge der indischen Elephanten in mäßigerer Weise angegeben.

So erschau'n wir als erste im Rang vierfüßiger Thiere
Des Elephanten Geschlecht, der schlangenhändigen. Tausend
Bilden Indiens Wall, der mit Elfenbeine die Krieger
Dort beschützt; nicht dringet der Feind durch die Wehre der Feste,
Solches vermag der Thiere Gewalt; nur wenig erblicken
Wir zu Rom im Gepränge des Amphitheaters.

Lucretius II, 537.

Unter die Geschichten über Elephanten, welche zu den ältesten Fabeln gehören, ist auch des Diodorus Siculus Bericht über die nachgemachten Elephanten der Semiramis einzureihen. Dieser Bericht ist zwar ziemlich lang, verdient aber wegen seiner Lebendigkeit, daß man ihn liest, mag man ihn als Fabel oder als Wahrheit betrachten:

„Als Semiramis ihre Angelegenheit in Aegypten und Aethiopien geordnet hatte, kehrte sie mit ihren Heeren nach Asien, und zwar nach Baktrien zurück; da sie jetzt ein großes Heer besaß und einen langen Frieden gehabt hatte, wollte

sie eine merkwürdige Waffenthat vollbringen. Als sie hörte, daß die Indier das größte Volk der ganzen Welt wären und das größte und reichste Land von allen bewohnten, beschloß sie, einen Krieg mit ihnen zu führen.

„Stabrobates war damals König, welcher unzählige Streitkräfte und viele Elephanten besaß, die gut abgerichtet und geeignet waren, die Seelen seiner Feinde mit Schrecken zu erfüllen. Indien übertraf alle anderen Länder in seiner Lieblichkeit, indem es überall von manchen Flüssen bewässert war, so daß das Land jährlich eine doppelte Ernte gab; dadurch war es so reich und hatte an jeden Lebensbedürfnissen des Menschen einen solchen Ueberfluß, daß es die Einwohner fortwährend mit solchen Dingen versah, welche dieselben außerordenlich reich machten, um so mehr, da man niemals weiß, daß Hungersnoth dort herrschte, während das Klima so schön und günstig ist; aus demselben Grunde findet sich auch dort eine unglaubliche Menge Elephanten, welche durch Muth und Körperkraft bei weitem die afrikanischen übertreffen. Außerdem hat dies Land Ueberfluß an Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Edelsteinen jeder Art zum Nutzen und Vergnügen. Da von Allem diesem außerhalb des Landes gesprochen ward, so wurde der Muth der Semiramis gereizt, so daß sie den Krieg gegen die Indier beschloß, obgleich ihr keine Veranlassung gegeben war. Da sie aber wußte, daß sie großer Streitkräfte bedurfte, so schickte sie Befehle in alle Provinzen, damit die Statthalter die Auswahl der jungen Mannschaft aushöben und damit jede Provinz und jedes Land im Verhältniß zu seiner Größe seinen Beitrag zum Heere schicke. Auch befahl sie, daß sich Jedermann mit neuer Rüstung und Waffen versehen müsse und daß Alle innerhalb drei Jahren gut bewaffnet und ausgerüstet in Baktrien sich stellen sollten. Nachdem sie hierauf Schiffszimmerleute aus Phönizien, Syrien, Cypern und andern Küstenländern hatte kommen lassen, ließ sie Bauholz herbeibringen und befahl, Schiffe zu bauen, die man aus einander nehmen und von Ort zu Ort transportiren konnte. Wegen des Flusses Indus, der an dies Königreich grenzt und der größte jenes Landes ist, brauchte sie viele Flußschiffe zum Uebersetzen und zur Zurücktreibung der Indier. Da sich aber an jenem Fluß kein Bauholz findet, so mußte sie die Boote von Baktrien her zu Lande bringen lassen. Sie bedachte ferner, daß sie den Indiern in Bezug auf Elephanten sehr untergeordnet sei, welche nothwendig zu gebrauchen waren; sie ersann daher ein Mittel, sich Thiere zu verschaffen, die denselben glichen, indem sie dadurch hoffte,

die Indier mit Schrecken zu erfüllen, welche glaubten, es gäbe nur solche Thiere in ihrem eigenen Lande. Zu dem Ende verschaffte sie sich 3000 schwarze Ochsen und vertheilte das Fleisch unter eine Anzahl von gewöhnlichen Arbeitern und solche Leute, die ihr als Schuster dienten, indem sie ihnen befahl, die Häute zusammenzunähen und sie mit Stroh auszustopfen, um die Form eines Elephanten nachzuahmen; in jeder derselben ließ sie einen Mann zur Leitung und ein Kameel zum Tragen stecken, so daß sie in der Entfernung wirklich wie Elephanten aussahen.

„Diejenigen, welche bei dieser Arbeit beschäftigt waren, wurden Tag und Nacht in einem ummauerten und an den Thoren bewachten Platze beschäftigt, damit Niemand hinein oder heraus gehen und die Indier von dem, was vorgehe, benachrichtigen konnte.

„Nachdem sie für Schiffe und Elephanten zwei Jahre lang gesorgt hatte, ließ sie im dritten alle ihre Streitkräfte in Baktrien zusammenkommen. Nach Ktesias bestand ihr Heer aus 3 Millionen Fußgängern, 200,000 Reitern, 100,000 Streitwägen und 100,000 Reitern auf Kameelen, welche Schwerter von vier Ellen Länge hatten. Die Schiffe, welche sich auseinandernehmen ließen, waren 2000 und wurden von den Kameelen zu Lande getragen, ebenso die nachgemachten Elephanten. Die Soldaten ritten ihre Pferde in der Nähe dieser nachgemachten Thiere und brachten erstere oft an letztere heran, damit jene durch deren Anblick nicht erschreckt würden; Perseus hat dies viele Jahrhunderte später nachgeahmt, als er mit den Römern Krieg führte, welche in ihren Heeren Elephanten aus Afrika hatten. Diese Vorrichtung gereichte ihm eben so wenig zum Nutzen wie der Semiramis, wie sich aus demjenigen ergeben wird, was wir bald erzählen werden.

„Als Stabrobates, der indische König, von diesen großen Heeren und großen Vorbereitungen hörte, die gegen ihn gemacht wurden, that er Alles, womit er die Semiramis übertreffen konnte. Zuerst baute er 4000 Flußschiffe aus großem Röhricht, das in Indien an Ufern und Morästen wächst, so dick, daß ein Mann kaum hinaufreichen kann; diese Schiffe sind, wie die Indier sagen, sehr nützlich, weil sie weder verfaulen noch wurmstichig werden.

„Gleicherweise ging er, um sich zu rüsten, von Ort zu Ort in ganz Indien und brachte so ein größeres Heer zusammen wie das der Semiramis. Er vermehrte die frühere Zahl seiner Elephanten durch Jagd und rüstete sie mit Allem

aus, wodurch sie den Feinden furchtbarer schienen; dadurch schienen sie wegen ihrer Menge und ihrer Rüstung der Kraft der Menschen so überlegen zu sein, daß letztere einen heftigen Angriff dieser Geschöpfe nicht würden aushalten können.

„Nach allen diesen Vorbereitungen schickte er einen Gesandten zu Semiramis, als sie auf dem Marsch nach Indien unterwegs war, um ihr über den Beginn eines Krieges ohne Veranlassung und Beleidigung Vorwürfe zu machen. In besonderen Briefen warf er ihr auch ihr liederliches Leben vor und drohte, wenn er sie besiegte, sie ans Kreuz schlagen zu lassen. Als sie den Brief las, lachte sie und sagte: „Der Indier werde bald einen Beweis ihrer Tugend durch ihre Handlungen erhalten.“ Als sie an den Indus kam, fand sie die feindliche Flotte in Schlachtordnung aufgestellt; sie stellte darauf sogleich die ihrige auf, nachdem sie dieselbe mit den besten Truppen bemannt hatte; alsdann begann sie die Schlacht, indem sie die Sache so anordnete, daß ihre Landtruppen am Ufer bereit standen, um je nach der Gelegenheit zu helfen. Nach langem und hartem Kampf mit Beweisen der Tapferkeit von beiden Seiten war Semiramis zuletzt siegreich, versenkte tausend Schiffe und machte eine große Zahl Gefangene. Von diesem Erfolg erhoben, machte sie in Städten und Inseln des Flusses 100,000 Gefangene und ließ dieselben fortbringen. Hierauf führte der indische König sein Heer fort, als ob er flöhe, in Wahrheit aber, um seine Feinde zum Uebergang über den Fluß zu verlocken. Als Semiramis nun sah, daß Alles nach ihrem Wunsch ausfiel, ließ sie eine breite Schiffbrücke schlagen, und ging mit allen ihren Streitkräften hinüber, indem sie nur 60,000 zu Bewachung der Brücke zurückließ und mit ihrem übrigen Heer die Indier verfolgte. Sie stellte die nachgemachten Elephanten voran, damit die Späher den König über die Menge ihrer Elephanten benachrichtigten. Auch täuschte sie sich nicht in ihrer Hoffnung. Als nämlich die Späher der Indier einen Bericht über die ungeheure Menge der Elephanten gaben, waren sie Alle erschrocken und fragten unter sich, woher die Assyrer eine solche Masse Elephanten hätten bekommen können; der Betrug konnte aber nicht lange verborgen bleiben, denn mehre der Soldaten der Semiramis, die wegen Sorglosigkeit auf der Wache Schläge auf die Fußsohle bekommen hatten und noch größere Strafe befürchteten, flohen zu dem Feinde und enttäuschten ihn hinsichtlich der Elephanten. Darauf war der indische König sehr

ermuthigt, ließ die Nachricht durch das ganze Heer verbreiten, und marschirte mit allen seinen Streitkräften gegen die Assyrer. Semiramis andererseits that dasselbe. Als Beide sich einander nahten, stellte der indische König seine Reiterei und Kriegswägen in der Vorhut in ziemlicher Entfernung von seinem Hauptheer. Die Königin, welche ihre nachgemachten Elephanten in gleicher Entfernung von dem Hauptcorps aufgestellt hatte, empfing tapfer den Angriff ihres Feindes; die indische Reiterei aber ward sehr erschreckt. Da nämlich die verstellten Elephanten in der Entfernung wirkliche zu sein schienen, so gingen die Pferde der Indier, an diese Thiere gewöhnt, unerschrocken vorwärts; als sie aber mehr in die Nähe kamen, und ein größeres Thier wie gewöhnlich sahen, und da der Geruch ihnen auch ganz neu war, so brachen sie mit großem Schrecken und Verwirrung auf einander ein, so daß sie einige ihrer Reiter der Länge nach auf den Boden warfen und andere mit denselben gerade mitten unter die Feinde liefen. Dies benützte Semiramis, griff mit auserlesenen Truppen sie an, schlug sie in die Flucht und jagte sie auf das Hauptcorps zurück. Obgleich Stabrobates über diese unerwartete Niederlage etwas erstaunt war, so führte er sein Fußvolk gegen den Feind mit seinen Elephanten. Er selbst war auf dem rechten Flügel, ritt einen stattlichen Elephanten, und machte einen heftigen Angriff auf die Königin selbst, die ihm auf dem linken gegenüber stand. Obgleich die nachgemachten Elephanten in Semiramis Heer dasselbe thaten, so hielten sie doch den heftigen Angriff nur geringe Zeit aus, denn die indischen Thiere, sowohl stark wie groß, traten leicht Alle, die sich ihnen widersetzten, nieder und tödteten dieselben, so daß ein großes Blutbad entstand; Einige traten sie unter die Füße, Andere zerstampften sie, Andere zerrissen sie mit den Zähnen und schleuderten Andere mit den Rüsseln in die Luft empor. Als der Boden mit Haufen Leichen bedeckt war, und man überall nur Tod und Zerstörung sah, waren Alle voll Schrecken, und Niemand wagte in den Reihen zu bleiben. Das ganze assyrische Heer entfloh. Der indische König traf mit Semiramis zusammen, verwundete sie zuerst mit einem Pfeil am Arm, und hernach mit einem Wurfspieß beim Umwenden an der Schulter; darauf floh die Königin, indem ihre Wunden nicht tödtlich waren, und entwischte durch die Schnelligkeit ihres Pferdes, welches bei weitem die ihrer Verfolger übertraf."

Obgleich Elfenbein von frühester Zeit an ein Handelsartikel unter allen mit Indien handelnden Völker war, scheint

der Elephant als Lastthier erst in einer verhältnißmäßig neueren Zeit von Persern und Assyrern gebraucht worden zu sein. Das Kameel war das hauptsächlichste Verbindungsmittel zwischen den Völkern Vorder- und Mittelasiens; auch findet sich nicht der Name des Elephanten in der hebräischen Sprache, so daß er den Juden nicht bekannt gewesen sein kann. Ungefähr ein Jahrhundert vor Alexander wird das Thier von mehren griechischen Schriftstellern erwähnt, so daß der große Eroberer auf die neue Gefahr, der er in Indien zu begegnen hatte, vorbereitet sein mußte; dieser unbestimmte und schattenhafte Schrecken mußte seiner glühenden Einbildungskraft ein ebenso großes Reizmittel darbieten, wie die Phantasiegebilde über die „Throne von Gold und Perlen der Barbaren," die er umzustürzen sich sehnte, allein er traf auf Kriegselephanten, noch ehe er über den Indus ging. In der Schlacht von Gaugamela, wo die Macht des persischen Königs fiel, fanden sich nach Arrian einige Elephanten, „und alle Elephanten und Kriegswägen, die nicht auf der Flucht zerbrochen waren, wurden genommen." Nach diesem großen Sieg ging der Statthalter von Susa dem Eroberer auf seinem Marsche nach dieser Provinz mit prächtigen Geschenken entgegen. „Darunter fanden sich ungemein geschwinde Reitkameele und zwölf Elephanten, die Darius aus Indien hatte kommen lassen; sie waren jetzt nicht mehr ein Schrecken der Macedonier, wozu man sie bestimmte, sondern dienten zu deren Beistand, da die Reichthümer der Besiegten dem Sieger übertragen wurden" (nach Curtius). An den Ufern des Indus wurden ebenfalls Elephanten Indiern abgenommen, die vor den Siegern flohen. Da Alexander so mit den Elephanten vertraut wurde, hat man die Frage aufgeworfen, ob er in seiner ersten großen Schlacht auf dem Boden Indiens das Thier in seinem Heere anwandte. Polyänus, ein alter Schriftsteller über Taktik, sagt ausdrücklich, daß die Elephanten in der Schlacht gegen den indischen König Porus auf dem linken Flügel der Macedonier standen; allein weder Diodorus Siculus, noch Arrian, noch Curtius erwähnen diesen Umstand, und Curtius läßt den Alexander in einer späteren Periode seines Feldzugs sagen: „Ich habe diese Thiere so verachtet, daß ich sie nicht gebrauchte, als sie mir zur Verfügung standen." In allen indischen Schlachten focht der große Eroberer zu Pferde, und Brown erklärt es deßhalb für ein Zeichen gänzlicher Unkenntniß, daß einige alte Bilder den macedonischen König auf einem Elephanten reitend, darstellen. Dies Bild stammte wahrscheinlich aus Ueber-

lieferungen und poetischen Beschreibungen hinsichtlich der Siege Alexanders. Der Historiker beschreibt seinen Einzug in Babylon als einen der glänzendsten Aeußerungen orientalischen Pompes; die Straßen waren mit Blumen bestreut und mit Altären, worauf Weihrauch brannte, geschmückt; Heerden von Rindvieh und Pferden, Löwen und Leoparden in starken Käfigen fanden sich dort aufgestellt. Die Priester sangen dem König Loblieder; zuletzt folgte der König auf einem Wagen. Elephanten sind zwar nicht erwähnt, aber die Münzen des Alterthums und die Maler der neuesten Zeiten haben den stattlichsten aller Vierfüßler bei dem Pompe dieses Triumphzuges benützt.

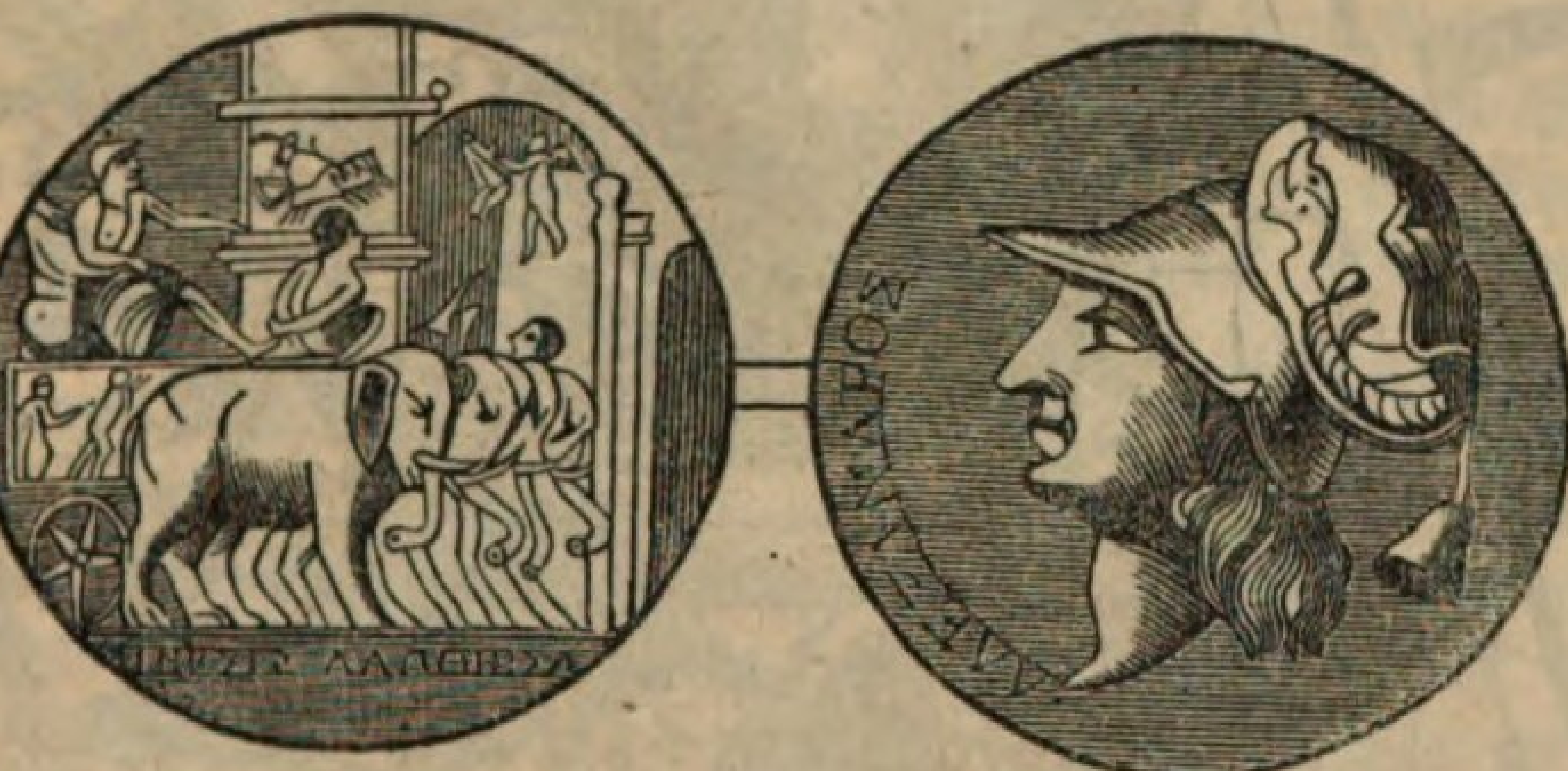


Fig. 50.

Diese Medaille ist im Museum Cuspinianum abgebildet. Der Herausgeber, Laurentius Legatus, hält sie zwar für alt, glaubt aber nicht, sie sei aus der Zeit Alexanders. Die eine Seite stellt dar, wie Alexander in das Thor einer Stadt von Elephanten gezogen, einzieht; die andere Seite gibt Alexanders Kopf, und auf einer Seite seines Helms ist Neptun dargestellt.

Der Eroberer des Ostens traf nach Ueberschreitung des Indus auf keinen Feind, bis er den Hydaspes erreichte. Auf dem gegenüberliegenden Ufer lagerte das Heer des Königs Porus. Die Breite und der heftige Strom des Flusses, die furchtbare Zahl der feindlichen Streitkräfte, die in ihren Reihen vertheilten Kriegswägen, und vor Allem die Größe und Menge von Elephanten erfüllten die Macedonier mit

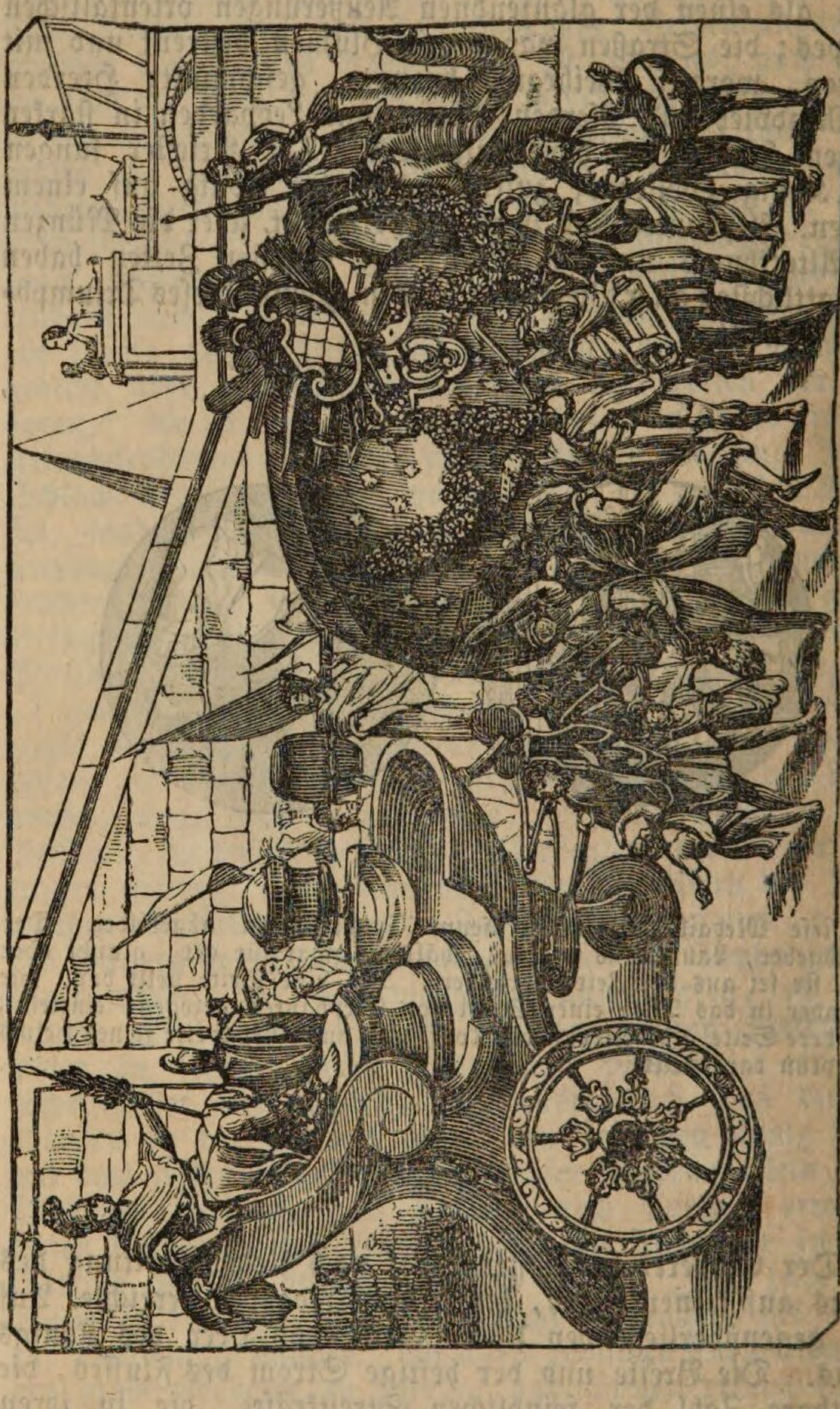


Fig. 51. Triumphzug Alexanders.
Diese Darstellung ist die Copie eines Bildes des französischen Malers Leclerc.

Schrecken. Curtius sagt: „Dort stand diese ungeheure Masse großer Leiber, die Elephanten, welche zu dem Zweck gereizt, die Luft mit ihrem Gebrüll erfüllten.“ Man mußte über den Fluß mit Boote setzen; hauptsächlich aber besorgte man, daß die Pferde der Griechen beim Anblicke der Elephanten scheu würden und ins Wasser sprängen. Mehre Tage lang lagerten Macedonier und Indier an den entgegengesetzten Flußufern; die Einen versuchten den Uebergang durch List, die Andern setzten stets den Schrecken der Elephanten entgegen. Porus jedoch ließ in seiner Wachsamkeit nach, und ward durch einen Seitenmarsch eines Theiles von den Macedoniern betrogen, worauf das Hauptheer über den Strom setzte. Der indische König aber gab sein Reich nicht ohne Kampf dem Eroberer preis: „Er stellte (nach Arrian) sein Heer in Schlachtordnung auf einer Ebene auf, wo der Boden wegen schlüpfrigen Thones nicht unbequem wurde, sondern wo derselbe fest und sandig, und überall zum Wenden der Kriegswagen geeignet war; zuerst stellte er die Elephanten in der Front, in der Entfernung von 100 Fuß von einander, um die ganze Infanterie zu decken und zugleich die Reiterei Alexanders zu schrecken; er glaubte nämlich, Niemand werde so verwegen sein, einen Versuch, zwischen die Elephanten hindurchzudringen, zu machen; er glaubte die Reiterei werde dies nicht vermögen, weil die Pferde durch den Anblick der Elephanten geschreckt werden müßten, und die Phalanx zu Fuß werde nicht hindurch können, weil sie auf jeder Seite die Elephanten reizen müßte, worauf die Thiere die ganze Schaar zerstampfen würden. Alsdann folgte das Fußvolk; dasselbe war nicht so geordnet, wie die Elephanten, sondern war etwas nach hinten, in solcher Weise aufgestellt, daß es die Zwischenräume auszufüllen schien. An den Enden der Flügel standen Elephanten, mit großen hölzernen Thürmen mit Bewaffneten; das Fußvolk ward rechts und links von der Reiterei vertheidigt und die Reiterei von den Kriegswägen, die vor ihnen aufgestellt waren.“ (Arrian V, 15.)

Alexander beschloß mit der Vorsicht, welche den besten Beweis eines geschickten Heerführers darbietet, einen unmittelbaren Angriff auf die Hauptmasse der Elephanten zu vermeiden. Vielleicht hatte der Schrecken, den seine Soldaten empfinden mochten, als sie „Thiere vor sich aufgestellt sahen, die in der Entfernung wie Thürme schienen,“ diesen Entschluß gewissermaßen bedingt haben. Der Elephant, welcher den Porus selbst, einen Mann von ungemeiner Körper-

größe trug, war allen Uebrigen an Höhe weit überlegen. Alexander wird beschrieben, als habe er sich über das glänzende Aeußere des Feindes, an dessen Besiegung er nicht zweifelte, gefreut. Curtius läßt ihn sagen, „zuletzt habe ich wenigstens einige Gefahr angetroffen, die meiner Seelengröße würdig ist." Die langen Lanzen der macedonischen Phalanx, die schnellen Bewegungen der Reiterei und die Pfeilwolke, die von den leichtbewaffneten Thraciern abgeschossen wurde, verbreitete bald einen Schrecken unter den Indiern; lange aber hielten die Elephanten den Angriff ihrer ungestümen Feinde auf. Sie traten das Fußvolk unter ihre Füße, „das Schlimmste von allen aber war der Umstand, daß die Thiere die bewaffneten Soldaten mit den Rüsseln aufnahmen und dieselben ihren Führern überlieferten. Der Tag war weit vorgerückt, der Kampf immer noch zweifelhaft, bis die Macedonier alle ihre Kraft gegen die verständigen Thiere richteten, welche der Geschicklichkeit und Tapferkeit der besten Heere jener Zeiten trotzten. „Die Griechen hieben mit Aexten in ihre Beine, und schnitten ihre Rüssel mit einer krummen sichelartigen Waffe ab" (Curtius). Während das Fußvolk Alexanders so der Hauptkraft der Indier entgegen trat, umschloß seine Reiterei dieselben mit einer überlegenen Masse. Arrian V. 17. sagt: „Da die Thiere jetzt in einen engen Raum eingeschlossen und heftig gereizt waren, so thaten sie ihren eigenen Leuten nicht weniger Schaden wie dem Feinde; während sie sich nun umherbewegten, wurde eine Masse Menschen zu Tode getreten; außerdem erfolgte ein großes Blutbad, da die Reiterei der Indier unter die Elephanten eingeschlossen war; viele Führer der Elephanten waren nämlich von den Bogenschützen getödtet, und die Elephanten selbst theils durch ihre Wunden wüthend und theils aus Mangel an Reitern, bewahrten nicht mehr eine bestimmte Stelle in der Schlachtordnung, sondern liefen vorwärts als seien sie toll geworden, und tödteten Freunde und Feinde ohne Unterschied; die Macedonier aber hatten den Vortheil eines freien Raumes und öffneten deßhalb ihre Reihen, um die Thiere durchzulassen, und erschlugen sie, wenn sie zurückkehrten; die Thiere aber zuletzt von Wunden und Mühen aufgerieben, vermochten nicht länger mit ihrer gewöhnlichen Kraft zu stoßen, sondern machten nur ein furchtbares Getös, bewegten schwerfällig ihre Vorderbeine und liefen aus der Schlacht." Obgleich die Indier nach allen Seiten hin zerstreut wurden, blieb der Muth des indischen Königs unerschüttert; da er sich auf

solche Weise der Gefahr aussetzte, daß Jedermann nach ihm zielen konnte, hatte er neun Wunden empfangen, schleuderte aber immer noch seine Wurfspeere auf den Feind, „bis dieselben nur aus seinen schwachen Arm eher hinabfielen, wie geworfen wurden.“ (Curtius Worte.) Der Führer von Porus Elephanten wandte zuletzt das Thier zur Flucht, und Alexander folgte ihm selbst langsam auf einem verwundeten Pferde. Endlich glitt Porus, von Wunden erschöpft, von seinem Elephanten hinab, und der indische Führer, in der Meinung, der König wünsche wieder aufzusteigeu, ließ das Thier niederknien. Alle Elephanten waren gewohnt, die Bewegung desjenigen, worauf der König ritt, nachzuahmen; sie knieten somit sämmtlich zu gleicher Zeit nieder, und wurden die Beute des Eroberers. Ihr angewohnter Gehorsam gegen ihre Herren, veranlaßte ihren allgemeinen Untergang.



Fig. 52.

Diese Münze stellt Alexander, mit der Kopfhaut eines Elephanten bedeckt, dar. Auf der Rückseite steht Minerva mit Helm, Schild und Speer, und vor ihr ein Adler mit dem Blitz; sie wird von Beger als auf des Porus Niederlage bezüglich erklärt.

Die Erinnerung an diese große Schlacht scheint Jahrhunderte lang später sie bei den Indiern erhalten zu haben. Wenn man nämlich dem Leben von Apollonius von Tyana trauen darf, einem Buch von allerdings etwas zweifelhafter

Glaubwürdigkeit, sollte Apollonius in der indischen Stadt Taxila einen Elephanten gesehen haben, dem die Einwohner Weihrauch anzündeten und den sie mit Blumenkränzen schmückten; auf den Stoßzähnen waren Ringe mit der griechischen Inschrift: „Alexander, Jupiters Sohn, weiht Ajax der Sonne.“ Ajax soll nämlich der Elephant des Porus gewesen sein, der alsdann nicht allein die Niederlage seines Herrn überlebte, sondern noch 350 Jahre nach der Schlacht am Leben gewesen wäre, — eine Sache, die übrigens sehr unwahrscheinlich ist.

Die Gewalt womit Alexander die Fürsten des Orients unterwarf, war nicht von solcher Art, daß ein bedeutender Beistand von den Diensten der Elephanten erlangt werden konnte, welche die Beute des Sieges ihm verschafft hatte. Sein Uebergewicht lag in der Kraft vorgerückter Civilisation, in der Gewalt, Uebereinstimmung und schnellen Bewegung eines vollkommen disciplinirten Heeres, ferner in der Unentschlossenheit, der zerstreuten Kraft und der langsamen Parade eines glänzenden orientalischen Despotie. Obgleich deßhalb der Sieger dem Feind die Kriegswaffen nahm, die er selbst als das beste, aber gefährlichste Hülfsmittel beschrieb — obgleich er ferner auf seinem siegreichen Marsche jenseits des Indus, bereitwillig jeden Elephanten annahm, den ihm der Schrecken seines Namens oder die drohende Gewalt seines Schwertes verschaffte, und ob er gleich unter seinen Offizieren einen Elephantarchen (Anführer der Elephanten) einsetzte, — so scheint es dennoch nicht, daß er das Thier in seinen Heeren stark gebrauchte. Es war ihm genug, diese Beute des Krieges den staunenden Blicken der Völker zu zeigen, deren Gebiete er erobert hatte. Als er Königen und Gesandten Gesetze gab, welche herbeikamen, um seiner Macht zu huldigen, war sein Zelt von Elephanten umringt (Polyäus IV. 3. Athenäus XII. 9.). Er nahm die Gewohnheiten der orientalischen Fürsten an, um sich die Verehrung der Völker, die denselben gehorcht hatten, zu sichern, indem er so deren überlieferte Vorstellungsweise benützte. Er gebrauchte Elephanten ferner auch in den barbarischen Spielen, womit die Eroberer ihrem eigenen Stolze zu schmeicheln und die blinde Bewunderung der Volksmassen sich zu sichern pflegen, welche sich an die Räder ihrer Wägen fesseln läßt. Plinius erzählt von einem merkwürdig großen Hunde, den der König von Albanien, dem Alexander schenkte; nachdem derselbe einen Löwen besiegt hatte, ward er auf einen Elephanten losgelassen, und brachte es durch List und Muth

dahin, daß das Thier zu Boden stürzte und durch seinen Fall die Erde erschütterte (VIII. 40.). Alexanders Siege aber befähigten die Naturforscher Griechenlands, ein Thier zu sehen, welches der Gegenstand von Uebertreibungen und irrigen Vorstellungen in größerem Maße gewesen war, wie irgend ein anderer Vierfüßler. Aristoteles beschrieb zuerst die Gewohnheiten des Elephanten mit merkwürdiger Genauigkeit; es ist auffallend, daß nachfolgende Naturhistoriker nur ihren Mangel an Urtheil erwiesen, wenn sie von dem Bericht des griechischen Philosophen abgingen.

Als Alexander, nach den Worten des Buchs der Maccabäer: „welcher viele Kriege führte, starke Festen gewann, und die Könige der Erde erschlug und zu den Enden der Erde ging, und Beute von vielen Völkern nahm, krank ward und sah, daß er sterben müsse, rief er seine Diener zusammen, die am geehrtesten und von seiner Jugend an mit ihm auferzogen waren, und theilte sein Königreich unter ihnen." Kurz, als das Reich Alexanders unter seine Feldherren zerfiel, kamen seine Elephanten natürlich in den Besitz der Heerführer, welche den Lohn seiner Thaten ernteten. Diese Feldherren scheinen die Elephanten ziemlich allgemein in den Kriegen gebraucht zu haben, welche sie der Herrschaft wegen führten; auch waren diese ehrgeizigen Kämpfe dazu geeignet, den Gebrauch der Elephanten über neue Gegenden zu verbreiten. Eumenes z. B. erhielt eine große Zahl dieser Thiere, welche dem König Porus gehört hatten, durch die verrätherische Ermordung des indischen Fürsten. In seiner Schlacht gegen Antigonus wurden Elephanten in beiden Heeren gebraucht; die des Eumenes standen unter den Befehlen eines Indiers. Polysperchon in seinem Angriff auf Megalopolis wandte 65 Elephanten an, die man wegen ihrer Größe und Kraft für unüberwindlich hielt. Die Elephanten aber wurden dennoch vernichtet, indem die Belagerten sie in Gruben lockten, worin eiserne Stacheln mit Erde leicht bedeckt waren. Die hineingestürzten Thiere, unfähig vorzudringen oder sich zurückzuziehen, kamen unter den Steinen und Pfeilen der Angreifenden um. Bei der Belagerung von Pydna, worin Cassander die Mutter des Alexander belagerte, bis Hunger die Belagerten zur Uebergabe zwang, waren die Elephanten genöthigt, Sägemehl zu essen und starben aus Mangel an Nahrung (Diod. Sic. IX. 2. XVIII. 5. XIX. 3.).

In der Beschreibung der anfänglichen Kriege zwischen Ptolomäus und seinen Nebenbuhlern ist der Gebrauch der

Elephanten häufig berichtet. Als Perdikkas an den Nil marschirte und die Festung, genannt die Kameelmauer, angriff, führte er kühn sein Heer dicht an die Feste; die Schildträger bestiegen die Mauern mit Leitern, und diejenigen, welche auf Elephanten ritten, rissen die Befestigungen ein. Ptolomäus aber, nebst seiner Leibwache, ergriff einen Speer, um die Uebrigen seiner Offiziere und Freunde zu ermuthigen und stieg wieder auf den Wall; da er sich so auf höherem Boden befand, stieß er das Auge des vordersten Elephanten aus und verwundete den Indier, der darauf saß; diejenigen, welche die Mauer erstiegen hatten, stieß er verwundet in den Fluß hinab. Hierauf auch machten die Freunde des Ptolomäus tapfere Anstrengungen; als sie den Indier, der den nächsten Elephanten leitete, getödtet hatten, war das Thier nicht mehr zu gebrauchen (Diod. Sic. XVIII. 3.).

„Als Ptolomäus und Seleucus den Demetrius in Gaza angriffen, bestand ihre erste Sorge darin, daß sie ihr Heer vor dem Stoß feindlicher Elephanten schützten; zu dem Zweck bereiteten sie ein eisernes mit scharfen Spitzen versehenes Pfahlwerk, das mit Ketten an einander gebunden war.“ Die Erzählung des Diodorus Siculus zeigt, daß die Vorsicht nicht vergeblich war. „Als das Gefecht zwischen der Reiterei kurze Zeit geschwankt hatte, machten die von den Indiern angetriebenen Elephanten einen so furchtbaren Angriff, daß es unmöglich ihnen zu widerstehen schien. Als sie aber an das Pfahlwerk kamen, brachten die Bogenschützen und Schleuderer von Wurfspießen den Thieren und deren Reitern viele Wunden bei; da man sie weiter trieb, so stachen einige sich an dem Pfalwerk; die Stacheln erweckten ihnen einen solchen Schmerz, daß eine ungeheure Verwirrung entstand; denn diese Thiere treten Alles an flachen Orten vor sich nieder; an rauhen und felsigen Orten aber sind sie von keinem Nutzen wegen der Zartheit ihrer Füße. Ptolomäus sah deßhalb klug den Vortheil voraus, den dies Pfahlwerk ihm gewähren würde, und vereitelte die Wuth der Thiere; zuletzt wurden alle Elephanten gefangen genommen, nachdem die meisten indischen Führer getödtet worden waren. Die Reiterei des Demetrius ward aber darüber so bestürzt, daß sie sogleich floh.“ (Diod. Sic. IX. 6.)

In diesen Schlachten sehen wir, daß Ptolomäus mechanische Mittel der Kraft der Elephanten entgegensetzte, oder sie durch Angriffe persönlicher Tapferkeit in Unordnung brachte. Bald aber kam die Zeit, wo er seinen Feinden mit demselben Kriegsmittel entgegentrat. Seine Nebenbuhler erhielten ihre

Elephanten aus Indien, Ptolomäus beschloß, sie sich in Aethiopien zu holen. Die afrikanischen Elephanten wurden von den Alten als nicht so furchtbar wie die indischen betrachtet, allein der ägyptische König konnte wahrscheinlich sich gewissermaßen dadurch gleichstellen, daß er Gelegenheit bekam, sie mit Leichtigkeit in den afrikanischen Wäldern zu jagen. Er erließ einen Befehl, worin er ihre Tödtung verbot, damit sie lebendig gefangen würden. Sein Sohn und Nachfolger, Ptolomäus Philadelphus, brauchte Elephanten bei einem pomphaften Aufzuge in Alexandrien; die Bilder des Bacchus und der Satyrn wurden auf Elephanten getragen und 24 Wägen wurden von Elephanten gezogen, wobei 600 äthiopische Sklaven Elephantenzähne trugen. Der dritte Ptolomäer hat in einer Inschrift (Monumentum Adulitanum) berichtet, daß die Könige Aegyptens ihre Elephanten aus Aethiopien und dem Lande der Troglodyten erhielten, und schreibt seinen Sieg über Antiochus Theos, den König von Syrien, dem Besitz dieser Streitkräfte zu. *



Fig. 53. Münze, wahrscheinlich mit dem Kopf Ptolomäus Philadelphus.

* Diese Inschrift, die von Adulis genannt, findet sich in den Reisen eines Mönches aus dem sechsten Jahrhundert, mit Namen Cosmus, erwähnt, welcher sagt, daß zu seiner Zeit die Afrikaner nicht mehr mit Elephanten zum Kriege ziehen konnten. Diese Inschrift ist ferner von neueren Reisenden gesehen und copirt worden.

In der großen Schlacht von Raphia zwischen dem vierten Ptolomäer (Philopator) und Antiochus dem Groen wurden Elephanten in gleicher Zahl einander entgegengesetzt. Polybius hat den Kampf der Elephanten in folgender Art beschrieben: „Das Signal zur Schlacht ward gegeben und die Elephanten, zuerst sich nähernd, begannen den Kampf; unter denen des Ptolomäus fanden sich mehre, welche kühn auf ihre Gegner eindrangen. Die Krieger von den Thürmen aus begannen ein Handgemenge und stießen nach einander mit den Speeren. Die Thiere aber selbst boten ein edleres Schauspiel, indem sie Stirne gegen Stirne mit größter Kraft und Muth aufeinander stießen. Dies nämlich ist die Art, wie sie mit einander kämpfen; sie schlingen ihre Rüssel zusammen und jeder bemüht sich, den Gegner von seinem Platz zu bewegen, während er den eigenen bewahrt; wenn der stärkste zuletzt den Rüssel des andern bei Seite gebracht und denselben gezwungen hat, ihm seine Seite darzubieten, so stößt er auf dieselbe Weise mit den Zähnen hinein, wie Stiere einander mit den Hörnern verwunden. Der größere Theil der Thiere, welcher Ptolomäus gehörte, lehnte den Kampf ab. Meist nämlich vermögen die Elephanten Afrika's weder den Geruch, noch das Geschrei der indischen Elephanten zu vernehmen, oder vielmehr, sie werden beim Anblick der ungeheuren Größe und Kraft von Schrecken ergriffen. Bevor sie noch sogar sich nähern, wenden sie häufig den Rücken und entfliehen; dies geschah bei dieser Gelegenheit. Sobald die Thiere, durch ihre Furcht in Unordnung gekommen, auf die Reihen ihres eigenen Heeres gestürzt waren und die königliche Leibwache gezwungen hatten, die Linien zu trennen, benutzte Antiochus die Gelegenheit, umging die Elephanten und griff die von Polykrates befehligte Reiterei am Ende des linken Flügels des Ptolomäus an. Zugleich auch drangen die griechischen Söldner, die innerhalb der Elephanten in der Nähe der Phalanx standen, mit Wuth gegen die Schleuderer vor und konnten dieselben leicht in die Flucht schlagen, weil ihre Reihen von den Elephanten schon getrennt waren. So ward der ganze linke Flügel von des Ptolomäus Heere geschlagen und zur Flucht gezwungen." (Polyb. V. 8.)

Ungefähr 1½ Jahrhunderte später sehen wir, daß ein Nachfolger des Antiochus Kriegselephanten in den Schlachten gegen die Juden anwandte. Der Leser wird vielleicht mit der Stelle im Buch der Maccabäer vertraut sein, welche die Art beschreibt, wie das Thier in der Schlacht gebraucht wurde; wir fügen sie hier hinzu (nach Luthers Uebersetzung),

weil sie das Bild der Elephantentaktik vervollständigt, die den Kriegen Asiens nach Alexanders Eroberung von Nordindien einen neuen Charakter ertheilten. „Er ließ die Elephanten mit rothem Wein und Maulbeersaft bespritzen, sie aufzubringen und zu erzürnen. Und sie theileten die Elephanten in den Haufen also, daß je zu einem Elephanten 1000 Mann zu Fuß in eisernen Helmen und Harnischen, und 500 Pferde verordnet wurden. Dies wartete also auf die Elephanten, daß sie nicht von ihm wichen; und wohin man die Elephanten wendete, da mußten sie auch hin. Und trug ein jeder Elephant einen hölzernen Thurm; darin waren je zweenunddreißig Krieger und der Indier, so das Thier regierte."

Dasselbe Buch der Maccabäer bietet ein Beispiel von Muth und Selbstaufopferung, welches sowohl die Furcht erweist, die man vor dem Elephanten hegte, zugleich aber auch darthut, wie wenig seine wirkliche Kraft gegen menschlichen Heldenmuth vermochte. „Und Einer, genannt Eleasar, der Sohn Saura, neckte einen Elephanten, der war höher und besser gerüstet denn die andern, und dachte, der König wäre darauf, und wagete sich, daß er das Volk Israel errettete, und einen ewigen Namen erlangete; er lief mit großer Kühnheit hinzu, drang durch die Feinde und tödtete ihrer viele auf beiden Seiten und machte sich unter die Elephanten und stach einen, daß der Elephant umfiel auf ihn und starb, und schlug ihn auch todt."

Es wäre zwecklos, die zerstreuten Angaben über den Gebrauch des Elephanten in den Kriegen der macedonischen Reiche nach Alexander hier zusammenzustellen. Wir haben erkannt, daß man Elephanten zahlreich in Syrien brauchte; es ist nur noch zu bemerken, daß der Gründer der syrischen Dynastie, Seleucus Nicator, eine solche Wichtigkeit auf diese Art Kriegsmittel legte, daß er eine große Provinz an den Ufern des Indus für 500 Elephanten des Sandrocottus austauschte (Strabo XV. pag. 724. Cas.), die er zu Apamea in Syrien aufbewahrte. Nach zwei Jahrhunderten, als Syrien und andere Reiche des Orients den Römern unterworfen wurde, war der Gebrauch der Elephanten in den Heeren der Syrer entweder verboten oder durch Entmuthigung aufgegeben worden; fast beinahe die letzte Kunde, die man von Elephanten in Syrien findet, wird durch eine von Antiochus Antiphanes Dionysius geschlagene Münze gegeben, der den Thron 87 v. Chr. bestieg. Das Thier trägt darauf

eine Fackel nach der Gewohnheit syrischer Monarchen und hat hinter sich ein Füllhorn. *

* In der lateinischen Uebersetzung von Strabo steht als Druckfehler 50 (L) für 500, und dieser Irrthum ist in Cuviers berühmter Schrift, **Ossemens fossiles**, übergegangen.



Fig. 54.



Fig. 55.

Elftes Kapitel.

Gebrauch der Elephanten im Krieg und Triumphen von Karthagern und Römern.

Etwa ein Jahrhundert nach dem Tode Alexanders gelangten Elephanten zuerst nach Italien. In der Schlacht von Heraclea, 280 v. Chr., gebrauchte Pyrrhus, König von Epirus, zwanzig indische Elephanten gegen die Römer. Sie trugen Thürme auf den Rücken, worin sich Bogenschützen befanden, und Pyrrhus scheint nur seinen Sieg dem Schrecken

verdankt zu haben, den der Anblick der Elephanten den Römern einflößte. Der König von Epirus scheint sich auch sehr auf den Eindruck verlassen zu haben, den diese neue Gefahr bei den Römern hervorbringen würde. Er hatte aber mit einem Volk zu kämpfen, welches sich um unbestimmte Besorgnisse wenig bekümmerte. Als Fabricius zu Pyrrhus kam, um mit ihm über die Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln, bot ihm der König an einem Tage Gold an, das er ausschlug; ein andermal ließ er plötzlich während der Zusammenkunft einen Elephanten herbeibringen, in der Hoffnung, er werde der Furcht des römischen Generals Zugeständnisse abdringen können, die er durch Bestechung nicht erlangen konnte. Der ehrliche und unerschrockene Römer sagte aber mit Lächeln: „Weder Dein Gold von gestern, noch Dein Thier von heute hat Eindruck auf mich gemacht.“ Vier Jahre nach der Schlacht von Heraclea waren die Elephanten des Pyrrhus nicht länger den Römern furchtbar. Curius Dentatus befahl seinen Soldaten, sie mit einer brennenden Fackel in der einen Hand und dem Schwert in der andern anzugreifen. Ein Zufall machte die Wirkung dieses gutgefaßten Planes um so vollständiger. Ein junger Elephant, verwundet, machte ein furchtbares Gebrüll; seine Mutter stürzte durch das Feld ihm zu Hülfe und brachte, von andern gefolgt, das ganze Heer des Pyrrhus in Unordnung. (Eutrop. II.) Vier der gefangenen Elephanten wurden zu Rom im Triumph aufgeführt, wo man sie damals lucanische Ochsen* nannte, wahrscheinlich weil sie die Römer zuerst in Lucanien gesehen hatten. In der Belagerung von Argos war Pyrrhus hinsichtlich der Anwendung der Elephanten ebenso unglücklich. Als die Armee in die Stadt stürzte, waren die Thore zu niedrig für die mit Thürmen versehenen Elephanten; die Thiere drängten zurück und verbreiteten Unordnung im Heer der Stürmenden. Plutarch, welcher diesen Umstand erwähnt, führt ein romanhaftes Beispiel von dem Muth des Elephanten des Pyrrhus an, der ein Heer von Feinden abhielt, als sein Herr von seinem Rücken gefallen war, ihn mit dem Rüssel ergriff und an einen sichern Ort brachte. In ähnlicher Weise wird vom Elephanten des Porus erzählt, daß er die Wurf-

* Plin. **VIII**, 6. Dies ist der eigentliche lateinische Name. Die Ableitung des griechischen Namens **Elephas** ist dunkel. Hyde, ein gelehrter englischer Orientalist hat folgende Ableitung: der Elephant heißt Arabisch **phil**, Persisch **pil**, Syrisch **philo**, Spanisch **alfil**. Der **phil** der Araber ist im Koptischen **Delphin** oder **Elphin**; daraus kann die Ableitung Elephant und **Elephas** herstammen.

speere aus den Wunden seines Herrn zog. Plutarch und Aelian, welche beinahe gleichzeitig waren, theilen diese beiden unwahrscheinlichen Geschichten mit, die sie wahrscheinlich aus gemeinschaftlicher Ueberlieferung hatten.

Als die Römer die Elephanten Indiens besiegt hatten, mußten sie bald in furchtbarerer Anzahl die Elephanten Afrika's bekämpfen. Im ersten punischen Kriege erbeutete der Consul Regulus in seinem anfänglich glänzenden Feldzug nach der Landung in Afrika achtzehn Elephanten in der Schlacht von Adis. Der Lacedämonier Xanthippus aber benützte nach Uebernahme des Oberbefehls der Karthager so geschickt die Gewalt seiner Elephanten, daß er die Römer gänzlich schlug. Einige Zeit nach diesem Ereigniß fürchteten die Römer, diesen furchtbaren Thieren zu begegnen, welche ihre Legionen zerstampft hatten, und die Karthager ließen keine Gelegenheit vorüber gehen, diesen Umstand zu benützen. Die Wälder Afrika's lieferten ihnen so viel Thiere, wie der Gebrauch des Krieges erheischte, und die Karthager benützten dies Kriegsmittel nicht allein auf ihrem eigenen Boden, sondern führten auch ihre Elephanten über das Mittelmeer nach Sicilien. Bei der Belagerung von Panormus stellte der karthagische Feldherr 140 Elephanten in einer Linie auf, als er die Stadt angriff; der römische Consul Metellus aber ließ einen Pfeilregen auf sie schleudern, worauf sie in Verwirrung flohen, und die römischen Truppen, welche die Verwirrung benützten, erlangten einen vollständigen Sieg. (Frontin. II, 5.)

An 100 Elephanten wurden gefangen, und der Consul, welcher diese außerordentliche Kriegsbeute der Verwunderung der Römer zu zeigen wünschte, ließ ein ungeheures Floß aus Brettern bauen, mit Erde bedecken und darauf leere Fässer stellen, in denen alle Elephanten nach Rhegium gebracht wurden. * Als das römische Volk seine Neugier befriedigt hatte, beschloß der Senat mit republikanischer Sparsamkeit ihre Tödtung, „weil die großen Kosten ihrer Unterhaltung durch keine Dienste wieder ausgeglichen würden." (Plin. VIII, 7.) ** Auch wird angegeben, daß die geduldigen Thiere sehr unwürdig behandelt wurden, indem man sie in den Circus durch Sklaven mit stumpfen Speeren trieb; dies geschah offenbar, um den Eindruck der Furchtbarkeit zu ver-

* Nach Livius und Seneca waren es 120 Elephanten; nach Dio Cassius 138.

** Plinius beruft sich hiebei auf Verrius; indeß fügt er auch hinzu, daß andere Historiker angeben, die Elephanten seien nicht getödtet worden.

wischen, und glich nicht der Politik, womit Könige in Ketten und barbarische Krieger in alter Entwürdigung der Sklaverei gezeigt wurden, um den Stolz der römischen Bürger zu befriedigen.

Die Niederlage der karthagischen Elephanten durch Metellus scheint durchaus nicht die Nation bewogen zu haben, den Gebrauch dieser Thiere aufzugeben. Hannibal brauchte sie in seinen spanischen Schlachten und empfing nach der Einnahme von Sagunt Verstärkungen an diesen Thieren aus Afrika (218). In diesem Jahre begann der zweite punische Krieg; Hannibal marschirte aus Spanien, um die Römer auf eigenem Boden anzugreifen, mit einem Heere von 50,000 Mann Fußvolk und 37 Elephanten. Nach der Ueberschreitung der Pyrenäen durchzog er nach den wahrscheinlichsten neueren Darstellungen seines Marsches, die nach den etwas unbestimmten Angaben der Alten entworfen sind, das Roussilon und Languedoc und setzte bei Orange über die Rhone. Man konnte die Elephanten nur mit größter Schwierigkeit zum Uebergang über den reißenden Strom bringen. Livius erzählt, daß der karthagische General, als er das heftige Widerstreben nicht überwinden konnte, um über den Fluß mit gewöhnlichen Mitteln zu setzen, dem Führer eines der wildesten Elephanten befahl, das Thier zu reizen und alsdann sich in den Fluß zu stürzen. Der Elephant folgte in heftigster Wuth, und die übrigen, sein Beispiel nachahmend, erreichten das andere Ufer. Der Bericht aber, den Polybius III, 4 gibt, ist durchaus verschieden. Derselbe ist an sich so interessant und gibt eine solche gute Erläuterung von den Gewohnheiten des Thieres, daß wir ihn hier mittheilen.

„Nachdem Hannibal seine Reiterei als Nachhut an der nach dem Meere hin gerichteten Seite aufgestellt hatte, befahl er der Infanterie, den Marsch zu beginnen, während er selbst wartete, um die Elephanten und die Leute zu empfangen, die mit ihm auf der andern Seite des Flusses zurückgelassen waren. Der Uebergang der Elephanten geschah in folgender Weise: Als eine genügende Zahl Flöße fertig war, vereinigte man zwei und band sie fest auf dem Boden am Ufer des Flusses; die Breite beider betrug ungefähr 50 Fuß. An die Enden heftete man zwei andere, die darüber sich ins Wasser hin ausdehnten; damit das Ganze nicht lose und von der Schnelligkeit des Stromes hinabgeführt werde, sicherte man die gegen den Strom gewandte Seite mit starken, an Bäume des Ufers befestigten Tauen. Als man auf diese Weise eine Brücke von ungefähr 250 Fuß verfertigt hatte,

fügte man zwei andere größere Flöße hinzu, die man sehr fest zusammenfügte, aber so lose an die übrigen befestigte, daß man sie zu jeder Zeit mit geringer Schwierigkeit davon trennen konnte. Eine große Anzahl Flöße wurden an diese letzteren befestigt, vermittelst deren die zum Hinüberbugsiren bestimmten Boote dieselben fest gegen die Gewalt des Stromes halten und in Sicherheit mit den Elephanten übersetzen konnten; alsdann breitete man Erde über die Flöße aus, damit die Farbe und das Aussehen dem Boden am Ufer so viel wie möglich gleichen möge. Die Elephanten waren auf dem Lande meist sehr lenkbar und ließen sich durch ihre Leiter leicht führen, stets aber fürchteten sie sich sehr, sobald sie sich dem Wasser nahten. Deßhalb nahm man zwei weibliche Elephanten und führte sie zuerst auf die Flöße; die übrigen folgten bereitwillig. Sobald sie aber auf die entferntesten Flöße gekommen waren, wurden die festbindenden Taue abgehauen, und sie wurden sogleich von den Booten nach der andern Seite hin bugsirt. Die Elephanten wurden von der äußersten Furcht ergriffen und begaben sich in großer Wuth und Unordnung von einer Seite zur andern; als sie aber sahen, daß sie überall von Wasser umringt waren, bewirkte zuletzt ihre Furcht, daß sie ruhig an ihrem Platz blieben. Auf diese Weise, indem von Zeit zu Zeit zwei andere Flöße vorbereitet und an die übrigen befestigt wurden, führte man alle Elephanten allmählig hinüber. Einige waren durch die Furcht so verstört, daß sie mitten auf der Ueberfahrt ins Wasser sprangen. Dieser Vorfall war für die Führer ein Unglück, welche im Strom umkamen; die Thiere aber, indem sie alle ihre Kraft anstrengten und ihre Rüssel über die Oberfläche des Flusses erhoben, konnten dadurch frei athmen und das Wasser wieder ausspritzen, sobald sie es einschluckten; nachdem sie nun lange gegen den Strom angekämpft hatten, gelangten sie alle in Sicherheit ans Ufer."

Auf diesem Marsch hatte Hannibal an den Ufern der Isère, nach den Päßen des kleinen St. Bernhardt zu, den heftigsten Widerstand der tapfern Bergbewohner zu überwinden, welche Felsstücke auf seine Vorhut hinabrollten; sobald aber die Elephanten erschienen, flohen dieselben. Als er in die Alpen drang, glich dasselbe Ergebniß ihres furchtbaren und fremdartigen Aeußern für den Feldherrn der Karthager den Verzug wieder aus, der nothwendig in Bezug auf seinen Marsch deßhalb stattfinden mußte. Der Boden war schlüpfrig durch frischgefallenen Schnee, und ohnedem waren die furchtbaren Abgründe auch ohne dies Hindernisse

für den Marsch des Elephanten, des Einwohners der Ebenen. Innerhalb fünfzehn Tagen war der Uebergang vollbracht, allein das Heer war auf 20,000 Fußgänger und 6000 Reiter vermindert. Diese gewaltigen Pässe, durch welche weder die Gewaltthätigkeit des Krieges noch die ruhige Kraft des friedlichen Handels seitdem eine sichere und brauchbare Straße geschaffen hat, waren auf den rauhen Pfaden mit den Leichen der Menschen und Thiere bestreut, welche die Schluchten hinabstürzten oder durch Erschöpfung und Hunger unterlagen.

Groß war das Toben, als in roher Pracht,
Auf seinem Marsch nach Rom Karthago's Heer
Die Festen des Gebirgs betrat. Den Schnee
Zerstampfend bäumte sich das Kriegesroß;
Der Elephant mit seinem Thurm bewehrt
Hob nach dem trüben Himmel zu den Rüssel
Und stürzte dann gesunken und verloren
Mit seinem Reiter auf der Gletscher Abhang.

Rogers, Italien.

Die Zahl der umgekommenen Elephanten wird von den Historikern nicht erwähnt. Viele müssen umgekommen sein; es blieben aber noch genug übrig, um eine gewaltige Macht für die Schlachten am Ticinus und an der Trebia zu bilden. Man kann sich nicht wohl denken, wie die Thiere über die furchtbaren Alpenpässe ohne mechanische Vorkehrungen geführt wurden. Als das römische Heer Macedonien angriff, erleichterte der Consul Martius die Absteigung der Elephanten von einer steilen Höhe durch den Bau einer nur für den Augenblick dienenden Brücke. Hannibal scheint nicht ein ähnliches Mittel benützt, sondern sich nur auf seine Alles überwindende Geistes- und Charakterkraft, und seinen darauf beruhenden Einfluß auf das Heer verlassen zu haben, welche diesen berühmten Uebergang über die Alpen zu einem der wunderbarsten Ereignisse der alten Geschichte machten.

Die Historiker beschreiben genau die gewaltige Wirkung, welche die Elephanten in der Schlacht an der Trebia hervorbrachten. Livius berichtet, daß die gallischen Hülfstruppen der Römer die Gewalt ihrer Angriffe nicht aushalten konnten. Appian sagt, daß die römischen Pferde in dieser großen

Schlacht weder den Geruch noch den Anblick der Elephanten aushalten konnten. Der Dichter des zweiten punischen Krieges, Silius Italicus, schreibt den Sieg Hannibals hauptsächlich seinen Elephanten zu. Er beschreibt den Kampf eines römischen Soldaten und eines Elephanten mit pomphafter Sprache.

Leichenhaufen erschafft, in den Fluten plötzlich gesehen,
Der Elephanten Gewait mit dem Thurm auf dem Rücken bewehret;
Durch die seichtere Flut stürzt schnell sie hin wie der Felsen,
Der von den Bergen sich reißt, und treibt der Trebia Wasser,
Das vor den Thieren sich scheut, mit der Brust vor sich hin, und sie taucht sich
Dann in das schäumende Bett. Das Unglück erprobet die Männer,
Und es strebet die Tugend zum Lob, unerschreckt in Bedrängniß.
Einen Tod sonder Ehre zu leiden, des Rufes entbehrend,
Hat Fibrenus verschmäht und er spricht: „Wohl werde ich erlaucht sein!
Nicht auch soll Fortuna die Leich' im Strudel mir bergen!
Jetzo werd' es erprobt, ob die Erd' ein Wesen erzeugte,
Das nicht italischem Schwert und römischen Speeren erläge."
Dann erhebt er sich schnell und heftet die tödtliche Spitze
Rechts in das Auge des Thiers und läßt in der Wunde verbleiben
Dort den gewaltigen Stahl. Bei des Speeres durchdringender Schneidung
Brüllt das Thier und erhebt die vom Blut erströmende Stirne,
Und wirft dann von dem Rücken den Führer. Pfeil' und Geschosse
Dringen gar dicht auf es ein, und es hoffen freudig die Römer
Schon den Tod des beweglichen Bergs. Es klaffet die Wunde
Weithin über den Bug und die lang sich dehnende Seite;
Manche Lanze auch raget empor auf dem Rücken und Halse.
Drauf wird erschüttert der mächtige Wald; es schüttelt den Körper
Bis es durch die Geschosse des langen Kampfes durchbohret
Niedersinkt und stürzend die Furth des Flusses verschließet.

Silius Italicus IV, 600.

Als Hannibal die Appenninen nach der Schlacht an der Trebia überschritt, verhungerten sieben seiner Elephanten (Liv. XXI, 58). Die kleine ihm noch übrige Zahl wurde wahrscheinlich durch die nachfolgenden Mühen noch mehr ver-

mindert, bis zuletzt bei dem Uebergang über den Arno, der durch die Bergströme angeschwollen war, seine Leute und Pferde in großer Masse umkamen. Von allen Elephanten blieb dem Hannibal nur ein einziger, „das gätulische Thier," übrig, worauf er selbst zu reiten pflegte.

Welch ein Antlitz und würdig des Malers, wenn er den Helden
Hannibal malt, einäugig, wie auf dem gätulischen Thiere
Er mit Mühe sich hält.

Juvenal, 10te Satire, 157.

Als er den Po überschritt, hatte der karthagische Feldherr zuvor seine Elephanten mit Vortheil angewandt, indem er mit ihnen eine Linie durch den seichten Fluß bildete, welche die Kraft des Stromes brach, so daß seine Truppen ziemlich leicht hindurch konnten. Perdiccas brauchte seine Elephanten auf ähnliche Weise in seinem unglücklichen Uebergang über den Nil bei Memphis.

Die Elephanten, womit Hannibal die Alpen überschritt, waren beinahe gänzlich umgekommen. Er hatte jedoch die Dienste dieser Thiere als zu werthvoll erkannt, um den Krieg ohne ihre Hülfe fortzuführen. Er ward mit großen Verstärkungen aus Karthago versehen. In der Schlacht von Cannä griff der römische Feldherr sie mit Feuerbränden an, um die hölzernen Thürme auf ihren Rücken zu entzünden, worauf sich einige der erschreckten Thiere in den Fluß stürzten. Silius Italicus hat mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Dienste beschrieben, welche die Elephanten bei dieser Gelegenheit Hannibal leisteten. Weder Livius noch Andere erwähnen diesen malerischen Umstand, den der Dichter benützte. Wir führen hier allein diejenige Stelle an, welche den Schrecken der Elephanten über das Brennen der Thürmen schildert (Silius Ital. IX, 599):

Gegen die Ungeheuer des Kriegs gebietet der Consul
Brennende Fackeln zu schleudern und schwarzes Pech zu ergießen
In die Mauern des Thiers, die auf dem Rücken es forträgt.
Ohne Verzug geschieht es, und rauchend mit strahlenden Flammen
Glänzet den Elephanten der Rücken; schallende Winde
Schüren die nagende Glut, die sich dort in der Feste verbreitet.

Also sieht man am Pindus, wenn dort ein Feuer die Hirten
Sich entzündet, durch Wald der Verheerung Gluten verbreitet;
In den Flammen erstrahlet der Fels und es hüpft über hohe
Schluchten die Glut des Vulkans, zu plötzlichem Sprunge sich
wendend.
Mit dem Strome des Feuers stürzt hin das Thier in die Reihen
Und zertheilet die Schaar der fliehenden Reitergeschwader.
Keine Tugend vermag den Kampf mit dem Thier zu beginnen,
Nur von weitem erreicht es der Stoß des Geschosses und Speeres.
Wüthend fühlt es den Brand und läßt bei Versengung des
Körpers
Hierhin und dorthin die Flammen der Glut in die Lüfte sich
heben,
Bis es zuletzt in die Fluten des Flusses jählings gestürzet,
Durch das seichte Wasser getäuscht eines Sumpfes der Ebene,
Dort die Ufer, durch Flamme gereizt, mit Gluten beleuchtet,
Bis die Masse des Körpers im tiefen Strudel versenkt ist.

Plinius hat zu Hannibals Nachtheil berichtet, daß er nach der Schlacht einige römische Gefangenen mit einem seiner Elephanten kämpfen ließ, daß er die Freiheit dem Römer, wenn er siegen sollte, versprach, und daß Einer das Glück hatte, ein Thier allein zu tödten; Hannibal jedoch besorgte, daß die Römer ihre Furcht vor den Elephanten verlieren möchten, wenn dieser tapfere Mann heimkehrte und seinen Sieg erzählte; somit ließ er ihn kaltblütig tödten.

Bei der Belagerung von Capua sehen wir aus Livius, daß die Karthager Elephanten in großen Massen brauchten, und in der Schlacht von Nola wurden vier Elephanten von den Römern erschlagen und zwei gefangen. (XXIII, 18 u. 46.) Alsdann kamen Verstärkungen aus Karthago und vier Jahre später marschirte Hannibal aus Tarent zum Entsatz von Capua, indem er seine schweren Truppen und Gepäck zurückließ, damit dieser sein schneller Marsch zu Hülfe der verbündeten Stadt nicht gehindert würde; er nahm aber 33 Elephanten mit sich, die, wie Livius sagt, eben so geschwind wie Menschen und Pferde waren, indem ihre schweren Leiber den Mühen des Schnellmarsches nicht erlagen. Während der nachfolgenden vier Jahre finden wir stets die Anwendung von Elephanten von Seiten Hannibals. Die Dienste des Thieres waren aber nicht auf den Boden Italiens beschränkt. Während der ganzen Zeit, wo Hasdrubal die Karthager in Spanien während der Abwesenheit seines Bruders befehligt

hatte, kämpften die Elephanten Afrika's unaufhörlich mit den Legionen der Römer. In der großen Schlacht mit den beiden Scipionen bei Tortosa ward Hasdrubal geschlagen, rettete aber seine Elephanten. Bei Cordova, bei Indibilis, bei Munda und Aurinx wurden große Massen Elephanten auf den Schlachtfeldern getödtet; zuletzt floh Hasdrubal nach den Pyrenäen, drang in Gallien ein, überschritt die Alpen mit Reiterei und Fußvolk und 15 Elephanten, deren Zahl bei der Ankunft in Italien sich vermehrte (207 v. Chr.). Nach einigen Monaten aber kämpfte der tapfere aber unglückliche Hasdrubal in der Schlacht bei Metaurus. Die Römer richteten ihre Reiterei und Fußvolk gegen die gefürchteten Elephanten; von jeder Seite angegriffen, wurden dieselben wüthend, zertraten ihre eigene Schaaren und verbreiteten überall hin Vernichtung, wohin sie in ihrem unlenksamen Laufe gelangten. Hasdrubal hatte Vorkehrungen gegen diese Gefahr, die beim Gebrauch der Elephanten so häufig ist, mit einer Kenntniß getroffen, die beinahe seiner Zeit nicht anzugehören scheint. Die Führer hatten nämlich ein Messer und einen Hammer und waren angewiesen, dieses Messer zwischen Kopf und Rückenmark einzutreiben, sollte das Thier unlenksam werden. (Nach Livius 27.) Sechs wurden so getödtet, indem man die Rückenmarksäule trennte; aber weder der Muth noch die Geschicklichkeit Hasdrubals vermochte gegen die römische Legionen Stand zu halten. In Verzweiflung über den Verlust seiner Truppen stürzte er mitten unter die Feinde und fiel kämpfend, Einer gegen Hundert.

Der Krieg ward von Hannibal in Italien mit verschiedenem Erfolg geführt, bis Scipio Afrikanus Afrika angriff. Die Besorgniß vor diesem Einfall hatte mehre Jahre früher die Karthager bewogen, außerordentliche Anstrengungen zum Zurücktreiben ihres Feindes zu machen, und Appian berichtet, daß Elephanten in sehr kurzer Zeit gefangen wurden, um zum Kriege abgerichtet zu werden. Die Schnelligkeit, mit welcher diese Jagd geschah, erweist, daß die Elephanten in nicht großer Entfernung von Karthago gesucht werden konnten, und daß sie an der Nordküste damals sehr häufig waren, während man sie jetzt erst am Fluß Senegal findet. Mago, Bruder Hannibals, griff zur Zeit, wo Scipio in Afrika landete, Italien von Karthago aus mit neuen Streitkräften an und stellte eine ungeheure Front von Elephanten vor der römischen Reiterei in der Schlacht von Insubria auf (Livius XXX, 18). Die römischen Waffen aber waren wiederum siegreich. Hannibal folgte Scipio nach Afrika und die beiden

großen Feldherren trafen sich in Zama. Vor Hannibals Schlachtlinie waren 80 Elephanten aufgestellt, welche Vernichtung unter die leicht bewaffneten Truppen Scipio's verbreiteten; der kluge Römer befahl seiner Reiterei, abzusitzen und richtete alle Kraft seiner Bogenschützen gegen die erschreckten Thiere. Es ergab sich wieder die stets eintreffende Folge eines Schreckens der Elephanten. Hannibals rechter Flügel ward durch die Verwirrung durchbrochen, die seine fliehenden Elephanten verursachten; er zog sich nach Adrumetum zurück und der zweite punische Krieg ward beendet (201 v. Chr.). Durch den Friedensvertrag verpflichteten sich die Karthager, alle Kriegselephanten auszuliefern und die Thiere zum Kriegsdienst niemals wieder zu zähmen. Ein Theil der von Scipio genommenen Elephanten ward nach Rom geschickt, um seinen Triumph zu zieren. In seinem Zug zum Capitol folgten die Elephanten nach den Opferthieren, nicht länger gefürchtet, und Afrika, die furchtbare Mutter der Elephanten, ward in den Staub erniedrigt.



Fig. 56. Afrika auf einer römischen Münze.

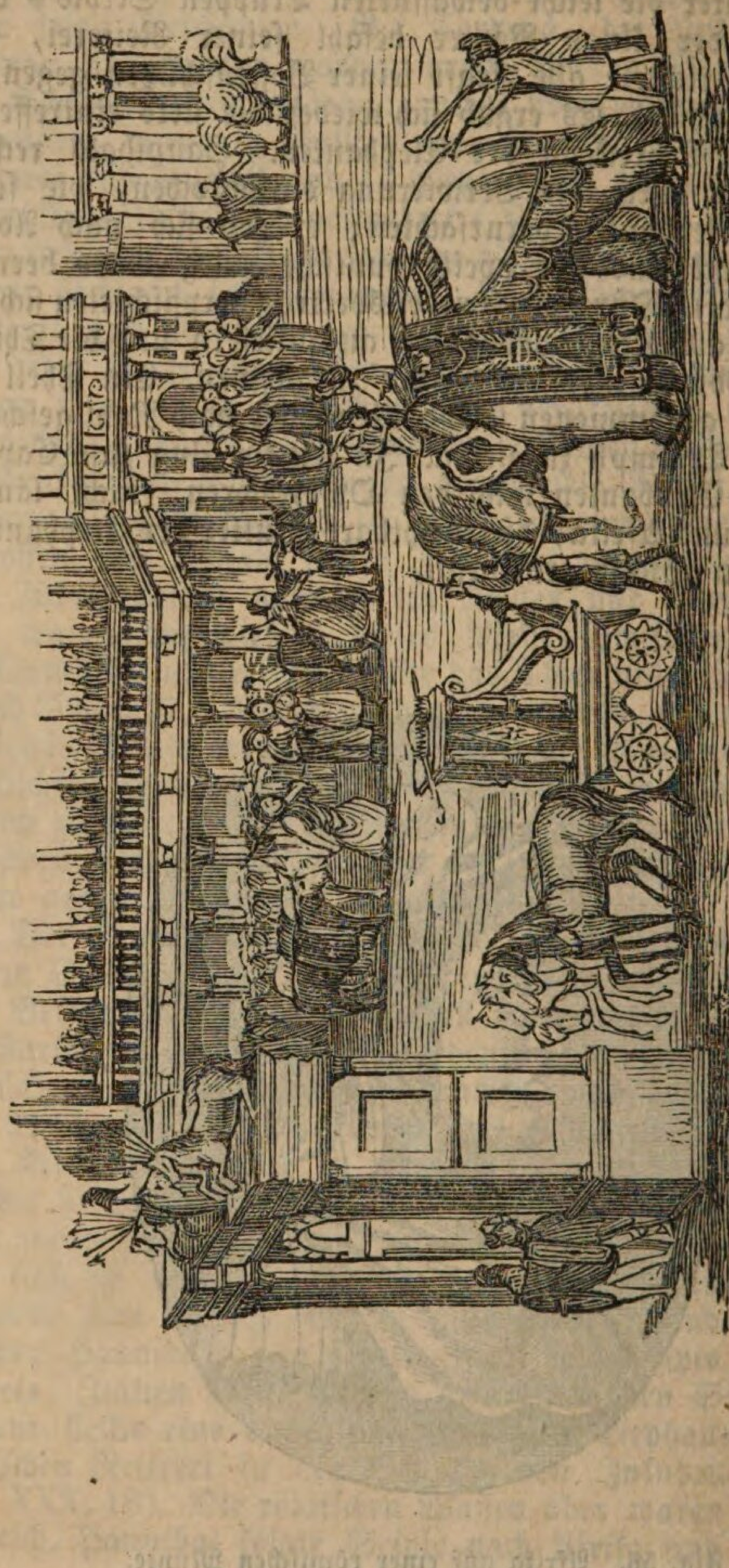


Fig. 57. Scipio's Triumphzug.

In einer Zeit von 80 Jahren, während welcher die Römer mit Kriegselephanten zusammengetroffen waren und sie oft in großen Massen gefangen genommen hatten, war niemals der Versuch von ihnen gemacht worden, sie in ihren eigenen Heeren zu gebrauchen. Wie wir zu wiederholtenmalen gesehen haben, richteten sie ihre Kriegskunst mit Erfolg dahin ein, daß sie die Wirkung dieser Thiere vereitelten und auf höchst kluge Weise ihren Feinden eben so schädlich wie sich selbst machten. Die Römer richteten ihr Verfahren hauptsächlich auf den Zweck, den Rüssel zu verwunden, jenes empfindliche Organ, dessen Gefühlsvermögen wir bereits beschrieben haben; Pferde, in Panzer gekleidet, wurden an Wagen gespannt, worauf Soldaten standen, die mit langen Speeren nach den Rüsseln stießen; andere Soldaten, die ebenfalls den Elephanten besonders entgegengesetzt wurden, hatten eine Rüstung mit Stacheln, um zu verhindern, daß die Thiere sie mit den Rüsseln packten; leichte Reiter warfen ihre Wurfspeere auf die Rüssel ab; Schleuderer griffen die Leiter der Elephanten mit Steinen an, die an lange Pfähle befestigt waren; Carrobalistae oder Werkzeuge, womit man Pfeile schleuderte, ergossen über das Thier ihren eisernen Regen. Auch die Legionen lernten für den Angriff des Elephanten Platz zu machen, und wenn er in der Mitte war, ihn mit einer Menge von Kriegern zu umringen, gegen welche sogar seine große Gewalt nutzlos war. Dies waren die Vertheidigungswaffen der Römer gegen den Angriff dieses Kriegsmittels, welches in der Durchbrechung dichter Massen eben so viel Wirkung gehabt zu haben scheint wie die Artillerie neuerer Zeiten. Es kam aber zuletzt die Zeit, worin Rom die Elephanten in den eigenen Heeren brauchte. Nach der Schlacht von Zama begann der erste macedonische Krieg, und in der ersten Schlacht kämpfte der afrikanische Elephant als Bundesgenosse seines alten Feindes, des römischen Legionssoldaten. Im dritten Jahre dieses Krieges gebrauchte der Consul Flaminius afrikanische Elephanten mit entscheidendem Vortheile gegen das Heer des macedonischen Königs, welches gegen diese ihm fremdartige und furchtbare Macht keinen Stand halten konnte. (Livius XXXI, 36 und folgende Kap.) Im zweiten macedonischen Kriege brauchte sie Quintus Martius gegen Perseus, den letzten macedonischen König; der unglückliche Fürst, dessen großer Vorfahr Europa durch die Eroberung Indiens zuerst mit dem Elephanten bekannt gemacht hatte, besaß keinen einzigen in seinem Heere; seine Pferde wurden durch das ungeheure Thier erschreckt und er

ließ deßhalb nach dem schon erwähnten sagenhaften Beispiel der Semiramis, hölzerne Elephanten, wovon jeder einen Mann enthielt, bauen, der mit einer Art Trompete den Ton der Wuth nachahmte (Polyaenus IV, 20), welcher dem wüthenden Angriff des gewaltigen Thieres vorhergeht; diese Vorrichtung war eben so nutzlos wie sein Muth. Nach vierjährigem Krieg ward Macedonien zur römischen Provinz.

In der Zeit, welche zwischen dem Schluß des ersten und dem Anfang des zweiten macedonischen Krieges liegt, wandten sich die römischen Waffen zum Kampf gegen Antiochus, König von Syrien. In der Schlacht von Magnesia kämpfte der afrikanische Elephant mit dem indischen, wie dies früher unter den Ptolomäern der Fall gewesen war. Die friedlichen Einwohner der sumpfigen Ebenen und pfadlosen Wälder zweier weit entfernten Festlande, die durch Meere und Wüsten von einander getrennt waren, wurden durch die rastlosen Leidenschaften zweier feindlicher Staaten als Feinde gegen einander geführt. Die afrikanischen Elephanten Scipio's waren an Größe und Kraft den indischen des Antiochus untergeordnet. Sie wurden als Reserve in der Nachhut aufgestellt, allein weder Menschen noch Elephanten vermochten der Kraft des römischen Schwertes und des furchtbaren, stärker wie Musketenfeuer wirkenden Pilum (des römischen zum Werfen und sonst gebrauchten Speers) zu widerstehen. 50,000 der Truppen des Antiochus wurden niedergehauen und allein 15 Elephanten entwichen diesem Blutbade. (Liv. XXXVII.) Die Römer machten dieselben Friedensbedingungen wie bei den Karthagern. Antiochus mußte seine Elephanten überliefern und sich verpflichten, sie nicht mehr für den Krieg abzurichten. Sein Nachfolger jedoch muß diesen Artikel des Vertrags verletzt haben, denn ungefähr 20 Jahre nach der Schlacht von Magnesia finden wir, wie schon erwähnt, daß der syrische König 32 Elephanten gegen Jerusalem schickte. Die Geschichte Roms zeigt noch andere Beispiele von der Sorgfalt der Republik, die Kraft des Elephanten zu vernichten. Im Krieg gegen Jugurtha tödteten und fingen die Römer große Massen afrikanischer Elephanten, bis der numidische König alle ihm noch übrigen dem Consul Metellus auslieferte (108 v. Chr.).

Julius Cäsar hatte gelegentlich Elephanten in seinen Heeren, scheint aber keinen großen Werth darauf gelegt zu haben. Wahrscheinlich waren sie ihm bei seinen schnellen Märschen sehr lästig; er behielt sie vielleicht nur, um seine Truppen zu ermuthigen, im Fall sie dieselben Kriegsmittel

bei ihren Feinden anträfen, oder um Völker, die an diese Kriegsart nicht gewöhnt waren, mit Schrecken zu erfüllen. So ließ er in der Schlacht gegen Scipio in Afrika seine eigenen Elephanten in der Nachhut und trieb die Elephanten Scipio's, Bogenschützen und Schleuderer in die Flucht. Unter den verschiedenen zu Ehren dieses großen Dictators geschlagenen Münzen findet sich eine mit der Darstellung seines Kopfes, worin die Rückseite einen von vier Elephanten gezogenen Triumphwagen darstellt. Diese Münze bezieht sich auf die Besiegung Juba's und der Eroberung Mauritaniens

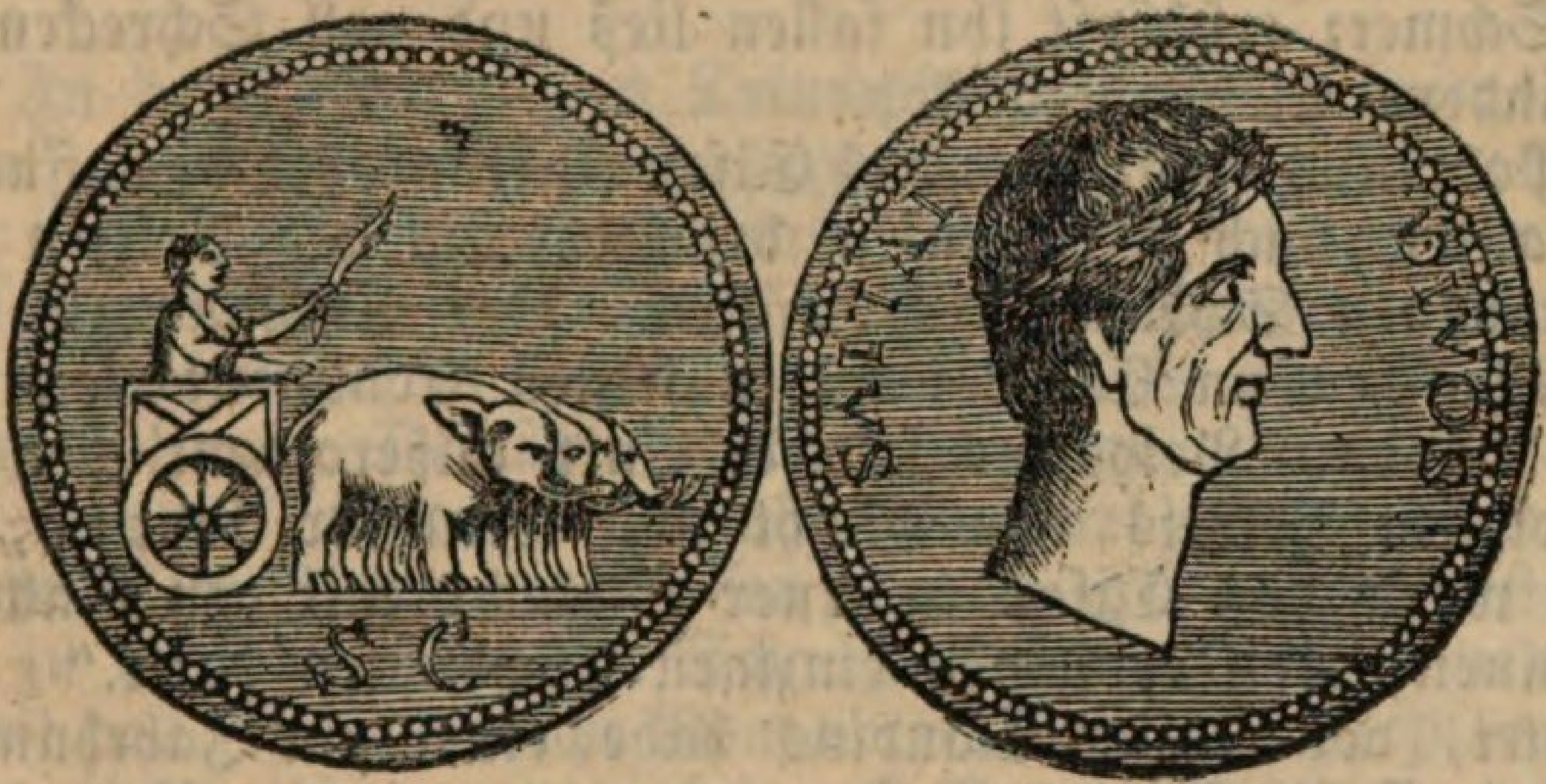


Fig 58.

in Afrika. Eine andere Münze, die von Trajan zu Ehren des Julius Cäsar geschlagen wurde und welche einen auf einer Schlange tretenden Elephanten darstellt, wird auf dasselbe Ereigniß bezogen.



Fig. 59.

Cäsar hat uns eine Anekdote in seinen afrikanischen Commentaren hinterlassen, welche in auffallender Weise die Art zeigt, worin der Elephant zu kämpfen pflegt. Ein verwundeter Elephant griff wüthend einen unbewaffneten Begleiter des Heeres an, kniete auf ihn nieder und stampfte ihn zu Tode. Ein Veteran der fünften Legion stürzte vorwärts, um das Thier anzugreifen, welches brüllend mit dem Rüssel um sich schlug. Der Elephant ließ sogleich sein Opfer fahren, ergriff den Soldaten mit dem Rüssel und schwang ihn in der Luft umher. Allein der unerschrockene Römer verlor nicht seine Geistesgegenwart; er verwundete den Elephanten in seinem empfindlichsten Theile, am Rüssel, bis derselbe von Schmerz erschöpft ihn fallen ließ und voll Schrecken zu den andern Elephanten floh.

Polyänus behauptet, daß Cäsar einen großen bewaffneten Elephanten nach Britannien brachte, um die Britten mit einem neuen Schrecken zu erfüllen. Der Umstand ist sehr zweifelhaft, denn Cäsar selbst in seinen Commentarien sagt nichts davon. Polyänus schreibt einen außerordentlichen Erfolg diesem Beweis von Macht zu, wenn er sagt: „Ein Sieg ward von Cäsar in einer Schlacht mit den Galliern gewonnen, weil er seinen einzigen Elephanten hatte." Dio berichtet, der Kaiser Claudius habe etwa ein Jahrhundert später dasselbe Kriegsmittel angewandt, als er Britannien angreifen ließ. Milton hält die Angabe in seiner begonnenen, aber nicht weit geführten Geschichte Englands für nicht unglaubwürdig; er sagt:

„Cäsar, nachdem er alle diese großen Vorbereitungen getroffen hatte, schien sich unter der Blüte des römischen Heeres nicht eher für sicher zu halten, als bis er wie ein König des Orients sich mit Elephanten umringt hatte; diese Unternehmung schien ihm so gefährlich, daß ohne diese Vorrichtung und ohne fremdartigeren Schrecken, wie den der römischen Heere, der Tapferkeit der Britten in Vertheidigung ihres Landes nicht zu begegnen war."

Antiquare, welche den Gegenstand mit größerer Sorgfalt untersucht haben, wie er in Wirklichkeit verdient, scheinen darin überein zu kommen, daß mehre Münzen vorhanden sind, welche Julius Cäsar und seine unmittelbare Nachfolger in Wägen mit Elephanten darstellen, obgleich die römischen Kaiser vor Alexander Severus nicht gewohnt waren, ihre Triumphe durch diesen Pomp zu schmücken. In dem Triumphe Cäsars wegen seiner gallischen Züge wurden Elephanten als Fackelträger gebraucht, um die Prozession zu beleuchten, die

zur Nacht stattfand. Dies war der letzte Tag des Triumphes, worin Cäsar mit Blumen bekränzt nach dem Abendessen heimkehrte und einen beinahe abgöttischen Weihrauch von der Menge erhielt.

Es war zur Nacht, doch tausend Fackeln strahlten
Die Nacht in Tag verwandelnd, und der Sieger
Von seinem Sitze aufspringend stieg hinauf,
Und kniet, im Capitol wie beim Gebete.

Rogers Italien.

In dem afrikanischen Triumph wurde die Kriegsbeute auf elfenbeinernen Wägen gezeigt, und die ganze Vorrichtung hatte Bezug auf Elephanten (nach Sueton). Pompejus wurde bei seiner Rückkehr aus Afrika nach seinen Siegen auf einem von vier Elephanten gezogenen Wagen bis zu den Thoren Roms gebracht. Der Triumph des Siegers aber fand natürliche Hemmnisse; der Triumphbogen war zu eng, um den ungewohnten Pomp einzulassen; der Sieger mußte absteigen und zu dem demüthigeren Schauspiel seine Zuflucht nehmen, womit das republikanische Rom vertraut war (nach Plutarch). Pompejus mußte wegen dieses auffallenden Mißlingens seiner Erwartung, Eindruck auf die Römer zu machen, lächerlich geworden und dem Spott ausgesetzt gewesen sein, denn ein sehr gebildetes, politisch freies Volk unterläßt es niemals, den Geist der Satire auszubilden, wodurch der Hohn über mächtige Personen zu einem sehr allgemeinen Vergnügen wird; dieser Umstand hat vielleicht die ersten Kaiser von der Wiederholung eines so unglücklichen Versuchs abgeschreckt, wie verschwenderisch auch sonst Senat und Volk mit jeder Darlegung sein mochte, welche dem verwöhnten Stolz der Kaiser schmeicheln konnte. Als jedoch die römischen Waffen zwei Jahrhunderte nach Pompejus sich gegen die Perser wandten, wurden die Kaiser Nachahmer des orientalischen Prunkes in ihren Triumphen, und der Elephantenwagen wurde nicht selten in Rom gesehen, indem er den Sieger, von aller Pracht umgeben, trug, worüber die Schmeichelei des Volkes verfügen konnte. Es ist unnöthig, die Ceremonie mit antiquarischer Genauigkeit nachzuweisen, hauptsächlich, da wir eine Beschreibung von der beredten Feder Gibbons über den Triumph Aurelians haben, nachdem derselbe Palmyra erobert hatte, Schauspiele, die für den Stolz Roms eben so befriedigend

wie für die besiegten Völker demüthigend waren, welche Rom mit jenem Hochmuth beschimpfte, der seine Herrschaft verhaßt machen mußte.

„Der Zug ward von 20 Elephanten, 4 Königstigern und 200 der seltensten Thiere aus jedem Klima, Norden, Süden und Osten, eröffnet. Ihnen folgten 6000 Gladiatoren, dem grausamen Schauspiel des Amphitheaters geweiht. Asiens Reichthum, die Waffen und Feldzeichen so vieler eroberter Völker und das prächtige Gold- und Silbergeschirr der syrischen Königin war in genauem Ebenmaß oder in künstlicher Anordnung aufgestellt. Gesandte aus den entferntesten Theilen der Erde, Aethiopien, Arabien, Persien, Baktrien, Indien und China, sämmtlich bemerkenswerth durch ihre prächtige oder auffallende Kleidung, erwiesen den Ruhm und die Macht des römischen Kaisers, welcher gleicherweise die von ihm erhaltenen Geschenke und hauptsächlich eine Menge goldener Kronen, die Gaben dankbarer Städte, der öffentlichen Schau bloßstellte. Die Siege Aurelians wurden von einem langen Zuge Gefangener bezeugt, die seinen Triumphzug begleiteten — Gallier, Vandalen, Sarmaten, Alemannen, Franken, Gothen, Syrer und Aegypter; jedes Volk war durch eine besondere Inschrift angezeigt und der Titel Amazonen ward zehn kriegerischen Weibern der gothischen Nation gegeben, die in Waffen gefangen genommen waren. Jedes Auge jedoch richtete sich aus dem Gedränge der Gefangenen vorzugsweise auf den Kaiser Tetricus und die Königin des Ostens. Der erstere, eben so wie sein Sohn, den er zum Augustus ernannt hatte, war mit gallischen Beinkleidern mit safranfarbener Tunika und mit einem Purpurrock angethan. Die schöne Gestalt der Zenobia war mit goldenen Fesseln gebunden; ein Sklave hielt die goldene Kette, die ihren Hals umringte, und sie sank beinahe unter dem Gewicht der Edelsteine nieder. Sie ging zu Fuß dem prächtigen Wagen voran, worauf sie einst in Rom einzuziehen gehofft hatte. Hierauf folgten zwei oder drei Wägen mit noch größerer Pracht, die des Odenathus und des persischen Königs. Der Triumphwagen Aurelians (früher von einem gothischen König gebraucht) wurde bei dieser Gelegenheit entweder von vier Hirschen oder vier Elephanten gezogen." Obgleich die Cäsaren sich der Elephanten enthielten, um sich von ihnen zum Capitol im Triumphwagen führen zu lassen, fehlten diesen Herrschern Roms dennoch nicht die Ehren dieses Thieres. Eine solche Huldigung ward ihnen oft während ihres Lebens erwiesen, bisweilen nach ihrem Tode. Der Senat weihte

Augustus einen Triumphbogen, einen von zwei Elephanten gezogenen Wagen und eine Statue. Dieser Umstand ist durch folgende Münze (Fig. 60) berichtet worden. Nach des Augustus



Fig. 60.



Fig. 61.

Augustus einen Triumphwagen, einen von zwei Elephanten gezogenen Wagen und eine Statue. Dieser Umstand ist durch folgende Münze (Fig. 60) berichtet worden. Nach des Augustus



Fig. 62. Basrelief, welches Romulus von Elephanten gezogen darstellt.

Tode ward seine Statue von vier Elephanten in den Circus gezogen, bevor die Spiele begannen; auf diese Ehrenbezeugung nach seinem Begräbniß ist ebenfalls eine Münze geschlagen worden. Es scheint auch gewöhnlich gewesen zu sein, die Spiele mit einigen solchen auffallenden Prozessionen zu öffnen und zu schließen. Bei Montfaucon findet sich die Abbildung eines alten Basreliefs, welches wahrscheinlich die Statue des Romulus darstellt, wie dieselbe auf einem Wagen in den Circus beim Beginn der quirinalischen Spieln gezogen wird — Spiele, welche jährlich zu Ehren des Gründers von Rom gehalten wurden (Montfaucon Suppl. Tom. III. 222).

In den Triumphdekreten der Kaiser nahm der Senat wenig Rücksicht auf die Tugenden des von ihnen geschmeichelten Fürsten. Die Huldigung war ihm allein durch Gewalt abgezwungen. Der Senat weihte Caligula einen von Elephanten gezogenen Wagen. Die darauf geschlagene Münze stellt den Tyrannen als Gott von Sternen umgeben dar.



Fig. 63.

Dieser niedrige, knechtische Sinn ist auf dieser Münze nicht übertrieben worden, denn die Römer begrüßten ihn mit dem Titel Jupiter Latialis, errichteten Tempel zu seinen Ehren und setzten Priester zur Vollbringung der Opfer ein. Nero und seine Mutter Agrippina, in gleicher Weise verächtlich, erhielten dieselbe Ehre eines Elephantenwagens.

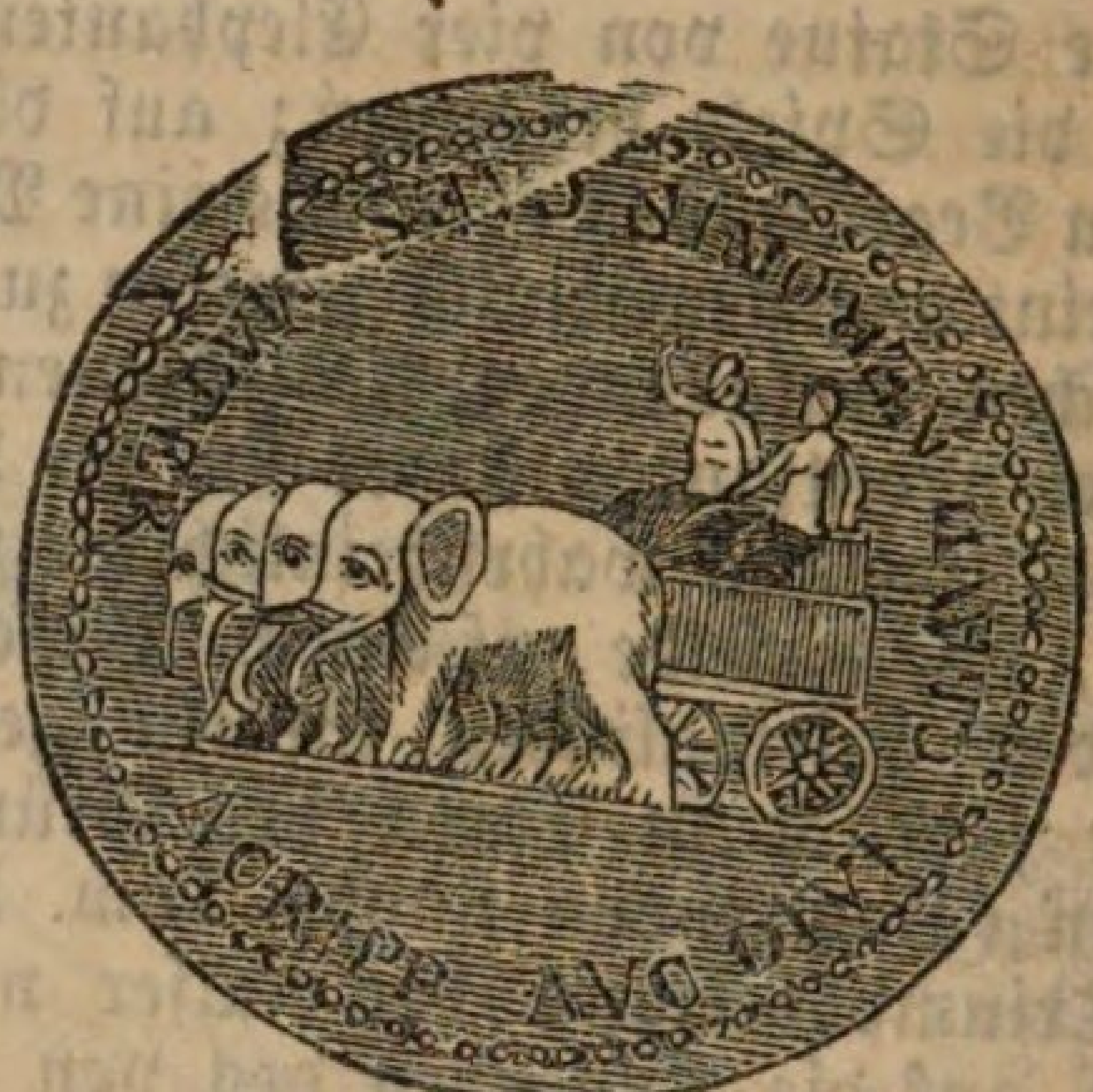


Fig. 64.

Nach der Unterwerfung der Karthager und der Könige Asiens unter die Gewalt der Republik und nach den Bürgerkriegen zwischen Cäsar und Pompejus scheinen Kriegselephanten bei den Römern gänzlich außer Gebrauch gekommen zu sein. Die Kaiser jedoch trafen damit zuweilen in ihren afrikanischen und asiatischen Kriegen zusammen, und Afrika wurde auch noch weiterhin als eine weibliche Figur mit der Kopfhaut eines Elephanten dargestellt. Folgende Münze ist unter der



Fig. 65.

Regierung des Antoninus Pius, um einen Sieg zu feiern, geschlagen worden.

Obgleich aber Elephanten von den Römern in den Schlachten selten gebraucht wurden, nachdem die kaiserliche Regierung eingesetzt worden war, blieben sie dennoch zu Rom in sehr großer Anzahl vorhanden. Nur einmal schien es wahrscheinlich, daß dieses Thier zum Krieg wieder gebraucht werden würde. Als Didius Julianus gegen den Kaiser Septimius Severus zu Felde ziehen wollte, füllte sich Rom mit Elephanten zum Kriegsdienste (193 n. Chr.). In der großen Schlacht zwischen Alexander Severus und Artaxerxes wurden 300 Elephanten den Persern abgenommen, wovon der Kaiser mehre nach Rom bringen ließ; bei dieser Gelegenheit wurde der Wagen des Severus von Elephanten gezogen. Jedoch während einer Periode von mehr wie fünf Jahrhunderten bewirkten die rohen Circusspiele eine größere Vernichtung des Thieres wie der stärkste Verbrauch römischer Kriege. Dies Verfahren aber kam allmählig ab, und zuletzt war ein Elephant zur Zeit Justinians (527) ein Gegenstand des Anstaunens, sowohl in Rom wie Constantinopel. Auch in Afrika ließ man jetzt die Thiere in ihren heimischen Wäldern ungehindert umherirren, ausgenommen, wenn der Neger Elfenbein für seine Armbänder brauchte, bis im Fortgang der Zeit die Art vergessen wurde, womit die Karthager ihre Elephanten einst abgerichtet hatten und bis man glaubte, die afrikanische Art sei für die Erziehung unempfänglich, wodurch der Indier die Elephanten dem Gebrauch des Menschen unterwirft. Eine wandernde Bevölkerung von Arabern verbreitete sich über die schönsten Theile Afrika's, für deren schnelle Bewegungen im Hirtenleben der Elephant schlimmer wie nutzlos war, während das Kameel den Handelsverkehr der Mauren mit den Moslem Asiens ausführte. So geschieht es, daß das Schicksal der Menschen das der niederen Thiere wesentlich verändert, und die Revolutionen der Civilisation erzeugen dadurch physischen Wechsel, welcher oft schneller und deßhalb auffallender ist wie der gewöhnliche Vorgang der Verwesung und der Erneuerung, welchen die Natur äußert.

Im nächsten Kapitel werden wir uns bemühen, eine allgemeine Ansicht des römischen Amphitheaters zu bieten, wo Elephanten im großen Maßstabe sowohl zum Vergnügen des Adels wie des Volkes zu Rom gebraucht wurden. Der Gegenstand bietet überhaupt ein merkwürdiges Kapitel in der Geschichte des Menschen und da wir wahrscheinlich uns öfter im Lauf dieses Werkes darauf beziehen werden, so geben wir

hier einen vollständigeren Bericht darüber, wie derselbe in die eigentliche Geschichte des Elephanten gehört.

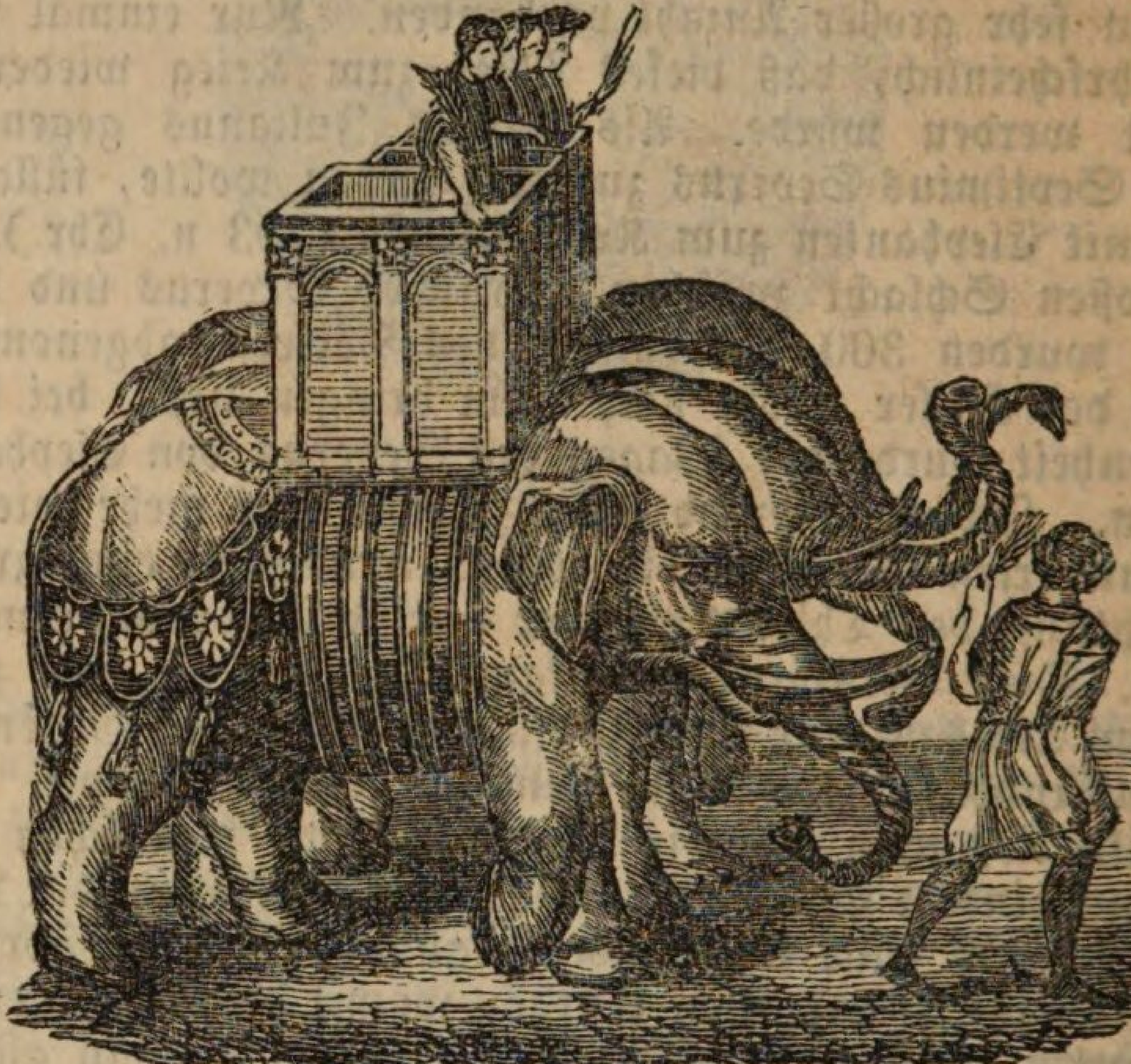


Fig. 66.

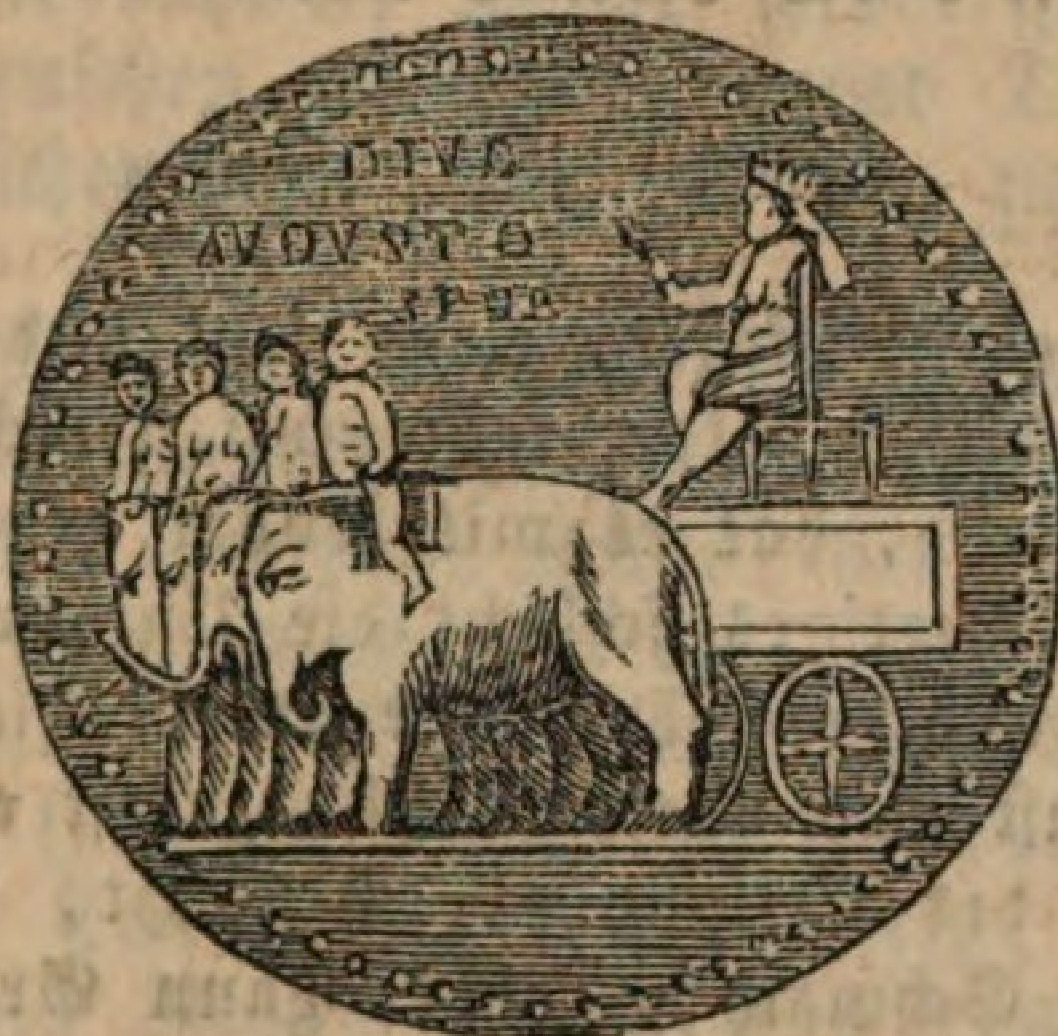


Fig. 67.

Zwölftes Kapitel.

Das römische Amphitheater.

Die Geschichte des Amphitheaters ist mit der Geschichte der moralischen Gewohnheiten und mit dem politischen Zustande des römischen Volkes eng verknüpft. Als die Elephanten des Metellus von Sklaven durch den Circus getrieben wurden, scheint die Darstellung nicht dazu bestimmt gewesen zu sein, die grausame Leidenschaft des Volkes zu befriedigen, sondern eine Schwäche zu verwischen, welche des römischen Namens unwürdig war. Als aber 5000 wilde Thiere jeder Art bei der Einweihung des Colosseums des Vespasian vor 80,000 Zuschauern geschlachtet wurden, die von ihren Marmorsitzen herab in Sicherheit zuschauten und mit wilder Freude über die Todeskämpfe der zerfleischten Opfer jubelten, war der römische Muth verschwunden; die römische Freiheit war

mit Füßen getreten, öffentlicher Prunk und Privatelend war eng verknüpft; die mit Purpur geschmückten Senatoren und zerlumpten Bürger waren gleicherweise durch einen rohen Despotismus verdorben und entwürdigt. Milton, welcher mit vielem Scharfblick die unauflösliche Verbindung zwischen Sitten und Regierung erkannte, hat in seinem wiedergewonnenen Paradiese die Römer unter Tiberius beschrieben:

Dies Volk, einst Sieger, elend jetzt und niedrig,
Ist nach Verdienst geknechtet; einst gerecht,
Mäßig und mild, hat es mit Ruhm geherrscht;
Doch dann regiert' es schlecht die Unterworfnen,
Sog Länder aus, erschöpfte sie durch Gier,
Durch Wollust und durch Raub; zuerst erstand
Der Ehrgeiz des Triumphes, Eitelkeit,
Die ihm zur Schmach gereicht, dann Grausamkeit,
Um bei dem Spiel des Kampfs von wildem Thier
Und Menschen, die dem Tod geweiht, zu jubeln;
Ueppig durch Reichthum, mit gewohnter Gier
Der Habsucht, und verweichlicht durch die Schau
Der Grausamkeit.

Vier Jahrhunderte lang hatte diese tägliche und verächtliche „Schau der Grausamkeit" ihren Fortgang mit einer Verschwendung, welche Unterricht, Behaglichkeit und Selbstständigkeit der hungernden und unwissenden Volksmasse hätte darbieten können, die sich zu diesen furchtbaren Spielen drängte. Es war aber die Politik der Herrschenden, die Volksmasse in Armuth und Verworfenheit, in Wildheit und Unwissenheit zu erhalten, ein Volk zu beherrschen, welches zugleich zerlumpt und zu Tumulten geneigt, durch Schauspiele zu gewinnen und unbekümmert um rechtliche Genüsse war, deren es gerade durch diese Schauspiele beraubt wurde. Zuletzt ward der furchtbare Schall der gothischen Drommete an den Thoren der Stadt vernommen; die goldenen Thorgänge und die elfenbeinernen Säulen des Theaters von Vespasian wurden als Raub den Barbaren preisgegeben. Sogar die Krampen von Eisen und Erz, welche die schweren Steine dieses wunderbaren Gebäudes zusammenhielten, wurden von den Plünderern weggenommen und spätere Ge-

schlechter begaben sich dorthin wie zu einem Steinbruch, um Material für ihre Tempel und Paläste zu holen. Dennoch steht noch das ungeheure Skelett, um zu erweisen, wie wunderbare Werke durch die Geschicklichkeit des Menschen und seine Ausdauer errichtet werden können und wie eitel die gewaltigen Aeußerungen der Macht sich erweisen, wenn sie sich auf Zwecke richten, welche weder geeignet sind, die Fähigkeit des Menschen zu Kenntniß und Tugend zu pflegen oder dessen wirklichen materiellen Nutzen zu fördern.

Die Schauspiele des Circus, welche aus den Kämpfen wilder Thiere mit einander bestanden, hatten ihren Ursprung in dem Wunsch der Herrscher Roms, der Eitelkeit des Volkes zu schmeicheln, indem man ihm die Wunder entfernter Gegenden zeigte, die den Waffen der Republick unterworfen waren. Plinius sagt, daß Mucius Scävola (102 v. Chr.) Löwenkämpfe im Circus zuerst aufführte; es heißt ferner, daß Cajus Scipio Nasica und Cajus Lentulus die Ersten waren, welche Kämpfe zwischen Thieren und Bewaffneten einführten, und daß Löwen, Bären und andere Raubthiere in den Kampfplatz losgelassen wurden, um mit Sklaven und mit Verbrechern zu kämpfen. (Livius 44.) Lucian gibt an, daß dasselbe rohe Verfahren in Athen zur Zeit Solons stattfand. Als Sylla es für nothwendig hielt, die Stimmen des Volkes durch allerlei Verfahrungsweisen sich zu verschaffen, die bei der eitlen Menge größeren Einfluß hatten wie sein eigener Ruhm, benützte er die Liebe der rohen Spiele, welche bei den Römern zur bleibenden Leidenschaft geworden war. Er ließ 100 Löwen aus Mauritanien, sowie auch Menschen kommen, die an Löwenkämpfen gewohnt waren, und so ward der Wunsch, menschliches Blut fließen zu sehen, zur Aufreizung, bis zuletzt

> Das Volk hier saß im summenden Gewühl,
> Bald Mitleid murmelnd, bald bei rohem Jubel,
> Wann der Genosse vom Genossen fiel.
>
> Byron.

Es lag in der Politik der Parteien des Pompejus und des Cäsar, daß sie mit einander in der Pracht der Circusspiele wetteiferten. Pompejus, als er sein Theater eröffnete,

gab eine unglaubliche Masse Löwen (nach Einigen 500) und 18 Elephanten preis, die mit einander und mit Bewaffneten kämpften. Aus einer Stelle von Seneca, worin dieser Philosoph mit Unwillen über diese grausamen Spiele spricht, scheint es, daß Pompejus der Erste war, welcher Menschen auf den Kampfplatz als Kämpfer mit Elephanten brachte. Die den Elephanten demüthigende Aufführung durch Metellus ließ sich nicht als ein ähnlicher Kampf betrachten, denn die Thiere waren ohne Zweifel abgerichtet, die Furchtsamkeit ihres gewöhnlichen Gehorsams zu zeigen. Vor dieser Aufführung der Elephanten durch Pompejus hatten sie im Circus mit einander und mit Stieren gekämpft. (Plinius VIII, 7.) Im zweiten Consulat des Pompejus (54 v. Chr.) wurde eine Anzahl der Elephanten im Circus gätulischen Bogenschützen entgegengesetzt, und dies Schauspiel scheint nach Plinius mit einigen auffallenden Umständen begleitet gewesen zu sein. Einer der Elephanten soll, obgleich er durch eine Wunde wüthend war, die Schilde seiner Gegner ergriffen und sie in die Luft mit einer besonderen Bewegung, offenbar die Wirkung der Abrichtung, geworfen haben, wodurch die Schilde sich umdrehten, bevor sie auf den Boden fielen. * Bei dieser Gelegenheit auch stürzten die Elephanten sämmtlich, als ein anderer, von einem Wurfspeer ins Auge getroffen, getödtet wurde, um ihn zu retten, herbei, drangen mit großer Gewalt gegen das eiserne Gitter des Circus und beschädigten mehre Zuschauer. Die Elephanten jedoch waren bald der Gnade ihrer geübten Angreifer heimgegeben. Dio Cassius fügt die Beschreibung eines wunderbaren Vorfalls hinzu, der für das damalige römische Volk nicht weniger ehrenvoll war, wie für die Verständigkeit des Elephanten. Er sagt, die Zuschauer hätten ein solches Mitleid mit den Thieren empfunden, als dieselben ihre Rüssel zum Himmel emporhoben und kläglich brüllten, als flehten sie die Götter an, diese möchten die Verrätherei rächen, welche sie aus den Wäldern ihrer Heimath zu kommen gezwungen habe, daß das ganze Volk verlangte, sie sollten verschont werden. Plinius erzählt dasselbe und bemerkt, das Volk sei durch den Schrecken der Elephanten so gerührt worden und habe so viel Bewunderung über ihre Verständigkeit empfunden, daß Alle, ohne die Gegenwart des Pompejus und seine Freigebigkeit zu bedenken,

* Die Stelle lautet: „Er warf die abgerissenen Schilde in die Höhe, welche beim Herabfallen zum Vergnügen der Zuschauer in einen Kreis wie durch Kunst herumgeschwungen wurden.“

sich von ihren Sitzen erhoben und mit Verwünschungen gegen den Consul verlangten, der Kampf solle beendet werden. Die Gewohnheit aber scheint bald das Volk mit der folternden Grausamkeit des Theaters ausgesöhnt zu haben, wo nach Byrons Worten

Der Mord den Dampf des Blutes hauchte.

Wir haben kein anderes Beispiel von der Gnade der Römer gegen Thiere, und zu oft wandte der gewissenlose Pöbel, wenn der erschöpfte Gladiator an den Rand der Arena wankte, um die Zuschauer um sein Leben anzuflehen, den Daumen als Zeichen um, daß er niedergemacht werden solle. Die Gesetze des Circus wurden mit nicht geringeren Kosten aufrecht erhalten, wie sie die Entwürdigung einer großen Nation erheischte. In den Spielen des Pompejus wurde ein Rhinoceros zuerst gezeigt und dieser Vierfüßler ward später eine Aufreizung der Leidenschaft des Circus. Martial hat so dessen Kampf mit einem Bären beschrieben:

Während die zitternden Leiter des Kampfs das Rhinoceros reizen,
Und sich lange der Zorn häuft des gewaltigen Thiers,
Hat man schon oft mit Bedauern den Kampf nicht länger erwartet;
Doch bald kehret die Wuth, die schon bekannte, zurück;
Denn es erhebt mit dem Horn so hoch den gewichtigen Bären,
Gleichwie der Stier in die Luft schleudert den Strohmann empor.

Die von Cäsar während seiner Dictatur gegebenen Spiele wurden durch Elephantenkämpfe, eben so wie es bei Pompejus der Fall gewesen war, dem Volke um so anziehender gemacht. Vellejus Paterculus sagt: „Als Cäsar, der Sieger der Welt, zurückkehrte, vergab er Allen, die Waffen gegen ihn getragen hatten (ein Umstand, der allen menschlichen Glauben übersteigt) und gab Schauspiele von Seegefechten, von Kämpfen zu Fuß und zu Pferd und mit Elephanten.“ Bei dieser Ge-

legenheit wurden die Zuschauer durch Gräben, welche den Kampfplatz umringten, vor den Angriffen der wüthenden Thiere gesichert, die sie in den Spielen des Pompejus belästigt hatten. In diesen Spielen des großen Dictators wurden zwanzig Elephanten fünfhundert Kämpfern zu Fuß entgegengesetzt. Unter der übrigen Beute, welche die eroberten Wüsten Afrika's ihm geliefert hatten, zeigte Cäsar den Kameloparden.

Die ungeheuren Vorräthe wilder Thiere, welche durch die Circusspiele erheischt wurden, ließen sich nur durch verschwenderischen Aufwand und fortwährende Aengstlichkeit von Seiten der römischen Regierung herbeischaffen. Das Volk, mit solchen Darstellungen nie gesättigt, verlangte sie als Preis seines Gehorsams gegen die verschiedenen Parteien, welche sich um seine Stimme bewarben oder seine Unterwerfung erzwangen. Der Aedil Celius schreibt an Cicero, als derselbe Proconsul in Silicien war, er möge ihm um jeden Preis Panther verschaffen, die er zu den nächsten Spielen brauche. Hierauf erwidert Cicero, alle nur möglichen Anstrengungen seien von den Jägern gemacht worden; die Thiere aber seien ungemein selten und er habe nach Carien schicken müssen, um sich einige zu verschaffen. Wir sehen daraus, daß dies Verfahren für die Gier des Volkes nach Blut stets Vorrath herbeizuschaffen, einen beträchtlichen Theil der römischen Staatsmaschinerie bildete. Brutus, nach der Ermordung Cäsars, befahl, während seiner Abwesenheit von Rom, die Spiele mit dem Glanze zu feiern, woran das Volk gewöhnt worden war, und er war gezwungen, eine beträchtliche Summe von seinen geringen Mitteln für die Führung des Krieges der Freiheit abzuziehen, um „eine große Anzahl fremder Thiere einzukaufen, von denen er keines seinen Freunden geben konnte, sondern welche sämmtlich in den Spielen zu brauchen waren." (Nach Plutarch.) Augustus, als ihm die Reichthümer der Welt zur Verfügung standen, füllte den Circus mit Thieren aus jedem Lande. Die Eroberung Aegyptens bot der Volksneugier neuen Reiz. Schlangen ungeheurer Größe, wurden im Comitium gezeigt, und einmal wurden 36 Krokodile im flaminischen Circus getödtet. Claudianus beschrieb vier Jahrhunderte nach der beschriebenen Verschwendung thierischen Lebens während der langen Zeit, wo die Macht Roms alle Thiere aus den Wüsten herbeibringen ließ, die Schrecken, welche die römischen Seefahrer empfanden, wenn sie mit ihrer Ladung über das Meer zogen;

Es entfiel das Ruder dem zitternden Sklav, und es scheute
Sich der Patron vor der Fracht, die er erblassend genährt.

Als die kaiserliche Gewalt fest begründet war und als die Cäsaren ihre Gelüsten mit einer Verschwendung befriedigen konnten, welche alle Berechnungen des neueren Luxus übersteigt, als sie ihre öffentliche Pracht mit einer Verschwendung ausführten, welche die schwächeren Despoten der späteren Zeit im Glanze ihrer Ruchlosigkeit weit hinter sich läßt, wurden die Spiele des Amphitheaters in einem Maße ausgeführt, wohin die Consuln und Aedilen der Republik kaum zu streben wagen durften. Caligula gab an seinem Geburtstage 400 Bären und eben so viele andere wilde Thiere für diese Spiele her, und am Geburtstage der Drusilla ließ er ein ähnliches rohes Schauspiel aufführen, das sogar noch am andern Tage fortdauerte. Claudius setzte Kämpfe thessalischer Reiter mit Stieren ein und ließ auch Kameele das erstemal mit Pferden kämpfen. Die Menschen strengten ihre Erfindung an, um neue Verfahrungsarten der Grausamkeit zu erfinden; manche Kaiser gaben sich diesen Spielen mit eben so großer Leidenschaftlichkeit wie die rohe Masse hin. Sinnlichkeit entwürdigt ebenso wie Unwissenheit, weil sie nur aus Unwissenheit unter einem andern Namen besteht. Claudius stand beim Tageslicht auf, um sich nach dem Circus zu begeben und blieb dort, damit ihm kein Todesschmerz der Thiere entginge, häufig zurück, wenn das Volk zum Mahle des Nachmittags fortging. Bisweilen ward unter der Regierung des Claudius und Nero ein Elephant einem einzigen Kämpfer entgegengesetzt und die Zuschauer wurden über die Aeußerung persönlicher Geschicklichkeit entzückt. Bisweilen wurden Hunderte, sogar Tausende wilder Thiere durch Fechter zu Pferde getödtet und das Vergnügen der Volksmasse stand im Verhältniß zu der Verschwendung des Blutes von Menschen und Thieren. Die Leidenschaftlichkeit zu dergleichen Spielen erheischte ein größeres Theater wie den alten Circus. Das Colosseum ward von Vespasian begonnen und von Titus 79 n. Chr. vollendet.

Dies ungeheure Gebäude wurde in nicht mehr wie drei Jahren aufgerichtet. Cassiodorus behauptet, daß dies prächtige Denkmal menschlicher Thorheit mehr gekostet habe wie das Erbauen einer Hauptstadt. Wir vermögen jetzt noch

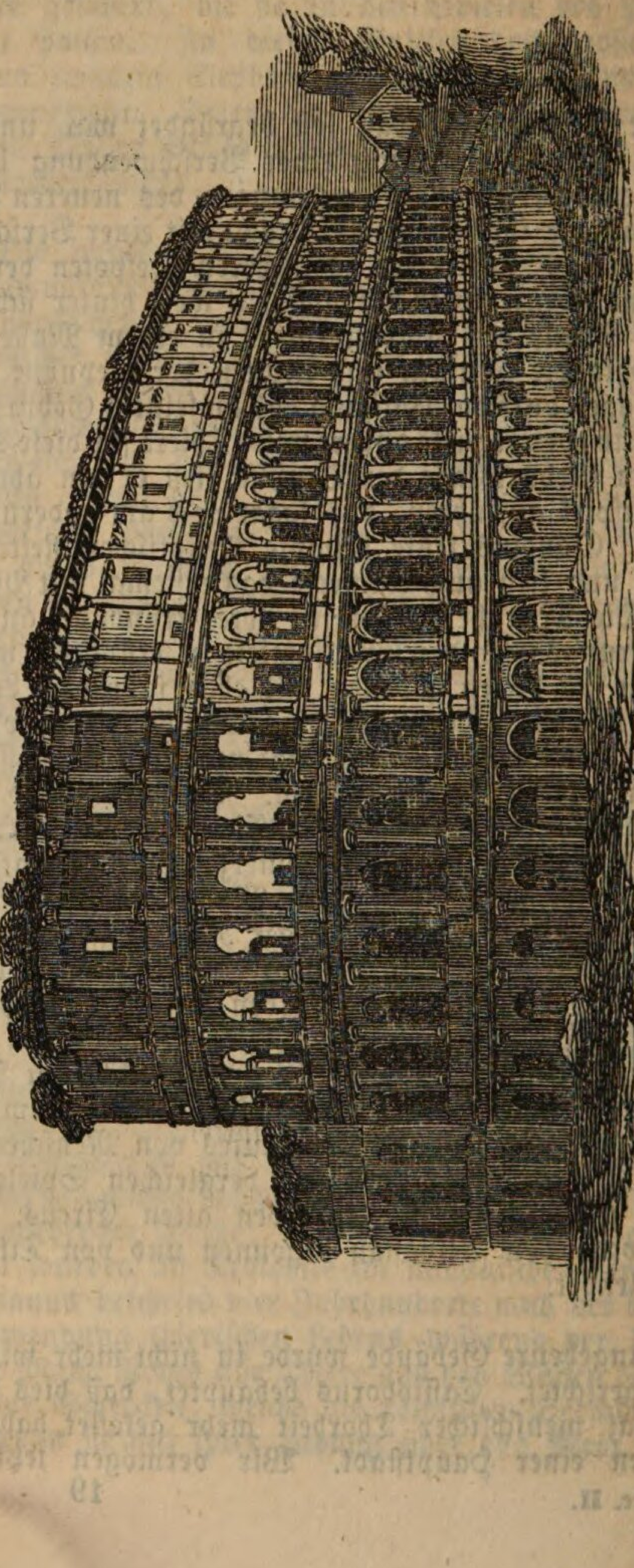


Fig. 68. Aeußere Ansicht des Colosseum von Vespasian.

nach der ungeheuren Masse von Mauern, die von ihm noch übrig sind, den Umfang und seine Anordnung anzugeben und können auch hier nicht unpassend einige Seiten der Beschreibung widmen. Ein solcher Bau kann niemals wieder in der Welt zum Vorschein kommen; denn die Menschen haben gelernt, daß die Verschwendung der Fürsten und überhaupt derjenigen, welche an der Spitze des Staates stehen, in nutzlosen Monumenten der Pracht und der Gewalt immer nur der harten Arbeit des Volks abgerungen wird und daß der Reichthum, welchen man von den Kanälen der Nützlichkeit dadurch ableitet, nur dazu dient, die Mißbräuche einer Regierung fortzusetzen und zu gleicher Zeit die Fortschritte der Masse in Kenntniß und Behaglichkeit zu hemmen. Oeffentliches Glück und Prunk des Despotismus können nicht neben einander bestehen.

Das Colosseum, ein Bau ovaler Form, nimmt den Raum von etwa 6 Ackern ein; nach Cresy und Taylors Alterthümer der Baukunst Roms kann man mit Recht sagen, es sei das gewaltigste Gebäude der Welt gewesen, denn die Pyramiden Aegyptens können nur damit in Ausdehnung ihrer Fläche verglichen werden, da sie beinahe dieselbe Oberfläche bedecken. Die größte Länge oder die größere Achse ist 620′, die größere Breite oder kleinere Achse ist 513′. Die äußere Mauer ist 157′ in der ganzen Ausdehnung hoch, in vier Stockwerke abgetheilt, wovon jedes nach einer besonderen Säulenordnung verziert ist. Das Karnies des oberen Stocks ist zu dem Zwecke durchbohrt, daß man hölzerne Balken einfügte, die auf Architrave und Friese und auf eine Reihe Balkenköpfe abstiegen, die unmittelbar unter der oberen Fensterreihe sich befanden, wo ebenfalls Löcher zum Empfang der Balken angebracht sind. Diese Balken dienten zur Anheftung von Stricken, die eine Decke hielten, welche die Zuschauer vor Regen oder Sonnenschein schützte. Um das ganze Gebäude liefen zwei Gänge und führten zu den Treppen, auf denen man zu den verschiedenen Stockwerken hinaufstieg; die Sitze, welche nach dem Kampfplatz hin abstiegen, waren von 80 Bögen gehalten; letztere nehmen so viel Raum ein, daß die reine Oeffnung in der inneren Mauer nächst dem Kampfplatz nur 287′ lang und 180′ breit ist. Unmittelbar über und um den Kampfplatz war eine Fläche in der Höhe von 12—15′, worauf der Kaiser, Senatoren, fremde Gesandte und andere Personen höheren Ranges sich niederließen. Von diesem Platz, Podium genannt, bis zur Spitze des

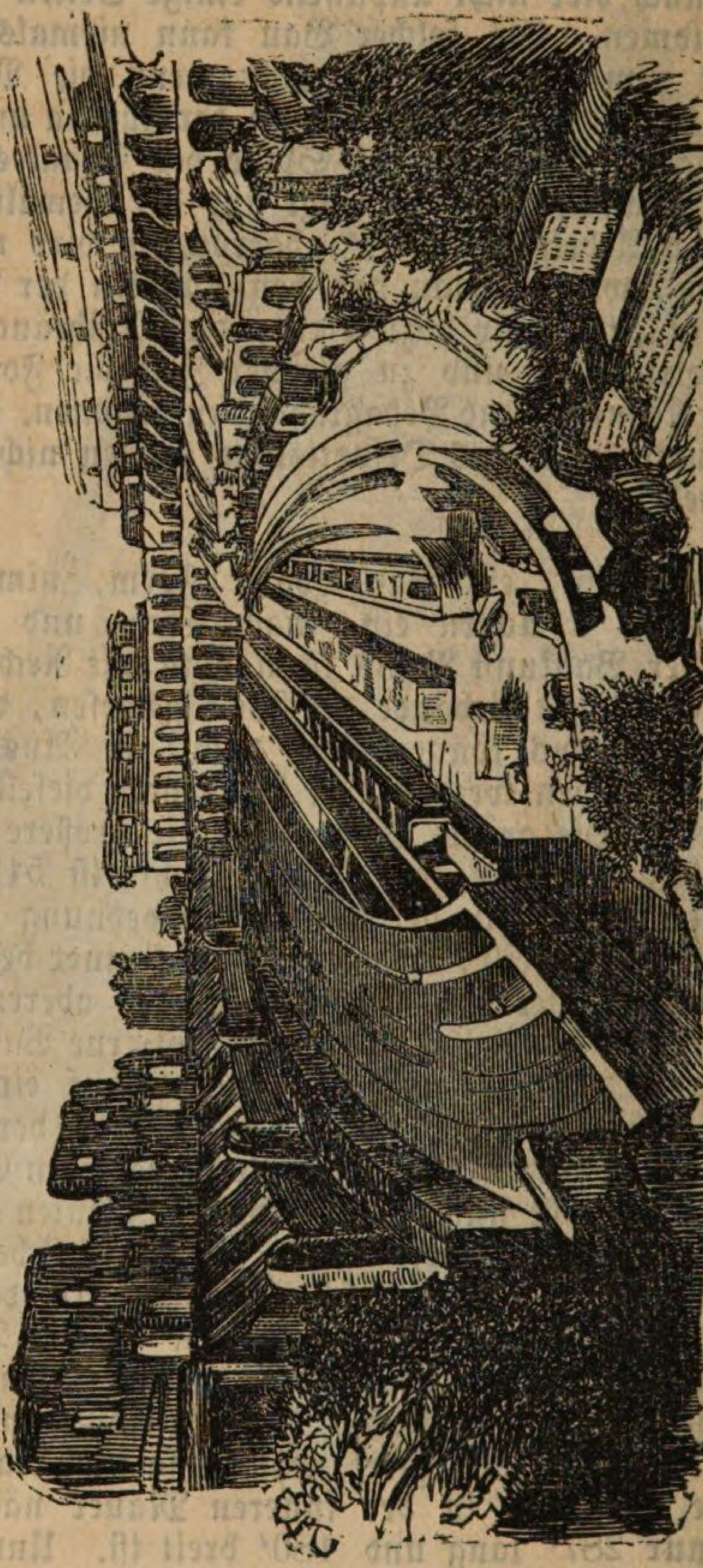


Fig. 69.

zweiten Stockwerks fanden sich Marmorsitze für die Ritter; über dem zweiten Stock scheinen nur hölzerne Sitze gewesen zu sein. Auf diesen verschiedenen Sitzen konnten 80,000 Zuschauer, je nach ihrem Range, Platz haben; hier ergibt sich nach Inschriften wie nach Angaben römischer Schriftsteller, daß viele Plätze dieses ungeheuren Theaters besonderen Personen gehörten und daß Jeder seinen Sitz ohne Verwirrung finden konnte. Der Boden wurde auf der Oberfläche des Kampfplatzes 1813 ausgehöhlt; damals entdeckte man eine große Menge von unteren Bauten; einige Antiquare haben dieselben für neuere Bauten erklärt, Andere jedoch halten dieselben für die Höhlen, worin wilde Thiere gezeigt wurden. Die Beschreibungen, welche Historiker und andere Schriftsteller von der Mannigfaltigkeit und Ausdehnung der Schauspiele hinterlassen haben, scheinen anzudeuten, daß ein großer Raum und weitläufige Vorrichtungen unter der Bühne nothwendig waren, um die Wunder auszuführen, die vor den Blicken des römischen Volkes geschahen. Wir fügen nach dem Werk von Cresy und Taylor eine innere Ansicht nach Westen zu bei, die in der Zeit genommen ist, wo der Kampfplatz in der genannten Zeit ausgehöhlt war. Wir haben die äußere Ansicht so gegeben, wie sie zur Zeit des Piranesi vorhanden war.

Nutzlos wäre der Versuch einer Beschreibung des Glanzes des Colosseums und der Scenen, die es von Titus an bis Honorius darbot, da zwei berühmte Schilderungen dieser Wunder von ausgezeichneten Schriftstellern verschiedenen Charakters vorhanden sind. Gibbon hat mit seiner gewöhnlichen Kraft des Ausdrucks die Stellen des Calpurnius und anderer alten Schriftsteller zusammengefaßt, welche dieses außerordentliche Gebäude und den Pomp, den es enthielt, darstellen. Er gesteht aber auch die Verpflichtungen ein, die er gegen Montaigne hat, welcher, wie der Geschichtschreiber sagt, ein sehr richtiges und lebhaftes Bild römischer Pracht in diesen Schauspielen gab. Unsere Leser werden ohne Zweifel die etwas sonderbare aber sehr passende Schilderung des altfranzösischen Schriftstellers nicht ungern hier eingefügt sehen:

„Ohne Zweifel war es etwas Schönes, daß man in das Theater eine Masse Bäume mit allen Zweigen in vollem Grün pflanzte, die einen schattigen Wald in schönster Ordnung darstellten. Auch war es sicherlich prächtig, daß man

am ersten Tage 1000 Strauße, 1000 Hirsche, 1000 Eber und 1000 Rehe hineintrieb, um getödtet und dann unter das Volk vertheilt zu werden; daß man am nächsten Tage 300 Bären tödten und am dritten Tage 300 Paar Fechter auf den Tod kämpfen ließ, wie der Kaiser Probus dies ausführte. Auch war es wohl schön, daß man dies ungeheure Amphitheater gänzlich mit Marmor außen bedeckt, mit Figuren und Statuen merkwürdig bearbeitet und dessen Inneres mit prächtigen Dekorationen geschmückt sah, gleichsam mit einem Gurt von Juwelen und mit einem von Gold dicht überdeckten Säulengang; daß man alle Seiten dieses ungeheuren Raumes vom Boden bis zur Spitze mit etwa 30—40 marmornen Sitzreihen, die mit Kissen bedeckt waren, erblickte, wovon es hieß:

..... Jeder entferne sich schnell,
Hegt er noch Scham, und erhebe sich gleich von dem Polster der Ritter,
Wenn der Besitz dem Gesetz nicht genügt.'
Juvenal III.

und worauf 1000 Menschen bequem sitzen konnten; daß unten, wo die Schauspiele aufgeführt wurden, man den Ort sich zerspalten ließ, wodurch er Höhlungen darstellte, welche die zum Schauspiel bestimmten wilden Thiere ausspie'n; daß dieser Ort zweitens wie ein tiefes Meer überschwemmt ward, voll von Seeungeheuern und mit Kriegsschiffen beladen, die eine Seeschlacht darstellten; drittens, daß man den Boden wieder abtrocknete zum Kampf der Gladiatoren, und viertens, daß man ihn mit Scharlach und Storax anstatt des Sandes bestreute, damit dort ein Mahl für das ganze unendliche Volk gehalten wurde — der letzte Akt eines Tages.

Auch wie oft erblickten wir nicht, wie der Kampfplatz in Theile
Plötzlich sich schied, und wie dann aus dem Schlund der zerrissenen Erde
Reißender Thiere Schaar sich ergoß, und wie dort sich Verstecke
Buschwerk prächtig erhoben, mit Schmuck der goldenen Blüten.
Nicht nur haben wir so des Waldes Thiere geschauet;
Robben des Meers erblickten wir dort im Kampfe mit Bären,
Auch ein Geschlecht als Rosse benannt, doch im Körper entstellet.
Calpurnius, Lib. VII.

„Bisweilen ließ man einen hohen Berg vorwärts rücken, der voll von Fruchtbäumen und andern blühenden Bäumen war, welche Bäche Wasser von der Spitze entsandten, als käme dieses aus der Mündung einer Quelle; zu andermalen sah man ein großes Schiff hineinrollen, welches sich öffnete von selbst theilte und alsdann, nachdem es aus seinem unteren Raum 4 oder 500 Raubthiere ergossen hatte, sich wieder schloß und verschwand. Zu anderen Stellen sprengte man aus dem Fußboden dieses Ortes duftendes Wasser in Strömen empor, und zwar so hoch, daß die ganze Versammlung damit bespritzt ward. Um sich gegen das Wetter zu schützen, hatte man eine weite Decke von gestickten purpurnen Vorhängen, bisweilen auch von Seide in anderer Farbe, die man, je nach Belieben, im Augenblick hinüber oder fortziehen konnte.

Glüht auch das Amphitheater beim Brande der heißeren Sonne,
Zieht man den Vorhang hinweg, tritt dort Hermogenes auf.
Calpurnius.

Auch ein Netzwerk ward vor dem Volk aufgezogen, um es gegen die Heftigkeit dieser losgelassenen Thiere zu schützen; dasselbe war von Gold gewoben:

Auch erglänzt das von Gold gewobene Netz.
Calpurnius."

Montaigne fügt hinzu: „Ist Etwas in solchen Ausschweifungen zu entschuldigen, so kann dies nur darin liegen, daß Neuheit und Erfindsamkeit mehr Wunder wie Kosten veranlaßten." Zum Glück für die Genüsse des Menschen ist sogar unter der Herrschaft eines römischen Despoten die Neuheit und Erfindung sehr beschränkt, wenn sie allein auf Dinge angewandt wird, die so unwürdig und roh wie das Spiel der Amphitheater sind. Probus ließ übrigens Bäume auf den Kampfplatz versetzen, so daß derselbe wie ein grüner

Wald erschien, und Severus brachte 400 reißende Thiere in ein Schiff, das auf dem kleinen zum Kampfplatz gebildeten See schwamm. Dies war schon ein seltene Ausübung der Erfindsamkeit; deßhalb ward auch darauf eine Münze geschlagen mit der Inschrift: „Freude der Zeiten.““



Fig. 70.

Bei gewöhnlichen Gelegenheiten aber bestand der einzige Anspruch auf Volksbewunderung in Verschwendung, Geschmacklosigkeit, in Stolz auf unerfindsame Verschwendung, roher Gewalt und in dem Pomp des gesättigten Luxus. Wenn Titus 5000 wilde Thiere bei der Eröfnung seines Amphitheaters dem Volk zeigte, so brachte Trajan am Schluß des dacisches Krieges die Zahl auf 10,000 Wenn der jüngere Gordianus Bären, Eber, Hirsche, Zebra's, Strauße, Eber und wilde Pferde zusammenbrachte, so ahmte er allein das Schauspiel des Carinus nach, worin die Seltenheit der Thiere ebenso bewundert wurde wie deren Wildheit. Gibbon hat mit Recht bemerkt: „Während die Menge mit dummem Staunen auf das glänzende Schauspiel schaute, konnte allerdings ein Naturforscher wie Plinius die Gestalt und Eigenschaften der verschiedenen Arten beobachten, welche von jedem Theil der alten Welt nach dem Amphitheaer Roms gebracht wurden. Dies war aber nur ein zufäliger Nutzen und kann unmöglich die liederliche Verschwendung der öffentlichen Reichthümer rechtfertigen.“ Die Verschwendung der öffentlichen Reichthümer war jedoch noch nicht die schlimmste Folge der Circusspiele; die öffentliche Mord wurde dort ebenso

geopfert wie Reichthum. Die Zerstörung der Thiere war eine passende Vorbereitung für die Tödtung der Menschen. Eine kleine Anzahl unglücklicher Personen, welche sich mit dem Kampfe gegen wilde Thiere im Cirkus beschäftigten, wurde förmlich abgerichtet, wie gegenwärtig die Stierkämpfer Spaniens. Diese Menschen wurden daran gewöhnt, den Muth des Thieres durch falsche Angriffe zu erschöpfen, plötzlich hinter dasselbe zu springen und es hinten zu verwunden, bevor es zur Besinnung kommen konnte, ihm einen Mantel über die Augen zu werfen und es im Augenblick seines Schreckens zu tödten, oder einen Becher einer chemischen Zubereitung ihm in den offenen Rachen zu gießen, so daß die Betäubung eines anhaltenden Todeskampfes entstand. Die meisten Menschen aber, die sich bei diesen Kämpfen aussetzten, welche auch für die Geschicktesten zu gefährlich waren, bestanden in ungehorsamen Sklaven oder in überführten Verbrechern; die Christen bildeten während der Verfolgung einen großen Theil der letzteren Klasse. Die römische Macht mußte nothwendig intolerant sein; die Versammlungen der neuen Religion wurden Gegenstände der Abneigung und des Argwohns; die Geduld und Standhaftigkeit erhöhte die Wuth der Unterdrücker und sogar ein Mann wie der jüngere Plinius war der Meinung, die Christen verdienten Strafe wegen ihrer Hartnäckigkeit. Somit boten die kaiserlichen Edikte gegen die ersten Christen um so größere Gelegenheit den Blutdurst des Volkes anzuregen, wie der Kampf von Löwen gegen Löwen oder Gladiatoren gegen Gladiatoren. Das Volk lernte den Glauben, es sei bei einer feierlichen Handlung der Gerechtigkeit gegenwärtig und kam deßhalb um zuzuschauen, wie der Tiger und Leopard das zitternde Glied des Greises und des Jünglings, des Starken und des Schwachen zerriß, ohne den Wunsch zu Rettung des Hülflosen und zum Beistand des Tapfern zu empfinden.

„Die Kaiser," sagt Montaigne, „entschuldigten das Uebermaß ihrer Spiele und öffentlichen Thierkämpfe durch die Angabe, ihre Gewalt hänge, wenigstens dem äußern Anschein nach, von dem Willen des römischen Volks ab, welches seit undenklicher Zeit mit solchem Pompe und Ausschweifungen unterhalten und geliebkost ward." Man wird sehr leicht einsehen, daß solche Ausschweifungen niemals hätten statt finden können, wenn die Regierung römischer Kaiser nach dem gerechten Grundsatze der Berücksichtigung der Rechte Aller geführt worden wäre, d. h. hätte Rom eine

freie Regierung besessen. Die Regierung Roms wußte sehr wohl, daß die Spiele des Amphitheaters in den Provinzen die Einwohner derselben mit dem Druck der römischen Proconsuln und anderer Statthalter aussöhnten. Tacitus sagt: „Der Kaiser erließ ein Edikt, daß kein Procurator oder eine andere Magistratsperson, welche ein Amt in einer Provinz verwaltete, ein Schauspiel von Gladiatoren oder Kämpfe wilder Thiere, noch irgend ein anderes Spiel zur Unterhaltung des Volkes geben solle; früher nämlich hatten sie durch solche Handlungen der Freigebigkeit ihre Untergebenen nicht weniger belästigt wie durch Erpressungen, während sie unter dem Einflusse, den dieses Verfahren auf die Menge übte, ihre Willkürlichkeit und ihren Raub verdeckten." Was außerhalb Roms in kleinem Maßstabe als scheußlich erschien, wurde zu Rom selbst in größtem Maßstabe für gerecht und nothwendig gehalten; auch fehlte es nicht an Leuten, welche den Mißbrauch rechtfertigten. Einige Vertheidiger der Grausamkeiten des Cirkus erklärten dieselben für nothwendig, um den muthigen Geist zu erhalten, wodurch Rom die Herrscherin der Welt wurde. Die Wahrheit aber besteht darin, daß diese Schauspiele gerade den Geist unterdrückten, worin sich der wirkliche Muth einer Nation zeigt — der Muth des Widerstandes gegen Unterdrückung. Die Sophisten Roms konnten leicht behaupten, die Kämpfe der Elephanten und Stiere, Tiger und Bären erhielten den Nationalgeist, welcher die Gothen von den Thoren der Stadt entfernt halfe; wären aber die Institutionen Roms von der Art gewesen, daß die plebejische Klasse durch eine gleichmäßige Vertheilung des Reichthums zur Bedeutung und Selbstständigkeit gelangt wäre, so hätte der Gothe niemals gewagt, die Schwäche des Barbaren der Kraft der Civilisation entgegen zu setzen. Man glaubt gemeiniglich Rom sei durch seinen Luxus gefallen; betrachten wir aber die Zahl der Ueppigen, so werden wir erkennen, daß nur eine geringe Zahl durch den Besitz eines zu großen Reichthums verdorben war, während die Masse des Volkes derjenigen Mittel entbehrte, welche eine glückliche und deßhalb eine kräftige Bevölkerung bildet. Zwischen der rohen Sinnlichkeit der Patricier Roms und der elenden Entwürdigung ihrer Haussklaven lag keine große Klasse industriöser Bürger, die durch ihre Arbeit Unabhängigkeit erlangt hätten und das Gefühl hegten, daß die Quellen ihrer Genüsse nicht nach der Willkür eines Kaisers oder der Senatoren ihnen gewährt und genommen werden könnten. Allein es war dort ein träger und verschwenderischer, unruhiger und sklavischer,

eitler und verworfener Pöbel, eitel wie einst ihre großen Vorfahren stolz gewesen waren, und kriechend wie Menschen in verdorbener Gesellschaft dies immer sind. Während die hohen Stände die Beute der Welt für sich ansammelten und dem Fleiß einen größeren Antheil von den Früchten der Erde abdrangen, wie sogar der Besitz des Bodens ihnen als rechtmäßig gewährte, vermochten sie dem hungernden Plebejer Gaben von Brod und Wein zu spenden, seine Eitelkeit durch den kostbaren Prunk des Amphitheaters zu schmeicheln, marmorne Bäder zu bauen, worin ein fortwährender Strom lauwarmen Wasser sich aus Silberquellen ergoß, wo der niedrigste Römer mit einer kleinen Kupfermünze sich den täglichen Genuß einer Pracht und eines Luxus verschaffen konnte, welchen die Despoten Asiens beneiden durften. Dies alles war aber kein öffentliches Glück. In den engen Wohnungen der Stadt erlitten die Weiber und Kinder der Plebejer jegliche Entbehrung unter welcher die menschliche Natur die letzte Stütze der Tugend, die Selbstachtung, verliert. Weiber und Kinder wurden kärglich genährt und die Kunde der neuern Zeit war noch nicht vorhanden, um behagliche Kleidung durch Wohlfeilheit allen zugänglich zu machen und andere unzählige Behaglichkeiten zu erschaffen, die wir jetzt wegen ihrer Allgemeinheit nicht mehr nach Verdienst würdigen. Sehr elend muß das Loos der plebejischen Bevölkerung gewesen sein, welche sich in elenden Kammern zusammengedrängt fand, wo Dunkel und Schmutz allein durch die Betrachtung ausgeglichen wurde, daß der zerlumpte Familienvater einen Elephanten und einen Ochsen kämpfen sehen, mit dem Kaiser unter demselben Himmelsdach sitzen oder eine der 3000 Kammern in den Bädern Diocletians mit dem glücklichen Bewußtsein sich auswählen konnte, daß die parfümirte Haut des in politischer Hinsicht gleich entwürdigten Senators aus derselben Wasserleitung gewaschen würde, welche Frische auf seinen eigenen ausgemagerten Körper ergoß.

Man könnte leicht nachweisen wie die Regierung Roms die wirklichen Fortschritte des Volks in Kenntniß und öffentlichem Geist mit einem Zehntheil der Kosten befördert haben könnte, welche die entwürdigende Vergnügung des Cirkus unterhielten, z. B. die Thiere, welche dort in einer Stunde getödtet wurden, hätten sich auf klügere Weise in öffentlichen Gärten erhalten lassen, die mit der Auswahl der Pflanzen eroberter Gegenden gefüllt worden wären, und so hätte

eine Liebe zur Naturkunde anstatt der wilden Grausamkeit entstehen können. Jedermann, welcher nur bei oberflächlicher Kenntniß der Naturgeschichte den Plinius und zum Theil den Seneca (Controv.) gelesen hat, wird den ungemeinen feinen Sinn der Römer für Erkenntniß der Natur erkennen, allein zur Kaiserzeit lag die Beförderung dieses Studiums schon nicht mehr in der allgemeinen Politik der Regierung. Naturkenntniß führt, wie jedes tiefe Studium des wirklich Vorhandenen oder deren allgemeine Gesetze durch Beobachtung, zur Liebe der Freiheit. Die prunkenden Aufzüge, welche den römischen Bürger mit Bewunderung der Hoheit Roms und mit Verachtung gegen die Völker anderer Länder erfüllten, machten ihn zum Sklaven und erhielt ihn in Sklaverei. Der Werth des äußeren Pompes für die Behauptung der Tyrannei läßt sich eben so sehr in neuerer Zeit erkennen. Wir verweisen auf Ludwigs XIV. Pomp in Versailles, auf Napoleons schlaues Verfahren, den Franzosen Entzücken über den Besitz der herrlichsten Kunstwerke beizubringen, die er den Italienern gestohlen hatte — ein Hauptmittel von ihm, um sie eine repräsentative Regierung vergessen zu lassen. Man muß aber auch andrerseits gerechter Weise bemerken, daß die Regierung in einem Staate wie England, meist vergißt, das Publikum habe einiges Recht auf dergleichen Genüsse. Von keiner englischen Regierung kann dasselbe gesagt werden, was Shakspeare den Antonius über Cäsar sagen läßt:

. . . . . Er hat Euch überlassen
Die Gärten all, die Bäume, die er pflanzte.
. . . . . Er hat sie Euch für immer
Vermacht und Euren Erben; geht umher
Erquickt Euch in dem Schatten.

Man kann bei uns sagen, das Volk habe noch nicht gelernt, das Eigenthum zu achten, auf dessen Erhaltung sein Genuß beruht. Weßhalb? Es ist unter Ausschließung erzogen worden; deßhalb hegt es das Gefühl, es werde nur mit Widerstreben in ein Museum oder in eine naturhistorische Sammlung zugelassen. Sogar die Monumente erlauchter Todten, wofür die Nation bezahlt hat, können nicht angesehen werden, wenn man dafür nicht bezahlt. Die Gräber unsrer Dichter und Staatsmänner sind der Ueberwachung eines habgierigen

Beamten anvertraut und wir beklagen uns, das gemeine Volk besitze schlechten Geschmack!

Bei diesen Bemerkungen haben wir zugleich beachtet, daß der Hauptzweck bei der Betrachtung der Sitten des Alterthums und fremder Völker in der Verbesserung unserer eigenen Einrichtungen bestehen muß. Die Römer bemühten sich unseren rohen Vorfahren, die sie unterworfen hatten, eine Liebe für die Spiele des Amphitheaters einzuflößen; Reste beträchtlicher Bauten, die dieser Vergnügung geweiht waren, finden sich zu Dorchester, Silchester, Caerldon und Redruth. Wir haben bestimmte Berichte, daß Cirkusspiele in York zur Zeit des Severus gehalten wurden. Sicherlich ist dieser barbarische Zeitvertreib nicht wieder zu erwecken — das Zeichen eines niedrigen Zustandes der Moral und Kenntniß, obgleich



Fig. 71. Münze mit der Statue des Pertinax, von vier Elephanten gezogen; nach dessen Tode auf Befehl von Severus geschlagen. Die im Anfang dieses Kapitels mitgetheilte Münze ist zu Ehren des Augustus auf Befehl des Tiberius geprägt.

Diese und die übrigen hier dargestellten Münzen sind aus folgendem Werk entnommen: **Gisberti Cuperi, De Elephantis in Nummis obviis Exercitationes duae.** Es sind zwei Abhandlungen über Darstellungen der Elephanten in Münzen, befindlich in **Novus Thesaurus Antiquitatum Romanorum, v. Sallengre, 3 Vol. Hague 1719.**

auch England leider in Hund- und Hahnenkämpfen etwas Aehnliches wie die alten Cirkusspiele besitzt. Wir dürfen aber das alte Rom in so weit nachahmen, daß dem Volk Vergnügen gewährt werde, daß wir die Ausbildung seines Geschmacks in Kunst und Wissenschaft fördern und dadurch Anhänglichkeit an Staatseinrichtungen hervorrufen, deren Mißbräuche allein die Verbreitung gesunder Erziehung zu scheuen haben.

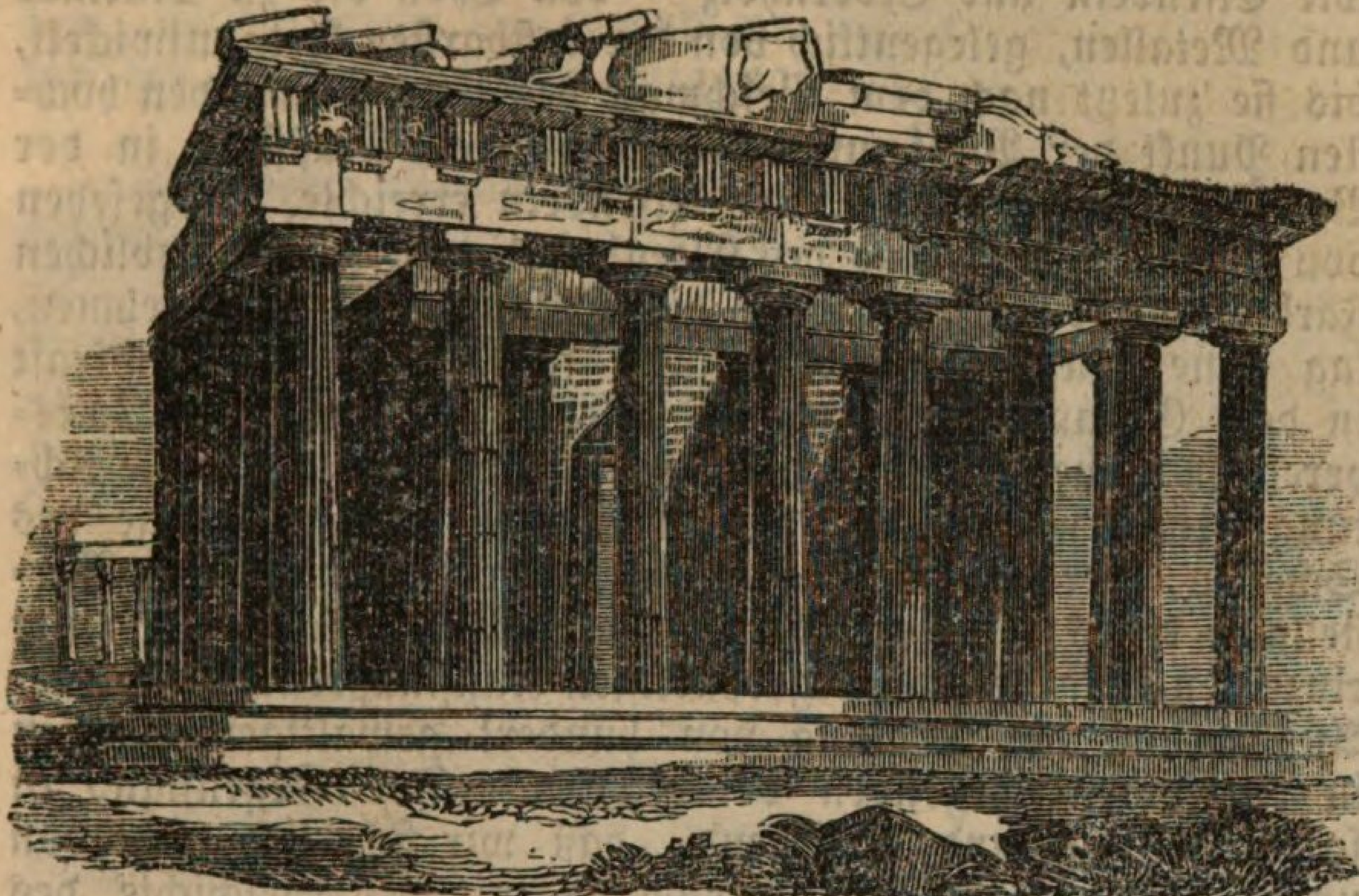


Fig. 72. Ruinen des Parthenon

Dreizehntes Kapitel.

Die Elfenbeinstatuen der alten Griechen und Römer.

Ungefähr vier Jahrhunderte vor der Zeit, worin die Römer den Elephanten aus den Wäldern Afrika's schleppten, um ihn zum Vergnügen einer unwissenden Volksmenge zu quälen, hatte das Volk Griechenlands wahrscheinlich eine außergewöhnliche Zerstörung der Heerden Asiens und Afrika's veranlaßt, um den Glanz der Nationalreligion zu erhöhen. Während der Verwaltung Athens durch Perikles (445 v. Chr.) faßte der Geist des Phidias, des größten Bildhauers im Alterthum, den Gedanken, Statuen der Götter Griechenlands zu bilden, welche die entgegengesetzten Eigenschaften kolossaler Größenverhältnisse und eines Materials vereinigten, das die verhältnißmäßig genaueste Ausführung der Theile im Kleinen gestattete. Die Bildhauerkunst Griechenlands hatte sich all-

mählig in mehren Jahrhunderten von dem anfänglichen Gebrauch des gemeinsten Holzes bis zu solchem Material, wie Elfenbein und Cedernholz — von Thon bis zu Marmor und Metallen, gelegentlich von der kostbarsten Art, entwickelt, bis sie zuletzt nach dem Geschmack des Alterthums den höchsten Punkt der Vollkommenheit in größtem Maßstabe in der Vereinigung von Gold und Elfenbein erreichte. Abgesehen von dem zarten Gefüge des Elfenbeins, von seiner lieblichen Farbe, von seiner Fähigkeit, die höchste Politur anzunehmen, lag seine wunderbare Anreizung für die Einbildungskraft in dem Gedanken, daß die kolossalen Gegenstände der Volksverehrung, welche schon durch die Form allein die tiefste Achtung erwecken mußten, indem sie alle Charakterzüge des Schönen, der Majestät und des Schrecklichen in der Vorstellung eines höheren Geistes vereinigten, sogar in einer einzelnen Statue dieser großartigen Kunstäußerung, zu ihrer Ausführung die Tödtung von hundert gewaltigen Thieren in entfernten Gegenden veranlaßten. Der Gegenstand ist so merkwürdig und anziehend, daß wir sicherlich nicht von unserem Plane, die Naturgeschichte mit der Geschichte des Menschen zu verbinden, abweichen, wenn wir mit einiger Ausführlichkeit den Zweig der Bildhauerkunst behandeln, welche man die chryselephantische zu nennen pflegt (d. h. eine Vereinigung von Gold und Elfenbein, wie sie bei den Griechen und Römern stattfand). Die einzelnen Nachrichten über diese Kunst sind in einem ungemein prächtig ausgestatteten Werke, welches mit höchster Kunde des griechischen Alterthums verfaßt ist, enthalten, — ein Werk, welches dreißig Jahre ununterbrochener Arbeit, die allein diesem Zwecke gewidmet war, erheischte. Dies Werk ist das treffliche Buch von Quatremere de Quincy, eines Mitgliedes des Institutes von Frankreich, über den olympischen Jupiter, über die vielfarbige Bildhauerkunst (polychromatische Sculptur) und über die Geschichte der Sculptur in Gold und Elfenbein, wobei sich der Verfasser bemüht, nach Nachrichten und Antiken die Bilder der berühmtesten Kunstwerke dieser Art zu erneuen. *

* Der vollständige Titel, welcher eine Uebersicht des Inhaltes gibt, ist folgender: „Le Jupiter Olympien, ou l'Art de la Sculpture Antique, considéré sous un nouveau point de vue; ouvrage qui comprend, un essai sur le gout de la Sculpture Polychrome, l'analyse explicative de la Toreutique, et l'histoire de la statuaire en or et ivoire, chez les Grecs et les Romains, avec la restitution des principaux monumens de cet art, et la démonstration pratique ou le renouvellement des ces procédés mechaniques. *Paris*, 1815. Folio."

Aus der ungeheuren Masse Material, die er, um die Sache zu erläutern, gesammelt hat, wollen wir versuchen, eine gedrängte Uebersicht über einen Zweig der alten Kunst zu geben, welcher mehr wie irgend ein anderer der Aufmerksamkeit der Gelehrten früher entgangen ist.

Bei dem allmähligen Fortschritt der griechischen Bildhauerkunst in einigen Jahrhunderten vor der Perikleischen Zeit hatten die gewöhnlichen Produkte des Landes, Erde, Stein und Holz, das Material gebildet, woraus sich der Geist der Kunst allmählig entwickelte. Heyne (nach Winkelmann, Geschichte der alten Kunst, 1. Anhang B.) hat richtig bemerkt, daß ein gewisser Grad der Vollkommenheit niemals hätte erreicht werden können, wenn die Kunst nicht mit dem Gebrauch gewöhnlicher Stoffe begonnen hätte. Derselbe gelehrte Deutsche führt an, daß Elfenbein in der Iliade nur einmal erwähnt wird, und daß diese Angaben in Bezug auf den Pferdezaum eines Trojaners vorkömmt; in der Odyssee aber sei der Palast des Menelaus nach seiner Rückkehr von seiner Reise nach Aegypten und Phönizien mit Zierrath von Gold, Bernstein und Elfenbein ausgeschmückt erwähnt. Von dieser Zeit an wurde wahrscheinlich ein stets anwachsender Elfenbeinhandel zwischen Griechen und Phöniziern betrieben, die sich durch Verkehr mit Aegypten und Aethiopien genug Vorräthe verschaffen konnten. Hesekiel, indem er von den Kaufleuten von Tyrus redet, sagt: „Die von Dedan sind deine Kaufleute gewesen und hast allenthalben auf den Inseln gehandelt; die haben dir Elfenbein und Ebenholz verkauft“ (nach Luthers Uebersetzung). Von der Periode des trojanischen Krieges an scheinen die Griechen Elfenbein zum Schmuck ihrer Waffen und ihres Geräthes in Täfelchen und später bei Bildsäulen von gewöhnlichen Größenverhältnissen gebraucht zu haben. Ungefähr zweihundert Jahre nach der angeblichen Zeit des trojanischen Krieges sehen wir, daß die Handelsunternehmungen des Königs Salomo denselben Luxusartikel nach Judäa einführten. „Denn das Meerschiff des Königs, das auf dem Meere mit dem Schiffe Hirams fuhr, kam in drei Jahren einmal und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen“ (1. Könige 10, 22). „Und so mit den Elephantenzähnen Indiens (?) versehen, ließ der König einen Stuhl von Elfenbein machen und ihn mit dem besten Golde belegen.“ Vers 18. Ein Jahrhundert nach Salomon erwähnt der Geschichtschreiber der Bibel das elfenbeinerne Haus des Königs Ahab und die elfenbeinernen Paläste des fünfundvier-

zigsten Psalms beziehen sich offenbar auf Gebäude, in welchen Elfenbein eine Hauptverzierung bildete. Auch Propertius hat in späterer Zeit denselben Ausdruck beibehalten. So sehen wir, daß der Gebrauch des Elfenbeins, welcher unter den großen Monarchien Asiens wahrscheinlich sehr alt war, sich über Griechenland und Judäa mehre Jahrhunderte vor Phidias verbreitet hatte.

Die Anwendung des Elfenbeins in der Sculptur von Basreliefs und Bildsäulen und vor allem bei Kolossen muß eine weit höhere Uebung menschlicher Erfindsamkeit, wie die Kunst eingelegter Arbeit (des Holzmosaikes oder der Marqueterie der Franzosen) erheischt haben, welche wir zuerst erwähnt finden. Die Geschicklichkeit, welche große Rohstoffe wie Elephantenzähne zu großen Oberflächen bearbeitete, muß einen hohen Grad mechanischer Kunstfertigkeit erheischt haben; wenn wir nun neben dieser Kunstfertigkeit die höchsten Vermögen der Erfindung und Zeichnung, wie sie Phidias besaß, erkennen, so brauchen wir nicht die allmähligen Schritte der Kunst, die er übte, nachzuweisen, um eine passende Vorstellung von deren Schwierigkeit und Wichtigkeit zu erwecken. Es mag aber dennoch nothwendig sein, daß man auf den Anfang zurückblickt, denn wir müssen bedenken, daß der Gebrauch des Elfenbeins in den höheren Zweigen der Bildhauerkunst in gewisser Hinsicht verloren ist, da die großen, durch sie hervorgebrachten Werke untergegangen sind und da die immer mehr zunehmende Seltenheit des Materials ihre Ausübung seit der christlichen Zeitrechnung verboten hat. Neben diesen Umständen widerstrebt die hauptsächlichste künstlerische Wirkung der Vereinigung von Elfenbein und Gold, nämlich die Mannigfaltigkeit der Farbe den Vorstellungen, die wir jetzt über Vollkommenheit der Sculptur hegen. Wir dürfen aber daraus nicht schließen, daß diese besondere Art der Bildhauerkunst im Gebrauch beschränkt ward, oder mit dem Künstler unterging, der darin den höchsten Ruhm erreichte. Sie war ziemlich allgemein ein Zweig der Bildnerei, welcher der Darstellung der Götter in den Tempeln geweiht war (Plinius VIII, 10). Die Berichte, welche das Alterthum über die Mannigfaltigkeit griechischer Götter und die ungeheure Zahl der Tempel hinterlassen hat, wird die ungeheure Masse Elfenbein erweisen, die für den Bau vieler solcher Statuen, wie die des olympischen Jupiters und der Minerva des Parthenon erheischt wurde; eine solche Masse müßte alle Hülfsquellen des neuen Handels erschöpfen.

Wäre das Material, womit die Griechen ihre prächtigen Kolosse von Göttern und Helden darstellten, * dasselbe gewesen, welches seit Wiederbelebung der Künste der Bildnerei gewidmet wurde, nämlich Marmor, so würden die Reste, die den Verheerungen der Zeit entgangen sind, uns eine genauere Vorstellung von der Ausdehnung ihrer Arbeiten erweckt haben, wie wir jetzt nach den Schriftstellern des Alterthums uns bilden können. Wir vermögen über die Größe der äußern Verzierungen des Minervatempels in Athen nach den Bruchstücken zu urtheilen, die sich jetzt im brittischen Museum befinden. Mehre Jahrhunderte lang pflegten die türkischen Unterdrücker des neueren Griechenlands die Statuen des Parthenon in Staub zu zermahlen, um daraus Kalk für den Bau ihrer elenden Hütten zu verfertigen; dennoch ist genug den Verwüstungen der Zeit und der Barbaren entgangen, um Muster des höchsten künstlerischen Geistes der Nachahmung aller Zeiten darzubieten. In den Tempeln aber, deren Friese mit der glänzenden Darstellung der Siege des Theseus geschmückt waren, stand ein von derselben Meisterhand ausgeführtes Götterbild zu dessen Verehrung Pilger aus allen Theilen Griechenlands herbei strömten, von welchem nicht der geringste Theil mehr übrig ist, um die Genauigkeit derer zu bezeugen, welche diese Bildsäule beschrieben. Sie war so berühmt, daß kaum ein Theil vorhanden ist, wovon sich nicht irgend eine Beschreibung in den Schriften der Alten vorfindet. Sie bestand aus Gold und Elfenbein und die Anwendung des kostbaren Metalls war so verschwenderisch, daß Perikles dasselbe als eine der Hülfsquellen angab, um den peloponesischen Krieg zu führen. Das Gold wurde während der Belagerung Athens durch Demetrius geplündert und das Elfenbein ging wahrscheinlich durch den Einfluß der Atmosphäre auf eine der Verwesung so ausgesetzte Substanz, oder mit der alten Religion unter. Die Minerva war wie die anderen großen Statuen, welche der Zeit und Habsucht wichen, nicht für eine lange Dauer errichtet. Der Ruhm der Nachwelt bildete einen geringeren Beweggrund in der Wahl des Materials, wie die augenblickliche Wirkung durch den Glanz und die Zartheit, der die Vereinigung des Goldes und Elfenbeines fähig war. Sinnreiche Verfahrungsweisen wurden erdacht, um den Fortgang

* Die Bildnerei mit Gold und Elfenbein war jedoch sicherlich nicht ausschließlich für die Kolosse der Götter bestimmt; so ist der Koloß der Ceres, in Eleusis gefunden, aus Marmor.

der Verwesung aufzuhalten; man goß z. B. durch verborgene Kanäle Oel in verschiedene Theile der Figuren; auch befand sich der große Künstler wahrscheinlich in einer Lage, um durch Erfahrung die schnelle Verwesung zu erkennen, welche sein treffliches Werk erwartete, denn er hat offenbar den Wunsch gehegt, der Nachwelt bekannt zu werden, welcher für alle Männer höheren Geistes charakteristisch ist. Als Horaz verkündete, seine Gedichte würden dauernder wie Erz sein, konnte er kaum hoffen, seine Vorhersagung werde erfüllt werden; und dennoch, wie wenige eherne Statuen sind uns übrig geblieben! allein zu keiner Zeit der Civilisation werden seine Oden verloren gehen.

Der alte Schriftsteller welcher uns die besten Berichte über die griechische Kunst hinterlassen hat, ist Pausanias, der seine Beschreibung Griechenlands zur Zeit der Antonine in Rom herausgab. In seinen Angaben über die Merkwürdigkeiten der griechischen Städte erstaunen wir hauptsächlich über seine Berichte der wunderbaren Skulpturwerke aus Elfenbein, von welchem wir kein Exemplar mehr übrig haben und welche sogar unseren Begriffen des Schönen in der Kunst zu widerstreben scheinen. Die Reste alter Skulptur in Marmor und Erz können uns keinen bestimmten Begriff von diesem Kunstzweige geben. Wir sehen, daß die kostbarsten Stoffe zur Bildung dieser Statuen verwandt wurden und daß der höchste Geist von mechanischer Gewandtheit unterstützt, sie würdig gemacht hatte, um als vollkommenstes Ideal eines Gottes zu gelten. Diese außerordentlichen Werke waren der Ruhm der Heiligthümer von Athen, Argos, Epidaurus und Olympia; sie waren hauptsächlich durch ihre Größenverhältnisse, durch die Schönheit des Stoffes, die Vollkommenheit der Ausführung und die ideale Wahrheit der Formen, vollkommen geeignet, den Einfluß einer Religion zu befördern, welche sich an die Sinne wandte, um den Glauben zu erzwingen, den die Vernunft verweigern konnte. Wir werden einige Stellen aus Pausanias und andern Schriftstellern auswählen, um unsere Angaben über die Eigenthümlichkeit der Kolosse von Elfenbein und Gold zu rechtfertigen. Wir beginnen mit der des Jupiter zu Olympia, der als ein Meisterwerk des Phidias beschrieben wird. Pausanias sagt: „Der Gott aus Gold und Elfenbein verfertigt sitzt auf einem Throne. Auf seinem Haupte ruht ein Olivenkranz; in der rechten Hand trägt er eine Victoria von Gold und Elfenbein mit einem Kranze in der Hand und mit einer Krone auf

dem Kopfe. In der linken Hand des Gottes befindet sich ein Scepter der von jeder Art Metall glänzt. Auf der Spitze des Scepters sitzt ein Adler. Die Sandalen des Gottes sind von Gold und ebenso sein Mantel. Die Figuren verschiedener Thiere und allerhand Blumen und besonders Lilien sind darauf gemalt. Der Thron besteht aus Gold, Edelsteinen, Elfenbein und Ebenholz, worauf Figuren aller Art eingeschnitten und gemalt sind."

Der griechische Reisende beschreibt weiter die Beigaben der Statue und des Thrones, z. B. die Zierrathen im Basrelief und an dem Fußgestell; er gibt aber nicht die Größenverhältnisse des großen Werkes auf eine genügende, Eindruck machende Weise an. Strabo ersetzt diese Uebergehung; er sagt: „Phidias hat seinen Jupiter sitzend dargestellt, so daß er beinahe die Decke des Tempels berührt. Es scheint, daß der Gott, wenn er aufstände, das Dach emporheben müßte." Die Höhe des Innern war ungefähr 60′.

Die Beschreibung des Pausanias, obgleich sie nicht genügen mag, eine genaue Vorstellung von dem Glanze dieses großen Kunstwerkes zu erwecken, erweist wenigstens zur Genüge, daß die durch mannigfache Farben und Zierrathen hervorgerufene Wirkung sehr wesentlich von der der Skulptur in Marmor verschieden war; ohne Zweifel war es der Zweck des Künstlers, eine Täuschung zu erwecken, die der Wirklichkeit näher kam, wie die kalte Strenge der Skulptur in Marmor.

Aus dem Geiste des Heidenthums ergab sich der Umstand, daß man jedes Kunstmittel anwandte, um den Glauben an die wirkliche Gegenwart des Gottes zu ermuthigen. Die Verehrer wußten allerdings, die Statuen der Gottheiten seien das Werk menschlicher Hände und es fand sich kein Bestreben, die Leichtgläubigkeit des Volkes in dieser Hinsicht zu betrügen, denn die Statue des olympischen Jupiters hatte eine Inschrift, sie sei von Phidias verfertigt worden. Nachdem jede Anstrengung des Geistes gelungen war durch Schönheit und Glanz Eindruck auf die Vorstellungskraft hervorzubringen, wurden aber Sagen erfunden, die für das Werk übernatürliche Verehrung in Anspruch nahmen. Pausanias sagt: „Die Kunst des Phidias erhielt das Zeugniß des Jupiters selbst. Als das Werk fertig war, betete der Künstler zu dem Gotte, er möge ihm ein Zeichen geben, daß er zufrieden sei

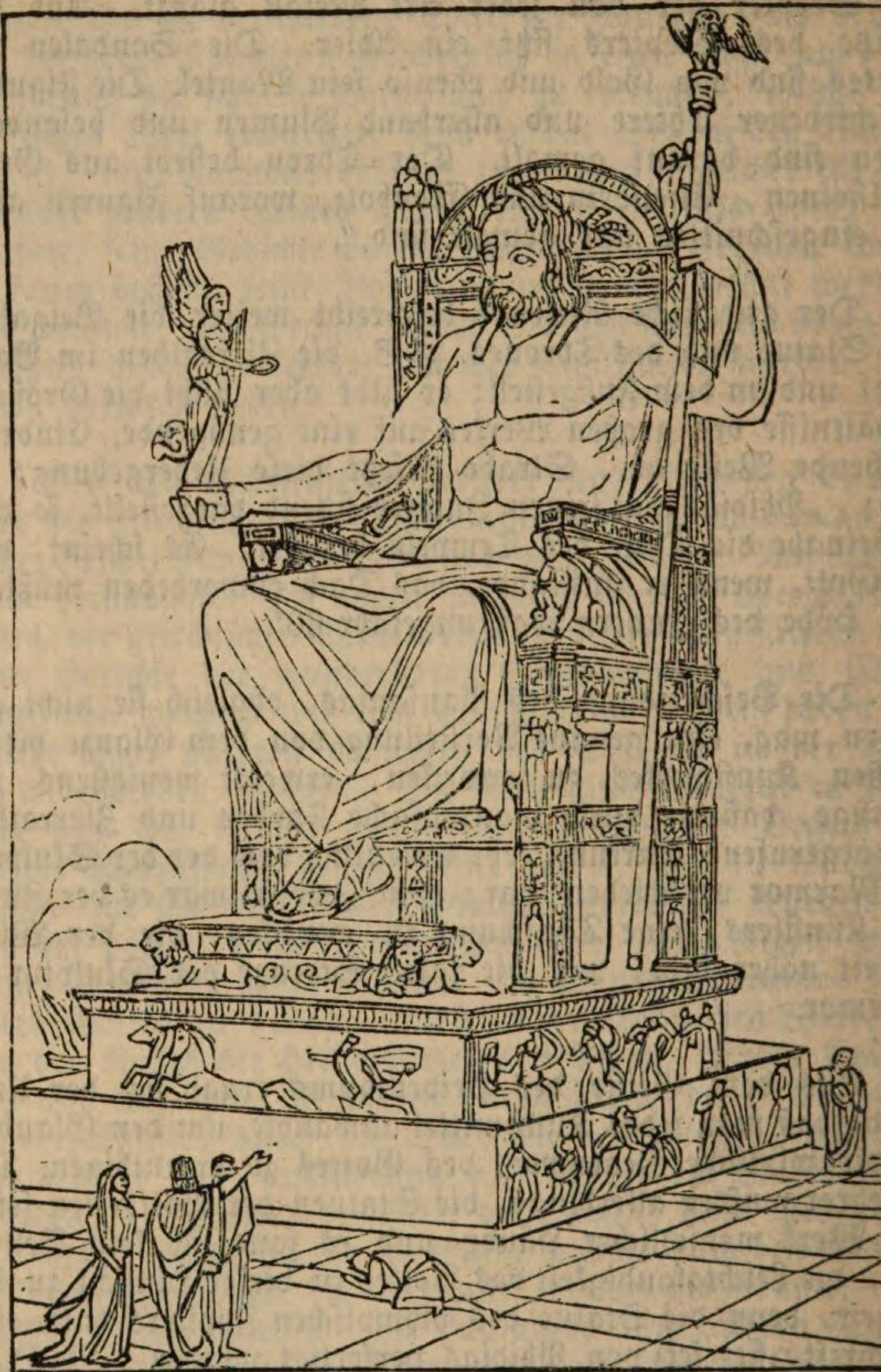


Fig. 73. Der olympische Jupiter, den Quatremère de Quincy wieder hergestellt. *

* Diese schöne Wiederherstellung, im Originalwerk kolorirt, ist sowohl nach der Beschreibung griechischer Schriftsteller wie nach Resten griechischer Bildhauerkunst gegeben, indem das von Phidias geschaffene Ideal die Grundform aller späteren Jupiterstatuen bildete.

und sogleich schlug der Blitz in den Fußboden des Tempels auf der Stelle ein, wo zu meiner Zeit eine Vase aus Erz stand." Die Großartigkeit der Arbeit war das hauptsächlichste Mittel, wodurch man in der Seele das geistige und materielle Bild der Gottheit zu vereinigen suchte. Lucian sagt: „Diejenigen, welche in den Tempel gehen, bilden sich ein, daß sie nicht das Gold aus den Bergwerken Tessaliens und das Elfenbein aus Indien, sondern den Sohn des Saturns und der Rhea sehen, welchen Phidias vom Himmel hinabsteigen ließ." Livius gibt einen Bericht, woraus es sich erhellt, daß die Wirkung der Statue nicht auf die bloße Menge beschränkt war: „Als Paulus Aemilius auf den olympischen Jupiter blickte, empfand er eine tiefe Regung seiner Seele, als sei der Gott gegenwärtig." Bis zur Zeit der Antonine zog der Ruhm dieses großen Werkes die Schaar der Bewunderer nach Elis. Arrian erwähnt, daß dies Meisterwerk der Kunst ein solcher Gegenstand für die Neugier der damaligen Griechen war, daß man es für ein Unglück hielt zu sterben, ohne es gesehen zu haben.

Die Statue von Gold und Elfenbein, welche dem olympischen Jupiter am nächsten kam, war die der Juno in Argos, von Polykletus, einem Zeitgenossen des Phidias, ausgeführt. Wie es scheint, waren die Werke des Polyklet in Großartigkeit und Pracht denen des Phidias untergeordnet, kamen ihnen aber in Schönheit und Geschicklichkeit der Ausführung gleich. Die Beschreibung von Pausanias lautet so: „Die Statue der Juno sitzt auf einem Throne; ihre Größe ist außerordentlich. Sie ist von Gold und Elfenbein; auf dem Kopf ruht eine Krone, worauf die Horen und Grazien dargestellt sind. In einer Hand hält sie ein Scepter, in der andern die Frucht eines Granatapfels." Maximus Tyrius sagt: „Polyklet befähigte die Argiver, die Königin der Götter in aller Majestät zu betrachten. Sie sitzt auf einem Throne von Gold, wo wir die Weiße ihrer Brust und ihrer Arme von Elfenbein bewundern." Von der Minerva des Parthenon, der ersten in Bezug auf die Zeit der Ausführung und der zweiten in Bezug auf Vorzüglichkeit der Statuen des Phidias, haben wir keine genaue Beschreibung, aber unzählige Anführungen alter Schriftsteller. Nach Plinius war sie 40′ hoch, und aus Plato ersehen wir, daß das Gold von dieser berühmten Statue vor dem Elfenbein vorherrschte. Er sagt: „Phidias machte weder Augen noch Gesicht, noch Füße, noch Hände seiner Minerva von Gold,

sondern von Elfenbein." Plutarch hat berichtet, daß der kluge Künstler das kostbare Metall an seiner Bildsäule so anordnete, daß man es abnehmen und wiegen konnte, wenn man etwa seine Ehrlichkeit in Zweifel ziehen sollte.

Die Phidias unmittelbar vorangegangene Zeit hatte Gebäude errichtet, die ihre endliche Verzierung von der Hand eines so kühnen Geistes erwarteten. Die tyrannische Regierung zu Athen während der fünfzigsten Olympiade hatte nach Art der despotischen Regierung überhaupt große Bauwesen ausgeführt. Der Tempel des olympischen Jupiters in jener Stadt, den Pisistratus begann, war in so ungeheurem Maßstab aufgeführt, daß seine Vollendung acht Jahrhunderte erheischte. Die Perserkriege ertheilten dem Geist Griechenlands einen sogar noch gewaltigeren Aufschwung, um die Monumente wieder aufzubauen, die ihr mächtiger Feind zerstört hatte, wie ein solcher durch die schlaue Politik der Tyrannen der vorhergegangenen Generation erregt worden war. Die ungeheure Kriegsbeute befähigte die Griechen Monumente zu Ehren ihrer Götter zu errichten, welche zugleich Zeugen ihrer Siege waren. Innerhalb weniger Jahre entstanden die Tempel der Minerva zu Athen, der Ceres zu Eleusis, des Jupiter zu Olympia, der Juno zu Argos und des Apollo Epicurius zu Phygalia. In gewissen Zeiten der Gesellschaft erhält der Geist der Nationen starken Antrieb, Kunstwerke zu errichten; so sehen wir, daß Griechenland in etwas mehr wie einem halben Jahrhundert mit Tempeln bedeckt ward; in derselben Art sind viele der gothischen Cathedralen des neueren Europa erbaut worden. Eine neue Laufbahn des Glanzes wurde Phidias durch Perikles eröffnet. Die alten Tempel besaßen Statuen von Gold und Elfenbein, aber diese waren keine Kolosse. Dieser Künstler erschuf die riesenhaften Denkmale, welche das Heiligthum zu klein für die Gottheit erscheinen ließen und so die Vorstellungen des Endlichen und Unendlichen in einen zu gewaltigen Contrast vor die Sinne brachten, als daß die Verehrung hätte entzogen werden können.

Das besondere Verdienst dieser Vorstellung des Phidias bestand nicht in der bloßen Annahme kolossaler Formen, sondern in seiner Anwendung des Materials im Kleinen, um die Wirkung einer großen festen Oberfläche durch alle Theile auf einmal hervorzubringen. Die Vorstellung kolossaler Skulptur gehört offenbar in die Kindheit der Kunst.

Wir finden, daß die Götter der Hindus dreimal Menschenhöhe in den Höhlen von Elephantia haben, und Desguignes sah Bildsäulen von 30′ Höhe in einer Pagode zu China. Die Griechen empfingen wahrscheinlich ihre Vorliebe für Kolosse von den Aegyptern: „Die Eigenthümlichkeit der griechischen Nachahmung bestand darin, daß sie auf alte Verfahrungsweisen Verbindungen pfropfte, denen der Fortschritt des Geschmackes neue Jugendkraft ertheilte; so sind alle Keime der Kunst von den Griechen in unmerklichem aber ununterbrochenem Fortschritt verbessert worden. Wir finden den Charakter ihrer ersten Versuche noch immer ihren Meisterwerken aufgedrückt. Ist das Kolossale allein eine Erfindung der Unwissenheit, so war dies nicht ein Grund, um es bei feinerem Geschmacke zu verwerfen. Dasjenige, welches als rohes Symbol begann, ward zum erhabensten Bilde als die Einbildungskraft der größten Bildhauer es mit aller Poesie ihrer Kunst ausgeschmückt hatte. Es ist zu beachten, daß der Mangel an Verhältniß zwischen der kolossalen Figur und dem Gebäude nicht das geringste poetische Geheimniß dieser Denkmale war, welche jetzt der Vorstellung der Neueren anstößig sind.“ (Quatremere de Quincy.)

Der Verfasser der Weisheit Salomonis hat die Werke der Bildhauerkunst beschrieben, welche Gegenstand der Abgötterei waren „als ein Bild, befleckt mit verschiedenen Farben der fruchtlosen Arbeit des Malers, deren Anblick die Thoren zur Lust verleitet.“ Das Verfahren, Statuen zu bemalen, gehört ebenfalls in die Kindheit der Kunst, obgleich es zu einer Zeit fortgesetzt wurde, wo ein strengerer Geschmack herrschte. Unter den Griechen aber fand sich das erhaltende Kettenglied zwischen den edelsten Erzeugnissen ihrer höchsten Bildung und den Versuchen früherer Zeiten in ihrer Religion. Eine natürliche Verehrung wurde den ältesten Götterbildern geleistet; es fand sich z. B. neben der Juno des Polyklet ein altes hölzernes Bild aus einem wilden Birnbaum geschnitzelt. In dieser Weise ward das alte Bild mit verschiedenen Farben bemalt, das Vorbild der Bildhauerkunst von Elfenbein und Gold; Quatremere de Quincy sagt: „Folgt man der Geschichte der Entstehung der Künste in Griechenland, so sieht man dieselbe unter dem doppelten Einfluß eines schaffenden und erhaltenden Geistes. Die Formen des Vergnügens entspringen aus denen des Bedürfnisses; die Wünsche des Instinktes wurden die Aufregungen des höhern Geistes; die gemeinsten Gedanken eröffneten die Quelle für die edelsten Vorstellungen; aus der

gröbsten Arbeit entsprang das zarteste Verfahren, und die Gewohnheiten eines kindischen und fehlerhaften Geschmackes erzeugten die prächtigsten und staunenswerthesten Verbindungen in der Kunst des Bildhauers."

Nach demselben Grundsatz, ein rohes Verfahren zur geschmackvollen Kunst zu erheben, bewahrten die Griechen in ihren Statuen von Elfenbein und Gold die alte Vorstellung gemalter Götterbilder, die mit wirklichen Kleidern angethan waren. Wir haben schon gesehen, daß das goldne Gewand der Minerva des Parthenon, obgleich es einen Theil der Statue bildete, sich ohne Schwierigkeit abnehmen ließ und wahrscheinlich entfernte Dionysius von Syrakus, als er der Statue des Jupiter den goldnen Mantel mit dem bittern Spotte abnehmen ließ, er sei zu warm im Sommer und zu kalt im Winter, wirkliche Goldplatten und nicht gewebten Stoff wie einige Erklärer glaubten.

Die Anhänglichkeit an bestehende Verfahrungsweisen, welche eine Haupteigenthümlichkeit griechischer Kunst bildet, läßt sich in der Vollkommenheit nachweisen, womit der Stoßzahn des Elephanten von Phidias bearbeitet wurde. Haben wir allein die mechanische Geschicklichkeit im Auge, so zeigt nichts so sehr die Erfindsamkeit der Griechen als diese Art Arbeit, wovon keine jetzt geübte Skulptur einen gehörigen Begriff erwecken kann. So weit sind wir von einer richtigen Auffassung des Gegenstandes entfernt gewesen, daß de Paw Plinius und Pausanius der Unwahrheit angeklagte, weil sie so ungeheure Massen als aus festem Elfenbein gebildet, darstellten. Diese alten Schriftsteller gehen zwar nicht in Beschreibung des technischen Verfahrens ein, wodurch diese ungeheuren Statuen gebildet wurden, so daß sie als eine massive Masse erschienen; wie wenig Schriftsteller aber geben gegenwärtig, wenn sie die allgemeine Wirkung eines Kunstwerks beschreiben, auf die mechanische Verfahrungsweise bei Verfertigung desselben ein! Die Griechen verschafften sich ohne Zweifel für ihre Kolosse die größten Stoßzähne; die Tempel waren Orte zur Aufbewahrung des Elfenbeines und wir erfahren aus Cicero, daß der Konig Masinissa, als seine Flotte mehre ungewöhnlich große Elephantenzähne aus dem Tempel der Juno in Malta hatte nehmen lassen, sie nachher wieder zurückgab. Bei allem Vortheil aber auch, welcher durch Auswahl der größten Stoßzähne sich zu einer Zeit ergeben konnte, worin die Handelsthätigkeit der Griechen die

Wälder Asiens und Afrika's für die Pracht der Tempel beisteuern ließ, ist es dennoch offenbar, daß die Geschicklichkeit große Stücke Elfenbeins für Kolossalstatuen zuzurichten, nur aus langer Erfahrung entstanden sein konnte. Elfenbein scheint wirklich der schwierigste Stoff für die Behandlung des Bildhauers zu sein. Anstatt einer einzigen festen Masse, z. B. eines Marmorblocks — anstatt eines schmiedbaren und schmelzbaren Stoffes wie Metall, bietet der Stoßzahn des Elephanten eine Masse von unzusammenhängenden Theilen, welche in allen seinen noch so bedeutenden Größenverhältnissen, durch die Verhältnisse des Thieres, von welchem der Stoßzahn stammt, bedingt sind; unregelmäßig in der Form bietet er dem Werkzeug eine härtere Oberfläche wie sie der Marmor selbst zeigt. Bildsäulen aus diesem Material verfertigt, müssen nothwendig eine Anhäufung von Theilen bilden und zwar eine solche, die weit schwieriger auszuführen ist wie die auf einer glatten Oberfläche ausgeführte, z. B. ein Mosaikpflaster. Wäre die Oberfläche nur kreisförmig oder ungleich, so würde die Schwierigkeit dadurch erhöht; sucht man aber eine Zusammenstellung von Theilen zur Darstellung menschlicher Körperform zu bilden, d. h. der mannigfachsten und zartesten, die vorhanden sein kann, so ist es klar, daß der Mechanismus der Arbeit, wodurch dieser Wirkung erzeugt wird, beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet.

In dieser wie in jeder andern Aeußerung mechanischer Fertigkeit war die Kunst durch eine lange Aufeinanderfolge von Versuchen vervollkommnet; da sie mit andern Künsten verwandt war und aus denselben zum Theil hervorging, so fand sich hier die Theilung der Arbeit (der Hauptgrundsatz, durch dessen Anwendung die schwierigsten Werke des Menschen vollbracht worden sind) in einer Ausdehnung, für welche die Skulptur in Marmor nicht empfänglich war. Ohne die Theilung hätte diese Vollkommenheit nicht in jener Stufe der Arbeit erreicht werden können, welche aus einer Menge von Stücken eine Gestalt von 40 Fuß Höhe und ein Werk erschuf, welches auf Jahrhunderte lang die Bewunderung der Menschen auf sich zog. Auch konnten die großen Werke des Phidias nicht anders nach dessen sechzigstem Lebensjahre ausgeführt worden sein, denn ohne Hülfe dieser Arbeitstheilung wäre selbst das längste Leben eines Menschen für ein einziges seiner Werke zu kurz gewesen.

Bei den Untersuchungen von Quatremère de Quincy

über diesen Zweig griechischer Kunst drängte sich ihm unaufhörlich die Frage auf, wie eine Skulpturart so merkwürdig durch den Charakter ihrer mechanischen Verfahrungsweisen und von den gewöhnlichen Methoden so verschieden, welche die Natur dem Menschen zur Nachahmung ihrer Formen dargeboten hat, sich zuerst in Griechenland entwickeln konnte. Durch geduldige Nachforschungen fand er auf, daß die Skulptur im Beginn der griechischen Kunst durch ein System und mechanische Formen allmählig erreicht ward, welche mit der neueren Skulptur keine Verwandtschaft hatten. Unter den Griechen war lange Zeit eine Kunst vorhanden gewesen, die sie Toreutik (τορευτική) nannten, welche den Zweig der Skulptur bezeichnete, worin man mit getriebenen Metallen arbeitete, dieselben zusammennietete, mit kostbaren Stoffen auslegte und das Ganze mit dem Griffel polirte. Dies war die Kunst der Skulptur in Metallen — die Kunst des Ciseleurs, welche einst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zu Florenz einen Rang einnahm, der den geschicktesten Arbeitern gestattete, mit denjenigen in Wettstreit zu treten, welche die Skulptur als freie Kunst betrieben. Plinius, welcher die Skulptur der Griechen in vier Zweige eintheilte, in die Kunst des Modellirens oder der Arbeit in Thon, in den Metallguß, in die Skulptur oder Schneiden in Marmor und in die Toreutik, sagt: „Kein Werk in Malerei oder Toreutik ist durch eine Sklavenhand verfertigt worden (XXV, 10).“ Diese Kunst also nahm einen so hohen Rang ein, daß nur die gebildete Seele eines Freien sich derselben widmen konnte. Er sagt ferner, Phidias sei der Erste gewesen, der dieser Kunst die volle Entwicklung ertheilte, und sie habe durch Polyklet ihre Vollkommenheit erlangt. Plinius erwähnt die vier Hauptzweige der Kunst, als seien sie gleichzeitig vorhanden gewesen; da er sah, daß die Kunst, in Thon, Holz, Stein nnd Metallen zu bilden, in der einen oder andern Form stets vorhanden war, konnte er nicht entdecken, welcher Kunstzweig zuerst entstand, da sich alle im Dunkel des höchsten Alterthums verloren. Die ersten Statuen waren ohne Zweifel mit religiöser Verehrung verknüpft; die Opfer, welche in den Tempeln gebracht wurden, standen immer in einiger Verbindung mit der Kunst. Die Erfindsamkeit des Menschen ward zur Thätigkeit berufen, um den inneren Werth des Metalls zu erhöhen. Der fünfmal geplünderte Tempel Delphi's besaß unter seinen kostbarsten Schätzen Dreifüße und Vasen. Die Ueberlieferungen der Dichter schreiben die frühesten Metallarbeiten dem Vulkan zu, und alle von Homer

erwähnten Gegenstände der Skulptur sind Metallarbeiten. Die Bibel redet von Tubal Kain „als dem Lehrmeister jeder Kunst in Erz und Gold.“ Die häuslichen Gewohnheiten der Griechen waren eben so wohl wie die Religion dazu geeignet, die Art der Kunst zu erwecken, welche mit der Skulptur der Metalle verknüpft war. Anakreon gibt einem Künstler die Zeichnung an, die er auf einem Silbergeschirr eingegraben wünscht, und Athenäus zählt sechzig Formen von Bechern auf, die bei Tische gebraucht wurden. Cicero spricht von der Zahl und Schönheit der in Sicilien gebrauchten Geschirre — kleiner und großer Schalen und Weihrauchsschüsseln, die sämmtlich mit großer Geschicklichkeit verfertigt und in jedem Hause eines wohlhabenden Mannes gewöhnlich waren. Ohne Zweifel fand sich somit ein beträchtlicher Handel mit diesen Artikeln im Alterthum, und die Künstler in Toreutik bildeten eine wichtige Klasse für den Luxus des Privatlebens und für den Gottesdienst des Volkes. Phidias, welcher diese Kunst als Geschäft getrieben und eine nur selten in einem Menschen vorhandene Vereinigung von Talenten besessen zu haben scheint, gab ihr die höchste Entwicklung bei der Anwendung auf die kolossalen beschriebenen Werke. Sein Genius stand wahrscheinlich in demselben Verhältniß zur alten Kunst wie der des Michel Angelo zu der neueren. Beide waren Verbindungsglieder zwischen zwei Zeiten. Jeder besaß eine bewunderungswürdige Fähigkeit für das Ideale und Praktische, und verbanden die Schöpfungen der Einbildungskraft mit dem Geschmack bestehender Gewohnheit. Obgleich Phidias in seiner Jugend Metalle goß, in Marmor arbeitete und malte, so beruhte sein Ruhm hauptsächlich auf den Kolossen, die er aus Elfenbein und Gold nebst allem Zubehör verfertigte, wie Throne und Fußgestelle, welche durch die Toreutik benannte Kunst verfertigt wurden. Eine Stelle im Seneca weist auf diese Eigenthümlichkeit seines Ruhmes hin: „Phidias verstand es nicht allein, seine Statuen aus Elfenbein, sondern auch aus Erz zu verfertigen.“ Man kann jedoch nur mit Schwierigkeit begreifen, wie die Gewohnheit, sein Talent auf Werke der bloßen Verzierung anzuwenden, diesen großen Künstler befähigte, eine Statue von der strengen Großartigkeit des Theseus zu verfertigeu, deren Reste noch im brittischen Museum vorhanden sind. Noch schwieriger aber ist es für uns, zu begreifen, wie die sorgfältige Arbeit des Ciseleurs, auf Kolossalfiguren wie Jupiter und Minerva angewandt, die allgemeine Wirkung und das Ideale der Kunst über die Einzelnheiten vorherrschen ließ und die vollkommenste

Reinheit des Geschmackes mit dem größten Glanz des Materials vereinigte. Dennoch war dies ohne allen Zweifel die Wirkung dieser Statuen und ihrer Beigaben, und der Unterschied der Vorstellungsweise der Alten und unserer eigenen, obgleich wir über Bildhauerkunst in Marmor mit denselben übereinstimmen, beruht wahrscheinlich nur auf dem Umstande, daß unser Geschmack in Bildhauerkunst nur nachahmend ist und, nach den Mustern der uns erhaltenen griechischen Kunst gebildet, kein richtiges Urtheil über ganz verschiedene Werke fällen kann, von denen wir nichts mehr übrig haben.

Ein Theil des Werkes von Quatremère de Quincy enthält die Darlegung der mechanischen Verfahrungsweisen bei Verfertigung der Bildsäulen von Elfenbein und von Gold und Elfenbein. Die Einzelnheiten sind ungemein interessant, sowohl für den Mechaniker wie für den Künstler. Seine Theorie ist auf der Form des Stoßzahnes begründet, eines zum Theil hohlen, zum Theil festen Körpers; ferner auf der Annahme, daß die Alten sich größere Stoßzähne verschaffen konnten, wie man dergleichen jetzt erhält, daß eine Kunst vorhanden war, den cylindrischen Theil flach zu machen, wenn der Stoßzahn der Länge nach durchschnitten war, und daß man sich so Platten von 6 bis 24 Zoll Weite verschaffen konnte. Alsdann wurde nach Quatremère de Quincy ein Holzblock gleichsam als der Kern des Ganzen zugeschnitten und die einzelnen Platten darauf befestigt, nachdem sie genau nach den einzelnen Theilen eines Modells ausgeführt waren. Beiliegender Holzschnitt zeigt das Modell aus Thon, die einzelnen Elfenbeinstücke für eine Büste und den Block, worauf ein Theil des Elfenbeines angebracht ist.

Der Geist des Phidias und anderer großen Bildner in Elfenbein füllte zu einer Zeit, wo die Macht und der Reichthum Griechenlands ins Leben gerufen war, die Tempel mit Statuen, woran das Material der Elephantenzähne eben so geschmackvoll wie verschwenderisch angewandt wurde. Sogar nach dem Tode Alexanders, als die Skulptur eher die Menschen wie die Religion betraf, und die Handlungen der ersteren eher darstellte wie die idealen Beigaben der Götter, waren noch Statuen von Elfenbein und Gold bei den Griechen gewöhnlich. Im Philippeum zu Olympia fanden sich Statuen Alexanders und seiner Familie aus diesem Material. Die Huldigung der Bildhauerkunst war dem macedonischen Eroberer vorzugsweise angenehm; seine Statuen

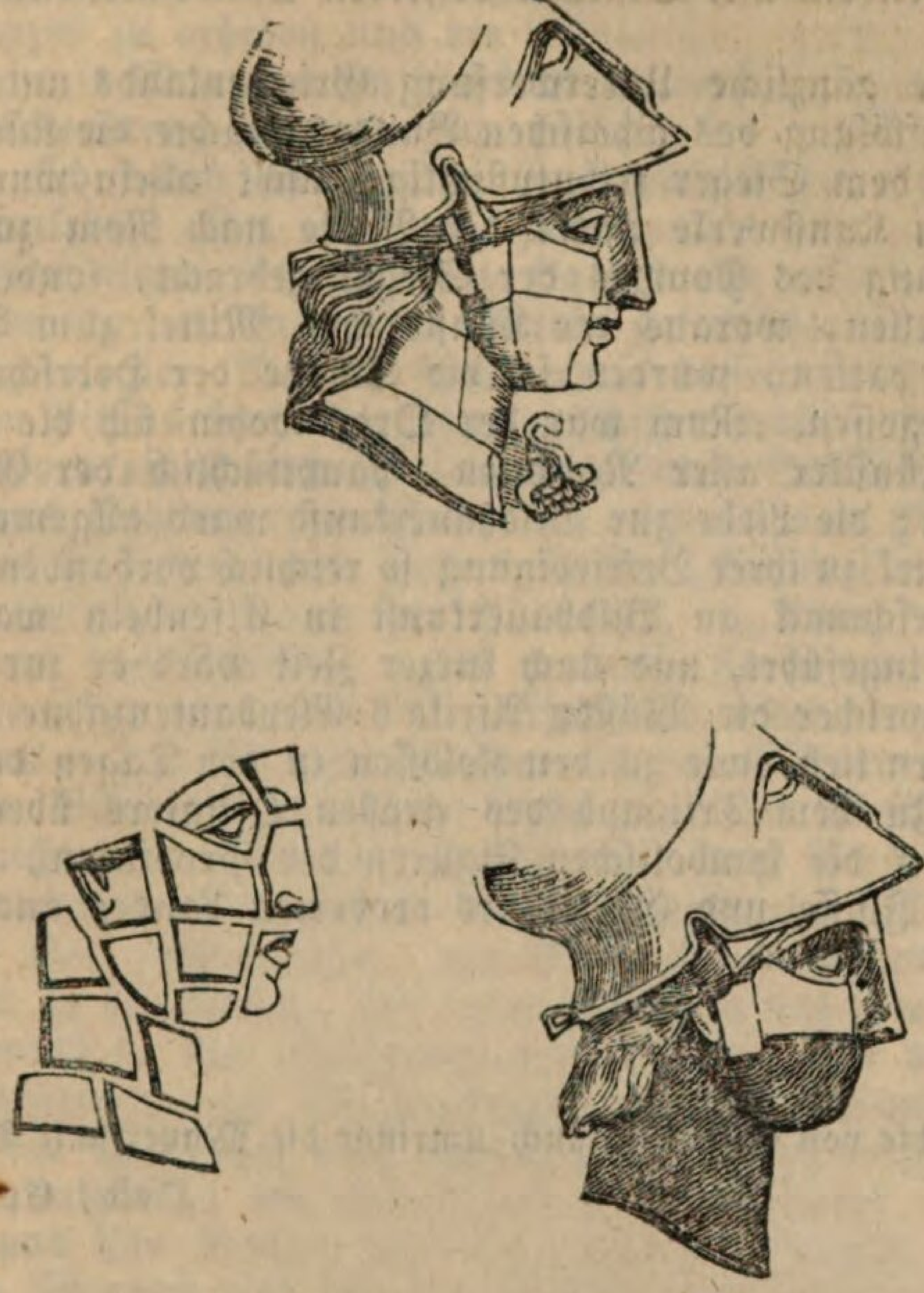


Fig. 74 bis 76.

verbreiteten sich in jedem Lande, wohin sein Ruhm sich ausdehnte. Die Eroberungen in Indien mußten Elfenbein in Griechenland verbreiten. Das Grabdenkmal Hephästions war mit Statuen von Gold und Elfenbein geschmückt. Unter den Nachfolgern Alexanders erreichte der Reichthum an Elfenbein die größte Höhe. Im Triumph des Ptolomäus Philadelphus trugen äthiopische Sklaven 600 Elephantenzähne. Nach Quatremère de Quincy befanden sich unter den in ungeheuren Wägen dabei aufgeführten Kolossen mehre Statuen aus Gold und Elfenbein. Derselbe Ptolomäus ließ auf

seinem von Athenäus beschriebenen Schiff einen Säulengang von Elfenbein mit Statuen desselben Materials bauen.

Die gänzliche Unterwerfung Griechenlands unter Rom nach Auflösung des achäischen Bundes machte die Künste des ersteren dem Sieger tributpflichtig; nicht allein wurden die schönsten Kunstwerke unter der Beute nach Rom zur Ausschmückung des Pompes der Sieger gebracht, sondern auch die Quellen, woraus die Künste ihre Mittel zum Bestehen geleitet hatten, wurden in die Schätze der Herrscherin der Welt ergossen. Rom war der Ort, wohin sich die geschicktesten Künstler aller Nationen, hauptsächlich der Griechen, begaben; die Liebe zur Bildhauerkunst ward allgemein, als die Mittel zu ihrer Befriedigung so reichlich vorhanden waren. Der Geschmack an Bildhauerkunst in Elfenbein ward von Cäsar eingeführt, und nach kurzer Zeit ward er zur Leidenschaft, welcher die Wüsten Afrika's Elephantenzähne eben so beisteuern ließ, wie zu den Kolossen in den Tagen des Perikles. In dem Triumph des großen Diktators über Afrika bestanden die symbolischen Figuren der Provinzen, Städte, Berge, Flüsse und Götter des eroberten Landes aus Elfenbein.

Städte von Elfenbein auch umringe die Mauer mit Thürmen.

Ovid, Ep. III, 4.

Dio Cassius sagt, die Statue Cäsars selbst sei von Elfenbein gewesen. Passiteles, ein Zeitgenosse des Pompejus, führte einen Jupiter aus Elfenbein für den von Metellus erbauten Tempel aus. Die Thore des von Augustus nach der Schlacht von Actium erbauten Palatium waren von Elfenbein. Der Staat ließ dem Germanicus eine elfenbeinerne Statue errichten, und der Kaiser Titus dem Britannicus.

Die Kunst, Kolosse aus Elfenbein zu errichten, kam bei den Römern nicht gänzlich in Abnahme. Als Hadrian den Tempel des Jupiter zu Athen erbaute, ließ er eine Statue von Elfenbein in großen Dimensionen errichten. Damals waren die Künstler in Athen mit Verfertigung von Copien der Werke aus den Zeiten des Phidias und Praxiteles be-

schäftigt. Der schaffende Geist, welcher einst in Thätigkeit gerufen ward, um die Nationalreligion zum höchsten Gipfel des Glanzes zu erheben und die Erinnerung an die Heroen des Bodens in Monumenten höchster Großartigkeit und Schönheit zu bewahren, war gänzlich nachahmend geworden und zeichnete sich durch mechanische Gewandtheit aus, die den Geist überlebte. Zur Zeit des Philostratus (200 n. Chr.) trieb Athen einen beträchtlichen Handel mit elfenbeinernen Bildsäulen der mannigfachen Götter griechischer und römischer Mythologie. Als sich Apollonius, dessen Leben er erzählt, im Piräus nach Aegypten einschiffen wollte, begab er sich an Bord eines nach Jonien absegelnden Schiffes, dessen Fracht aus Statuen von Gottheiten, theils aus Marmor, theils aus Elfenbein und Gold bestand. „Willst Du sie den Göttern weihen?" fragte der Philosoph. „„Nein,"" sagte der Patron des Schiffes, „„ich verkaufe sie denen, die sie den Göttern weihen wollen."" „Siehst Du nicht," erwiderte Apollonius, „daß Du eine Waare aus den Göttern machst? Die alten Bildhauer verfuhren nicht in dieser Weise. Sie gingen nicht in den Städten mit Göttern zum Verkauf umher, sondern begaben sich in dieselben mit ihren Talenten und mit ihren Werkzeugen, um Marmor auszuhauen oder Elfenbein zu bearbeiten, und man gab ihnen das rohe Material, woraus sie ihre Bildsäulen verfertigten." Die vollständige Einführung des Christenthums unter Constantin ließ zugleich die Nachfrage nach Bildsäulen in Verbindung mit Religion aufhören; die Altäre der falschen Götter wurden zerstört und ihre Tempel verlassen; viele der großen Kunstwerke in Marmor und Bronze wurden nach Constantinopel gebracht; die Kolossalstatuen von Gold und Elfenbein aber gingen wahrscheinlich in den Tempeln unter, wo sie aufgerichtet waren. Der Bericht von der Zerstörung der Kolossalstatue des Serapis zu Alexandrien (389) kann uns zu der Vermuthung führen, wie die Elfenbeinstatuen, welche man noch höher verehrt hatte, plötzlich Gegenstände des öffentlichen Unwillens bei dem Uebergang vom Aberglauben zur Verachtung wurden. „Eine große Anzahl Platten verschiedener Metalle bildete, zusammengefügt, die majestätische Gestalt der Gottheit, welche an jeder Seite die Mauern des Heiligthums berührte. Man behauptete bestimmt, sobald ruchlose Hände die Majestät des Gottes verletzten, würde Himmel und Erde sogleich zum Chaos zurückkehren. Ein unerschrockener Soldat, von Eifer beseelt und mit einer gewaltigen Streitaxt bewaffnet, bestieg die Leiter, und sogar die christliche

Volksmenge erwartete mit einiger Besorgniß den Ausgang des Kampfes. Er führte einen heftigen Schlag gegen die Wange des Serapis; die Wange fiel auf den Boden; der Donner schwieg und sowohl Himmel wie Erde behielten ihre gewöhnliche Ruhe und Ordnung. Der siegreiche Soldat wiederholte die Schläge; der große Götze ward umgestoßen und zertrümmert. Die Glieder des Serapis wurden schmachvoll durch die Straßen geschleift. Der verstümmelte Leib ward im Amphitheater unter dem Jubel des Volkes verbrannt, und viele Personen schrieben ihre Bekehrung der Ohnmacht ihres Schutzgottes zu." (Gibbon 28.)

Zum letztenmal ward der olympische Jupiter von Libanius, einem Zeitgenossen Julians, erwähnt; Julian selbst redet von der Fähigkeit des Phidias, kleine wie große Werke auszuführen, als kenne er dessen Statuen durch eigene Anschauung. Von der ungeheuren Masse der Kunstwerke von Elfenbein, die Griechenland und Rom ausführte, ist nur noch ein kleiner Kopf, eine Statue von 8 Zoll Länge und ein Basrelief erhalten (nach Winkelmann). Diese Art Skulptur wurde ohne Zweifel zur Zeit der byzantinischen Kaiser ungewöhnlich. Damals auch wurden Elephanten nicht länger mehr in Europa zum rohen Vergnügen der Römer erheischt; tausend Jahre lang konnte das Thier friedlich in seinen Wäldern leben. Alsdann entstand die Nachfrage des neueren Handels, und jetzt wird der Elephant wieder unaufhörlich überall gejagt, wohin europäischer Handel reicht, damit man sich in Europa Billardkugeln, Nadelbüchsen, Schachfiguren und Schnupftabaksdosen verfertige. * Dieser Umstand aber ist nur ein Beweis unter den vielen über die Vorrückung des Austausches, der Lebenskraft der Civilisation, wodurch das geringste Bedürfniß des Menschen nützliche Arbeit zu seiner Befriedigung hervorruft. Die glänzende Anstrengung der Macht des Alterthums, welche das durch Eroberung oder Unterdrückung des Haussklaven erpreßte Kapital verwandte, hat Monumente hinterlassen, die wir mit Staunen und einem demüthigen Gefühle anblicken. Allein der Gedanke ist tröstend und erhebend, der brittische Fabrikant vermöge mehr die

* Ueber den Gebrauch des Elfenbeins zu Hausgeräth finden sich viele Angaben bei griechischen Schriftstellern. Die Griechen trieben die Manufaktur sogar im Großen, und der Vater des Demosthenes besaß eine Fabrik kleiner Elfenbeinwaaren. Als er starb, hinterließ er Elfenbein zum Werth eines Talentes. (Demosth. gegen Aphobus.)

Civilisation der Erde zu befördern, wenn er nützlichen Fleiß veranlaßt, wie der gewaltigste Geist des Alterthums. Und dennoch würde die Civilisation ohne die hohe Geisteswirkung des Alterthums ihre Höhe nicht erreicht haben. Montaigne sagt mit Recht: „Sogar in diesen Eitelkeiten erkennen wir, daß das Alterthum reicher an großen Geistern war wie unsere Zeiten.“

Vierzehntes Kapitel.

Fossile Reste des Elephanten.

Daniel, ein Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts, sagt: „Die göttliche Vorsehung verhüllt, um unsere anmaßende Neugier zu hemmen, alle Dinge des höchsten Alterthums mit Dunkel, und beschränkt unsere Forschung auf wenige Jahrhunderte." Diese Ansicht über die nothwendige Beschränkung der Untersuchung über die Geheimnisse vergangener Jahrtausende ward zu einer Zeit ausgesprochen, worin die Alterthümer Roms und Griechenlands fleißig erforscht wurden. Bedenkt man, daß man damals allein die Denkmale historischer Zeiten studirte und daß die Menschen damals noch nicht begonnen hatten, die Urkunden der Natur zu lesen und eine Chronologie darnach zu bilden, so müssen wir anerkennen, die Vorstellung sei eine natürliche gewesen, nach welcher man über gewisse Grenzen nicht hinaus könne und allein in der Erforschung der Geschichte des Menschen selbst etwas zu leisten vermöge.

Unter den vielen Umständen, welche bei stark nachdenkenden Personen den Glauben allgemein machten, alle Dinge seien in Ungewißheit gehüllt, hat vielleicht kein anderer so stark hierauf eingewirkt wie die gelegentliche Entdeckung großer Mengen von fossilen Knochen. Vergleichende Anatomie war bis auf Hunters Zeit sogar Denjenigen nur unvollkommen bekannt, welche eine genaue Kenntniß der Anatomie des menschlichen Körpers besaßen. Niemand träumte vor einem Jahrhundert von einem Systeme, nach welchem ein einzelner Knochen oder Zahn eines Thieres zum Beweise genügen würde, daß

ein so kleiner Körpertheil nothwendig einem Geschöpfe angehören müßte, das im vollkommenen Verhältniß zu diesem einzelnen Theile stand. Fand man im sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhundert gelegentlich dergleichen Knochen von außerordentlicher Form und Größe, so ließen sich die Gelehrten jener Zeit auf Vermuthungen ein, welche nothwendig mit der Ansicht, Alles sei ungewiß, enden mußten. So erhielt unter Jakob I. Lord Cherbury den Auftrag, einige bei Gloucester gefundene Knochen zu untersuchen. Bischof Hakewill in seinem Bericht über die Entdeckung spricht deutlich seine Meinung aus, man habe keinen genügenden Schluß aus den Umständen sich bilden können, welche damals so ungewöhnliches Aufsehen erregten, daß der König selbst eine Untersuchung anbefahl: „Der Lord zeigte mir die von ihm gesammelten Knochen, welche in einem Hüftbein, einem Theil des Schulterblattes, einigen Theilen eines Zahnes und dem Nasenbein bestanden, und sämmtlich von ungemeiner Größe waren. Er meinte, es seien nicht die Knochen eines Menschen, sondern eines Elephanten. Diese Thiere seien nämlich von Claudius herübergebracht, welcher die Stadt erbaute; er berief sich in dieser Hinsicht auf den Ponticus Veruntieus de rebus Britannicus, welcher sagt, der alte Name der Stadt sei Claudicestria; Camden auch gibt an, hier sei eine römische Kolonie gelegen. Der Lord sagte mir ferner, diese Knochen seien mit denen von Ochsen, Schafen und Schweinen vermischt gefunden worden, und zeigte mir auch den Stoßzahn eines Ebers. Ein großer viereckiger Stein lag daneben, den wir für den oberen Stein eines Altars hielten; in dem Fall hätten die Knochen die Reliquien eines großen Opfers sein können. Ich hegte nebst dem Lord die Ueberzeugung, ein Elephant müsse dabei gewesen sein, denn das Nasenbein war so groß, daß es unmöglich von einem Menschen stammen, aber sehr wohl den Rüssel eines Elephanten tragen konnte. Auch meinte der Anatom, Dr. Harvey, es seien die Knochen eines großen Thieres, etwa eines Elephanten. Clayton, Professor der Arzneikunde zu Oxford, war derselben Meinung. Einen der Zähne des angeblichen Riesen habe ich untersucht, und ich erkannte in demselben eine steinartige Substanz sowohl nach Gewicht wie Härte; auch scheint der Lord nach einem mir geschriebenen Briefe durchaus nicht der Meinung zu sein, es sei der Zahn eines Menschen."

Die Auffindung von Elephantenzähnen in beinahe jedem Lande hielt offenbar die Vorstellung des Volkes rege, Riesen

seien einst auf der Erde allgemein gewesen. Cuvier sagt: „Gewisse Knochen des Elephanten haben größere Aehnlichkeit mit denen des Menschen wie die von gewöhnlicheren Thieren; dadurch sind auch geschickte Anatomen zu dem Irrthum verleitet worden, sie für Menschenknochen zu halten.“ Wenn gelehrte Anatomen somit eine solche irrige Meinung hegten, so können wir uns leicht vorstellen, wie Ungebildete mit der gewöhnlichen Neigung zum Wunderbaren und vorzugsweise bei der Unmöglichkeit, daß Elephanten in großen Massen nach Europa kamen, bei der Entdeckung solcher Knochen die Meinung hegten, die Gräber von Riesen seien aufgefunden worden. Der Aberglaube war derselbe in allen Ländern. Knochen von Elephanten und anderen ausgestorbenen Arten sind in Asien gefunden worden. Im Jahre 1358 (Hedschira 760), als der Kaiser Ferose III. einen Kanal erbaute, um die Länder von Sirhind und Munsurpur zu bewässern, fanden die Arbeiter einige ungeheure Elephantenskelete an einem Ort und an einem andern die eines menschlichen Riesen, dessen Armknochen eine Elle maßen. Einige Knochen fanden sich im natürlichen Zustande und andere waren versteinert (nach Dowe).

Der Volksglaube des Mittelalters ging in Bezug auf das Dasein von Riesen nicht auf eine entfernte Zeit des Alterthums zurück. Es schien natürlich, großen Muth mit großer Körpergröße zu verbinden, und dadurch wurden Roland und andere Helden der Rittersage zu Riesen. Franz I., um die Wahrheit oder Falschheit der Ueberlieferung über Roland zu erweisen, ließ sein Grab eröffnen und legte seine Rüstung an; „daraus ergab sich (nach Hakewill), daß Roland ihn nur wenig an Größe oder Derbheit des Körpers übertroffen haben mußte, obgleich der König selbst nicht besonders groß und derb an Gliedern war.“ Der französische König widerlegte so die Sage von Riesen durch einen wirklichen Versuch; der Glaube an dieselben verschwand aber dadurch keineswegs in Europa, denn man fand immer noch Elephantenknochen und hielt dieselben für menschliche Reste.

Hakewill, der sich große Mühe gab, um zu beweisen, die bei Gloucester gefundenen Knochen seien nicht die eines Riesen, schrieb sie einem durch Claudius nach Großbritannien gebrachten Elephanten zu. In derselben Weise pflegten Italiener, wenn man dergleichen Knochen fand, dieselben auf den Marsch Hannibals zurückzuführen. Dazu kam noch der

Umstand, daß große Massen von Elephanten in den Amphitheatern getödtet wurden. Auf den ersten Blick scheint allerdings die Annahme sehr wahrscheinlich, daß diese Reste Elephanten angehörten, die in den Cirkusspielen oder im Kriege umkamen. Ferner auch kann kein Zweifel darüber herrschen, daß dies Thier von den Römern in einem Zustande der Zähmung gezogen ward. Wahrscheinlich dehnte sich die Zucht über ganz Italien aus. In Pompeji findet sich auf einer Wand das Bild eines weiblichen Elephanten, der sein Junges säugt — ein Gemälde, welches die Art, wie der Elephant säugt, genau darstellt, und welche noch vor einem Jahrhundert den Naturhistorikern unbekannt war.



Fig. 78. Weiblicher Elephant, der sein Junges säugt.

Wie groß aber auch die Zahl der Elephanten sein mochte, die einst in Italien mit dem Verfahren des Menschen verknüpft wurden, so kann doch kein Zweifel herrschen, daß der größte Theil der fossilen Reste einer älteren Zeit wie derjenigen zugeschrieben werden muß, worin Rom gewaltig und mächtig war, und daß sie vielmehr einer Zeit angehören, worin der Mensch selbst entweder noch nicht vorhanden,

oder auf eine noch jetzt unentdeckte Insel oder Festland beschränkt war, worin ferner das Klima des nördlichen Europa sich zur Wohnung der gegenwärtigen Thiere der Tropenländer eignete, welche damals in Gegenden, wo Flechten gegenwärtig eine kärgliche Nahrung dem Rennthier darbieten, in Sicherheit die prächtigen Palmen abweideten, die jetzt für die Länder nahe am Aequator charakteristisch sind — oder, wenn wir auf eine noch neuerere Zeit zurückgehen, welche aber noch immer vor der Geschichte liegt, worin der sibirische Elephant mit langem Haar bekleidet war, damit er die steigende Kälte des sibirischen Winters ertragen konnte. Dies sind Thatsachen, welche die Geologie gegenwärtig mit Gewißheit dargethan hat; sie eröffnen uns ein Feld der Untersuchung, welches beinahe zu weit für das menschliche Fassungsvermögen ist, auf das man aber dasjenige Schlußvermögen, welches der Mensch besitzt, ohne Bedenken, wenn auch mit Vorsicht und Mißtrauen anwenden darf — nicht um dem Menschenstolz zu schmeicheln, sondern um den Geist der Untersuchung wirken zu lassen, welcher den Menschen erhob zu dem, was er ist, und vermöge dessen er vertrauensvoll hoffen darf, in der Uebersicht der Wunder der Natur fortzuschreiten, von welchen auch die Weisesten nur eine unvollkommene Offenbarung erhielten.

Die Alten waren nicht sehr fleißige Beobachter der Erscheinungen, welche die Erde über ihre vorgeschichtliche Zeit darbietet. Plinius jedoch erwähnt, Theophrast habe berichtet, daß Elfenbein von schwarzer und weißer Farbe von ihm gefunden sei. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden Elephantenknochen in beträchtlicher Menge zu Rom und in der Nähe gefunden. In früherer Zeit wurden die Knochen eben so wie im Mittelalter Riesen zugeschrieben. Der angebliche Leichnam des Pallas, Sohnes des Evander, der unter Kaiser Heinrich III. im elften Jahrhundert gefunden wurde und höher gewesen sein sollte wie die Mauern Roms, war ohne Zweifel ein Elephantenzahn. 1769 fand man einen von 10 Fuß Länge und 8 Zoll Durchmesser. Andere Stoßzähne wurden an den Ufern der Tiber beim Hafen von Ostia aufgegraben, und Bruchstücke von beinahe 1 Fuß Dicke finden sich in einem Kabinet des römischen Collegiums. Auf jeder von Rom aus führenden Straße sind Stoßzähne und andere Elephantenreste gefunden worden, einige in Alluvialboden, andere von vulkanischer Erde umgeben, einige auch in Flußbetten. Diese Bruchstücke waren oft mit Resten des Rhino-

ceros verbunden. Wenn Stoßzähne und Knochen an Orten entdeckt wurden, welche in den Kriegen der Römer und Karthager erwähnt werden, so hielt man sie für Reste der großen Schlachten beider Völker. So hielt man einen, 1708 in der Mark Ancona gefundenen Stoßzahn für einen Rest der Niederlage Hasdrubals am Metaurus. Unzählige Mengen von Elephantenknochen, mit denen des Rhinoceros und des Nilpferdes gemischt, sind häufig in Toscana gefunden worden. Auf dem Wege von Incisa nach Levane, wo Hannibal vor der Schlacht am Thrasymenus mit seinem Heere hielt, schienen die in großer Masse vorgefundenen Elephantenknochen den Marsch Hannibals anzuzeigen; indeß war die Zahl der karthagischen Elephanten durch Schlachten und Mühseligkeiten sehr vermindert worden, und der große Feldherr überschritt den Arno nur mit einem einzigen; deßhalb sind diese großen Knochenlagerungen nothwendig auf eine frühere Zeit zurückzuführen, und der Marsch eines Heeres kann solche Spuren unmöglich zurückgelassen haben. Zwar fand man nicht weit von der Trebia, auf dem Wege, den Hannibal zurückgelegt haben mußte, ein ganzes Gerippe; allein der Kopf eines Rhinoceros lag nicht weit davon, um die Annahme zu widerlegen, dieser Elephant habe zu Hannibals Heere gehört. Die große Masse, worin diese Knochen in Italien sich vorfanden, führt uns überhaupt zu dem Schlusse, daß das Verfahren der Menschen, in wie großem Maßstabe dasselbe auch betrieben sein mag, keine solche bleibende Spuren zurücklassen konnte. Die Annahme, daß der Marsch eines angreifenden Heeres durch Italien in zwölf Jahren Elephantenknochen in solcher Masse angesammelt haben sollte, daß diese schon allein die Gegenwart des Feindes bezeugten, verträgt sich durchaus nicht mit den Vorstellungen von der Ausdehnung und Dauer der vorübergehenden Eindrücke, die der Mensch auf die äußere Welt zurückläßt. Wo sind die Reste der römischen Pferde, die diesen Elephanten entgegengesetzt waren, oder wo sind die Gebeine der Legionen, die in diesem langen Kriege ihren Tod fanden? Wir besitzen keinen Bericht, daß dieselben in großem Betrage gesammelt oder in Kabinetten aufbewahrt worden sind. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Pisa und auf der Universität zu Florenz finden sich zahllose Elephantenknochen und Stoßzähne in beträchtlicher Menge. Sie sind so gewöhnlich auf den kleinen Hügeln am oberen Thale des Arno, daß die Bauern sie mit Steinen gemischt beim Bau der kleinen Mauern um ihre Landgüter brauchten. Viele

dieser Reste finden sich in dem sogenannten Tuffstein, der Meersubstanzen und Holz im Zustande der Versteinerung enthält; andere sind an der Grundlage kleiner Thonhügel ausgegraben worden, welche zugleich mit versteinertem und durch Bituminisation verwandeltem Holze die Zwischenräume der Kette von kalkartigem Gestein ausfüllte. Einige Knochen sind die von sehr jungen Elephanten — ein genügender Beweis, daß die lebendigen Thiere sich in einem solchen Zustande befanden, der mit der beschränkten Zahl und mit den schnellen Bewegungen der dem Menschen unterworfenen unverträglich war, in einem Zustande, wo die natürliche Freiheit ihre unbedingte Vermehrung gestattete. Auch ist zu beachten, daß man fast immer bei Elephantenknochen auch die Stoßzähne vorfand. Wir wissen, daß Elfenbein in den Künsten und besonders zu Rom zu Stühlen der Magistratspersonen u. s. w. stark verbraucht wurde; somit läßt sich auch gar nicht denken, daß man die Zähne verwesen ließ, da Elfenbein einen beträchtlichen Werth als Handelsartikel wegen des angegebenen Grundes besaß.

In Sicilien und Spanien sind Elephantenknochen zu verschiedenen Zeiten in großen Massen gefunden worden. Da das Thier in diesen Gegenden zum Kriege gebraucht worden war, so hegte man zuerst natürlich die Meinung, es seien Reste alter Kämpfe. Auch in Frankreich fand man sie im Lande zerstreut; weil man sie zuerst an der Rhone in Gegenden fand, wo Hannibal hindurchgekommen war, oder durch die Domitius Aenobarbus seine Elephanten gegen die Allobroger geführt haben konnte, so schien dieser Umstand auffallender Weise die Ansicht zu bestätigen, daß diese Reste gezähmten Elephanten angehört hätten. Die im fünfzehnten Jahrhundert gefundenen Elephantenknochen wurden wie gewöhnlich Riesen zugeschrieben; ein berühmtes, unter Ludwig XIII. im Dauphiné ausgegrabenes Skelett gab Veranlassung zu einem lang dauernden gelehrten Zank. Die Aerzte und Wundärzte jener Zeit bildeten zwei entgegengesetzte Parteien; die Einen behaupteten, es seien die Gebeine des Riesen Teutoboch, die Andern, es seien die eines Elephanten. Ein damaliger Wundarzt, mit Namen Mazurier, verschaffte sich einige der in dem Dauphiné aufgefundenen Knochen, und zeigte sie in Paris und anderswo für Geld. Um die Neugier des Publikums zu erregen, gab er eine kleine Schrift heraus, worin er behauptete, die Gebeine seien in einem Grabe von 30 Fuß Länge gefunden worden, auf dessen oberem Steine geschrieben stand

Teutobochus Rex. Dies war nämlich der Name des Königs der Cimbern, der in der Schlacht gegen Marius fiel. Der Wundarzt fügte hinzu, man habe dort ebenfalls eine Anzahl Münzen mit dem Kopf des römischen Consuls und den Anfangsbuchstaben seines Namens gefunden. Einige Münzen wurden vorgezeigt (die Bildung falscher antiker Münzen war damals sehr gewöhnlich), worauf man bewies, daß die Anfangsbuchstaben eine Schrift des Mittelalters, aber keine römische zeigten und daß mehre Knochen (ein Schenkelbein, Schienbein und Sprungbein) sich von den menschlichen sehr unterschieden. Hebicot und Riolan erwiesen letzteres; Riolan auch bewies sehr geschickt, obgleich er niemals ein Elephantenskelett gesehen hatte, die Knochen müßten diesem Thiere angehört haben, und behauptete zugleich, das ganze Dauphiné sei voll davon. Obgleich Mazurier dadurch lächerlich wurde, war die Vorzeigung von Riesenknochen zu einträglich, um aufgegeben zu werden. 1667 wurde ein anderes Skelett gefunden, wovon jeder Zahn 10 Pfund wog, und ein französischer Kaufmann brachte etwas später nach England ein Riesenskelett aus Valence.

Je mehr die Zeit heranrückte, worin wissenschaftliche Kenntniß dergleichen Betrug unmöglich machte, wurden die in Frankreich aufgegrabenen Knochen als Elephanten angehörig richtig beschrieben. Als man den Kanal de l'Ourcq, der Paris durchzieht, grub, fand man zwei Stoßzähne und zwei Kiefern von Elephanten an drei verschiedenen Orten in schwarzer Erde, 18′ unter der Oberfläche; Cuvier hat dieselben als die größten die er jemals sah, beschrieben. Diese und andere Reste von Elephanten sind im Museum der Naturgeschichte zu Paris aufbewahrt. Elephantenknochen hat man ferner in Belgien und in der Schweiz entdeckt. Der Riese von Luzern, 1577 ausgegraben, ist beinahe ebenso berühmt geworden wie Teutobochus. Felix Plater, ein damals berühmter Professor der Medicin in Basel, untersuchte die Reste auf Befehl des Rathes von Luzern; nachdem er ein ganzes menschliches Skelett von entsprechendem Umfang gezeichnet hatte, entdeckte er, dieser Riese der Stadt Luzern sei 19′ hoch. Der Rath von Luzern war auf diesen großen Patron zu stolz, um ihm nicht die gehörige Ehre zu erweisen; man nahm ihn deßhalb als Träger des Stadtwappens an. Die von Plater entworfene Zeichnung und einige der Knochen sind noch jetzt im Collegium der Jesuiten zu Luzern aufbe-

wahrt. Blumenbach untersuchte sie und erkannte sie als Elephantenknochen. *

Cuvier sagt: „Deutschland ist ohne Zweifel in Europa dasjenige Land, worin fossile Knochen von Elephanten als am reichlichsten gefunden erwähnt werden; wahrscheinlich hat man dort nicht mehr aufgegraben wie in andern Ländern, allein fast jeder kleine Distrikt besitzt dort einen Gelehrten, der die Einzelnheiten dieser Entdeckung sammeln und bekannt machen kann.“ So zählte 1784 Merck achtzig Orte auf, worin man solche Knochen gefunden hatte, und Blumenbach zählte später an 1200. Ein sehr berühmtes Skelet wurde bei Gotha 1696 in einer Tiefe von 90′ aufgegraben, wo die Stoßzähne 8′ lang waren. Damals glaubte man, es seien Naturspiele, und der berühmte Anatom Falloppio in Padua trieb diese Theorie sogar so weit, daß er behauptete, versteinerte Muscheln entstünden durch Gährung an den Orten, wo sie sich vorfänden, und sogar die am Monte Testaccio zu Rom gefundenen Vasen seien natürliche in den Boden gemachte Eindrücke! Wenn dergleichen Theorien geglaubt wurden, so darf man sich nicht wundern, daß nur ein Gelehrter, der Bibliothekar Teutzel zu Gotha, vernünftig genug war, zu behaupten, die in der Nähe gefundenen Zähne seien die eines Elephanten und durch eine Naturerschütterung dort begraben. Man wollte aber nicht glauben, daß Elephanten einst das Festland Europa's bewohnt hätten; fand man im Norden Deutschlands ein solches Skelett, so mußte der berühmte Elephant Karl's des Großen, das Geschenk des Kalifen Harun al Raschid, an dem besondern Orte gestorben und im Laufe von achthundert Jahren durch irgend einen Zufall 40—50′ unter die Oberfläche mit Hirschgeweihen, Muscheln, Wasserpflanzen gelangt sein. Im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert wurden so zahlreiche Elephantenknochen an einem Orte entdeckt, wie sie Pyrrhus oder Hannibal kaum gehabt haben konnten, wenn dieselben auch an einem und demselben Orte plötzlich gestorben wären. Zu Cannstadt (Württemberg) fand 1700 ein

* Ein Riese von 19′ Höhe war allerdings ein Wesen, worauf Luzern stolz sein konnte. Goliath soll etwa 11′ hoch gewesen sein, der Gabbarus des Plinius zur Zeit des Claudius war etwas größer wie 10′. Byron beschreibt die Patagonier als 8′ hoch und Scaliger erwähnt, er habe zu Mailand einen Mann von 9′ Höhe gesehen. Ein riesenhafter Irländer unserer Zeit war beinahe 8′ groß. Das ist aber noch Nichts gegen den Riesen von Luzern.

Soldat sechzig Stoßzähne und 1816 wurden etwa sechshundert Schritt von demselben Ort dreizehn Stoßzähne und einige Kiefern in solcher Ordnung auf einander gelagert entdeckt, als seien dieselben von Menschen aufgehäuft worden. Der größte derselben hatte einen Fuß Durchmesser und 8′ Länge, obgleich Wurzel und Spitze verloren war; jeder bildete eine Curve von $^3/_4$ Kreis, das Hauptkennzeichen einer ausgestorbenen Elephantenart. Alle Becken großer Flüsse in Deutschland, Rhein, Main, Donau, Elbe und Weser, haben Elephantenknochen in großer Menge geliefert, und deren Entdeckung, besonders in Böhmen, hat oft statt gehabt, wenn der Fluß einen Theil seines Ufers abgerissen hatte.

England hat seine Riesen ebenso wie das Festland Europa's gehabt. Simon Majolus beschreibt einen, dessen Knochen 1171 durch einen Fluß bloßgesetzt wurden; unsere Ueberlieferungen sind jedoch nicht besonders reich. Indeß sind die Elephantenknochen in England schon lange erkannt worden; übrigens hat man auch wahrscheinlich Knochen der größeren Vierfüßler irrig für die von Fischen gehalten, da man sie in Verbindung mit fossilen Muscheln fand. Verstegan, ein Schriftsteller über englische Alterthümer zur Zeit Karls II., sagt: „Ich habe mit Arbeitern gesprochen, welche gewöhnlich Brunnen und tiefe Gruben zu Grundlegung von Gebäuden graben, und alle haben mir gesagt, daß sie fast überall solche Muscheln, einige ganz, andere zerbrochen fanden, bisweilen auch große Fischknochen.“ Ob dies wirkliche Fischknochen waren, ist von keiner Bedeutung, da unzweifelhafte Elephantenknochen sehr häufig vorgefunden sind. Sloane besaß einen solchen Zahn, der zu Gray's-Inn-Lane in der Tiefe von 12′ gefunden war. Massen von Elephantenknochen wurden in einem Sumpfe nördlich von Canterbury entdeckt, ferner 1813 bei Brentford nebst Hirschgeweihen und Ochsenhörnern. Sie finden sich meist in den mittleren Grafschaften. In Neweham fand man 1815 drei große Stoßzähne und Knochen von Elephanten, nebst zwei Rhinocerosschädeln. An der Ostküste und im Norden sind sie ebenfalls nicht selten. In der Kirkdalehöhle lagen Elephantenknochen unter denen von Hirschen, Pferden, Flußpferden und besonders Hyänen; das nördliche Irland, Schweden, Norwegen, Dänemark und sogar Island haben dem Geologen dasselbe Material geboten.

Erstaunen wir über die Thatsache, daß das Festland Europa's und dessen nördliche Inseln den deutlichen Beweis

geben, daß der Elephant, ein Bewohner hoher Breiten, früher in Ländern einheimisch war, welche so wenig zu dessen Leben jetzt geeignet sind, so wird das Erstaunen noch vermehrt, wenn wir, je mehr wir uns dem arktischen Kreise, besonders in Rußland, nähern, die Elephantenreste so häufig werden, daß diese rauhen Gegenden ungeheure Heerden einst ernährt haben müssen. Viele im europäischen Rußland gefundenen Reste werden in Kabinetten aufbewahrt. Nähern wir uns Sibirien, so werden diese Reste so ungemein zahlreich, daß es unnöthig ist, einzelne Exemplare aufzusammeln. Die Einwohner dieser kalten Gegenden haben auch eine fabelhafte Ueberlieferung, um ihr fortwährendes Vorkommen zu erklären. Sie glauben, daß die Knochen und Stoßzähne, die sie stets bei ihrer Ackerbauarbeit vorfinden, von einem großen, in der Erde wie ein Maulwurf lebenden Thiere stammen, welches das Licht nicht ertragen könne. Sie nennen dies Thier Mammont oder Mammuth, nach Mamma, welches Erde im Tatarischen bedeutet; Andere aber wollen das Wort aus dem arabischen Behemot oder Mehemot ableiten, einem Beiwort, das die Araber einem Elephanten, wenn er sehr groß ist, geben. Die fossilen Stoßzähne nennen die Sibirier Mamontovakost (Hörner des Mammont); dieselben sind so zahlreich und gut erhalten, besonders in den nördlichen Gegenden, daß man sie eben so gut wie neues Elfenbein brauchen kann. Deßhalb bilden sie einen so wichtigen Handelsartikel, daß der russische Kaiser den Handelszweig sich als Monopol vorbehalten hat. Die Chinesen haben eine ähnliche Fabel von einem riesenhaften unterirdischen Thier, das sie Tyn-Schu oder die sich versenkende Maus nennen. Offenbar hat diese Ueberlieferung denselben Ursprung, wie in Sibirien, denn Klaproth sagt, nach Angabe eines chinesischen Manuscriptes, „die Knochen des Thieres werden nur im Norden China's gefunden, gleichen dem Elfenbein an Weiße, an Leichtigkeit der Bearbeitung, sowie auch daran, daß sich keine Spalten vorfinden.“ Der Nutzen, den das Volk von diesen Stoßzähnen erlangte, und die Leichtigkeit, womit man sich dieselben gewöhnlich verschaffen kann, haben einen beträchtlichen Handel veranlaßt; ungeheure Massen sind gelegentlich bloßgelegt worden. Da diese Reste oft an seichten Theilen der Flüsse entdeckt wurden, nachdem die großen Ueberschwemmungen aufgehört hatten, so hat man vermuthet, sie seien von den Bergströmen Indiens herbeigeschwemmt worden; allein diese Zähne finden sich nicht nur am Ufer der Flüsse, die von den Gebirgen der chinesischen Tatarei

herabströmen, sondern eben so an den Ufern des Don, der Wolga und der Tschaik, die von Norden herabkommen. Pallas sagt: „Im ganzen asiatischen Rußland vom Don an bis zum äußersten Vorgebirge Tschutschis ist kein einziger Strom, hauptsächlich unter denjenigen, die durch Ebenen sich ergießen, vorhanden, an dessen Ufern oder in dessen Betten sich nicht Zähne von Elephanten und andern Thieren vorfänden, die dem Klima gänzlich fremd sind." Die Masse ist so ungeheuer, daß jede Vermuthung unstatthaft ist, die Elephanten seien im Dienst der Menschen hieher gekommen. Wir haben den Marsch der mongolischen Eroberer beschrieben, hegen aber die feste Ueberzeugung, daß dieselben nicht einmal so viel Thiere hätten zusammenbringen können, daß der Raum weniger Meilen dadurch bedeckt worden wäre, viel weniger daß dieselben sich über die ungeheuren Strecken hätten verbreiten können. * Man muß ferner bedenken, daß Elephantenknochen sich in russisch Asien ebenso wie in Europa mit Knochen anderer Thiere vorfinden; — daß die Knochen über die Oberfläche zerstreut sind, und nur wenige ganz erhalten gleichsam in einem Grabe von Sand liegen — und daß man sie oft unter Meerablagerungen sieht.

Eine andere bemerkenswerthe Thatsache ist mit der Entdeckung der Reste von Elephanten und andern Vierfüßlern verbunden und hat interessante Untersuchungen über die frühere Temperatur des Landes und der Art der Erdveränderung veranlaßt, welche diese ausgedehnte thierische Zerstörung hervorrief. An einigen Orten hat man die Elephantenknochen noch mit daran gehefteten Fleischstücken gefunden. Pallas gibt eine genaue Beschreibung von der Aufgrabung eines Rhinoceros, dessen Fleisch, Haut und Haar noch übrig

* Ranking, welcher mit vielem Fleiß aber mit wenig System Thatsachen über den Gebrauch der Elephanten von Seiten des Menschen gesammelt hat, und welcher beweisen will, daß alle gefundenen Elephantenreste vom Marsche römischer, asiatischer oder afrikanischer Heeere stammen, sagt über die Elephanten Sibiriens: „Wahrscheinlich hat die ungeheure politische Erschütterung, welche die Mongolen aus China 1369 vertrieb, die ungeheure Masse Elephanten nach Sibirien gebracht. Man findet zwar keine Erwähnung über die Einzelnheiten dieses Ereignisses, bedenkt man aber die ungeheure Hofhaltung des Großkhans, seinen Schwarm von Weibern und Kindern, deren Reisewägen von Elephanten gezogen wurden, so hat wahrscheinlich eine große Menge dieser Thiere die Mongolen begleitet, als sie in ihre Heimath zurückgetrieben wurden. Im Schrecken der Niederlage sind vielleicht Elephanten nach Sibirien geflohen, bis Hunger oder Zufall sie tödtete; sie können nämlich Kälte ertragen, die Pferde und Menschen tödtet."

war. Dieser merkwürdige Umstand hatte zu Vilhoui 1771 statt. Ein beinahe noch ganz erhaltener Elephant, dessen Haut mit langem Haar theilweise bedeckt war, wurde am Ufer der Alaseia, eines Stromes, gefunden, der jenseits der Indigirska sich in das Eismeer ergießt. Allein die merkwürdigste Entdeckung der Art welche vielleicht jemals gemacht worden ist, war die des Lenaelephanten 1799. Aus dem Berichte des Herrn Adams (Mitgliedes der Akademie von Petersburg), welcher 1815 im Journal du Nord zuerst bekannt gemacht wurde, ergibt es sich, daß ein tungusischer Fischer mit Namen Schumachoff nach der Beendigung der Fischerei auf der Lena die Ufer des Flusses, der sich in das Eismeer ergießt, zu durchsuchen pflegte, um die gewöhnlichen Artikel des sibirischen Handels, Mammuthszähne, aufzusuchen. Um die Mitte des Jahres 1799 sah er einst unter Eishaufen eine ungestaltene Masse, die von Allem was er bisher erblickt hatte, beträchtlich verschieden war. Im nächsten Jahr bemerkte er, daß dieser Körper sich vom Eise etwas mehr frei gemacht hatte und gegen das Ende des dritten Sommers als er wieder nachsah, erkannte er deutlich den Stoßzahn eines Elephanten und dessen Seite; allein erst nach fünf Jahren konnte er sich in den Besitz des von ihm entdeckten Thieres setzen. Er ward theilweise durch den Aberglauben seiner Familie, theilweise wegen der Schwierigkeit durch das Treibeis zu dringen, davon abgeschreckt sich dem Thier zu nähern; zuletzt wurden die Eisstücke zwischen dem Ufer und dem Mammuth geschmolzen und die ungeheure Masse ward auf den Strand getrieben. Der Fischer setzte sich sogleich in den Besitz der Stoßzähne, die er für fünfzig Rubel verkaufte; ohne den Werth zu ahnen, welchen die Naturkundiger auf eine solche Entdeckung legen würden, überließ er den übrigen Körper den weißen Bären und Wölfen zur Nahrung oder den Eingebornen, damit diese Fleisch für ihre Hunde herausschnitten.

Im ersten Jahre nach der ersten Beobachtung kam Herr Adams an den Ort. Das Skelett war noch ganz mit Ausnahme eines Vorderbeins. Der größere Theil desselben nämlich wurde durch die Bänder und einen Theil der Haut zusammengehalten. Eines der Ohre war mit einem Haarbüschel versehen; die Pupillen der Augen ließen sich noch erkennen und das Gehirn lag in der Hirnschale. Der Hals hatte eine lange Mähne und die Haut des Körpers ein schwarzes Haar mit röthlicher Wolle gemischt. Die Masse dieses Haares war so

betrachtlich, daß mehr wie dreißig Pfund von dem feuchten Boden aufgesammelt wurden, in den es durch die Thiere eingetreten war, die das Fleisch gefressen hatten. Der Kopf ohne die Stoßzähne, die 30' lang waren, wogen mehr wie 400 Pfund. Adams konnte die vom Fischer verkauften Stoßzähne wieder einhandeln und das Ganze wurde [illegible] der Akademie von Petersburg niedergelegt.

Ueber den fossilen Elephanten Sibiriens und dieses Landes insbesondere macht Lyell folgende Bemerkungen: „Der Umstand, daß der größere Theil der sibirischen Elephanten in einer Zeit lebte, worin das Land [illegible] Kälte ausgesetzt war, wird unter Anderem durch den Zustand der Stoßzähne bestätigt, wovon eine solche Menge in den Handel gekommen ist. Seine vollkommene Erhaltung [illegible]

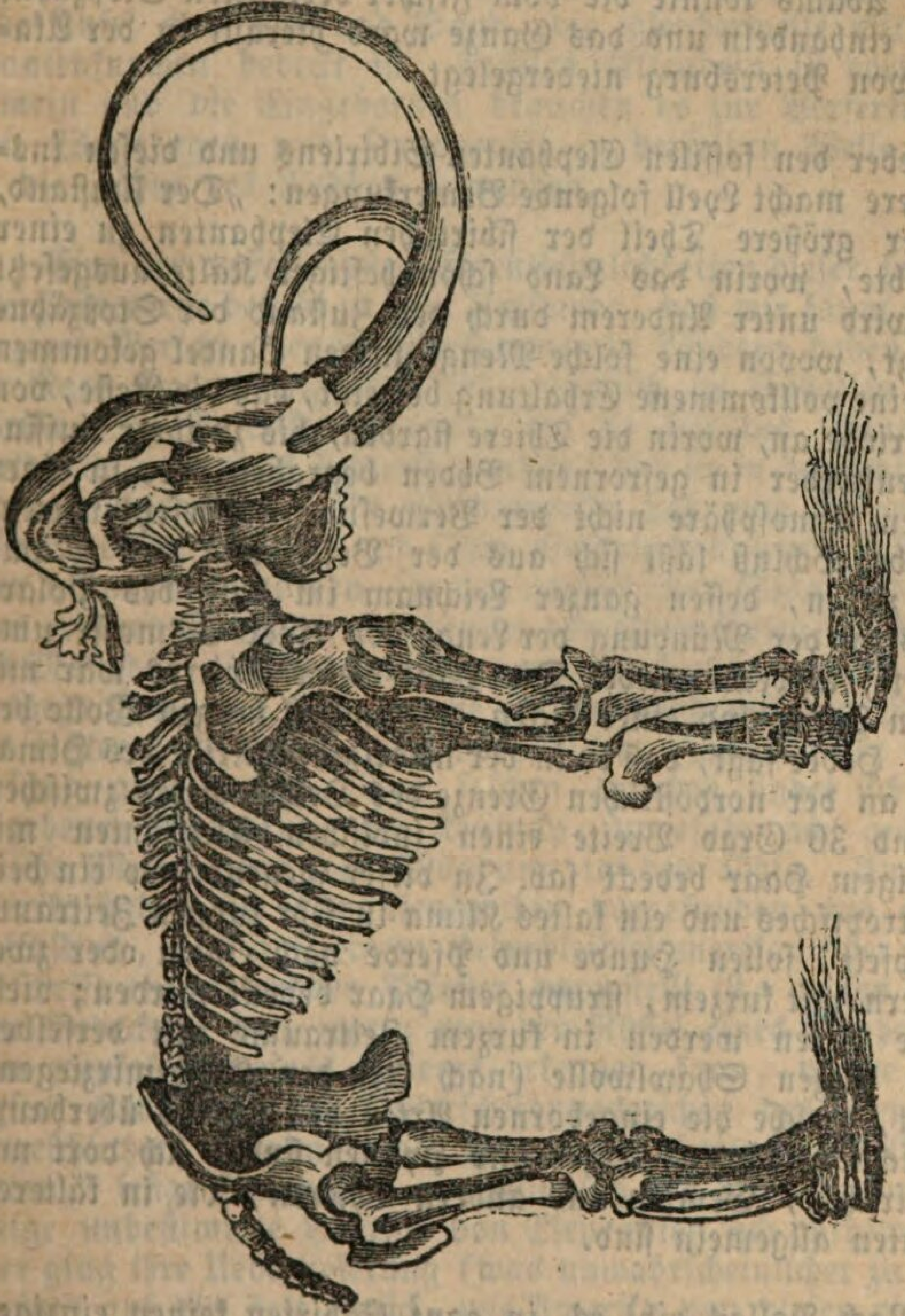


Fig. 78. Fossiler Elephant der Lena.

[illegible] Klimaten allgemein sind.

Nach Pallas gibt es in ganz Sibirien keinen einzigen Bezirk, der nicht fossile Elephantenknochen besitzt, und was noch auffallender ist, eine ganze Insel zwischen den Mündungen der Lena und Indigirka soll aus Elephanten-, Büffel- und Rhinoceroskreisen bestehen (nach Billing in Cuviers ossemens fossiles). Auf einer zweiten Insel, fünf Seemeilen von der erstern entfernt, finden sich ebenfalls viele

beträchtlich, daß mehr wie dreißig Pfund von dem feuchten Boden aufgesammelt wurden, in den es durch die Thiere eingetreten war, die das Fleisch gefressen hatten. Der Kopf ohne die Stoßzähne, die 30′ lang waren, wogen mehr wie 400 Pfund. Adams konnte die vom Fischer verkauften Stoßzähne wieder einhandeln und das Ganze ward hierauf in der Akademie von Petersburg niedergelegt.

Ueber den fossilen Elephanten Sibiriens und diesen insbesondere macht Lyell folgende Bemerkungen: „Der Umstand, daß der größere Theil der sibirischen Elephanten zu einer Zeit lebte, worin das Land schon heftiger Kälte ausgesetzt war, wird unter Anderem durch den Zustand der Stoßzähne bestätigt, wovon eine solche Menge in den Handel gekommen ist. Seine vollkommene Erhaltung beweist, daß die Reste, von der Periode an, worin die Thiere starben, bis zu ihrer Auffindung entweder in gefrornem Boden begraben oder in einer warmen Atmosphäre nicht der Verwesung ausgesetzt waren. Derselbe Schluß läßt sich aus der Bekleidung des Mammuth ziehen, dessen ganzer Leichnam im Eise des Polaroceans an der Mündung der Lena, von einer Eismasse umschlossen, entdeckt wurde. Die Haut dieses Thieres war mit langem Haare und einer dicken, einen Zoll langen Wolle bedeckt.“ Heber sagt, daß er in der niedrigeren Reihe des Himalayah an der nordöstlichen Grenze des Delhigebietes zwischen 29 und 30 Grad Breite einen indischen Elephanten mit struppigem Haar bedeckt sah. In dieser Gegend, wo ein beinahe tropisches und ein kaltes Klima in sehr kurzem Zeitraum abwechselt, sollen Hunde und Pferde nach einem oder zwei Wintern mit kurzem, struppigem Haar bedeckt werden; viele andere Arten werden in kurzem Zeitraume mit derselben feinen kurzen Shawlwolle (nach Art der Kaschemirziegen) bedeckt, welche die eingebornen Arten des Landes überhaupt auszeichnet. Löwen, Tiger und Hyänen finden sich dort mit Elenhirschen, Gemsen und andern Thieren, die in kälteren Klimaten allgemein sind.

Nach Pallas gibt es in ganz Sibirien keinen einzigen Bezirk, der nicht fossile Elephantenknochen besitzt, und was noch auffallender ist, eine ganze Insel zwischen den Mündungen der Lena und Indigirska soll aus Elephanten-, Büffel- und Rhinocerosresten bestehen (nach Billing in Cuviers ossemens fossiles). Auf einer zweiten Insel, fünf Seemeilen von der erstern entfernt, finden sich ebenfalls diese

Knochen; auf einer dritten, fünfundzwanzig Meilen nördlicher gelegenen Insel aber scheinen sie nicht länger vorhanden zu sein. Beinahe in derselben Breite der von Billing erwähnten Insel liegt in der von Kotzebue entdeckten Durchfahrt nordöstlich von der Behringes-Straße eine ähnliche Insel aus Eis und Sand, die gleicherweise mit Elephantenknochen bedeckt ist. Fossiles Elfenbein ist dort sehr gemein und die Eingebornen brauchen es zur Verfertigung von Werkzeugen und Hausgeräth in derselben Weise, wie sie die Zähne des Robben anwenden.

Eine der auffallendsten Eigenthümlichkeiten dieser fossilen Elephantenreste besteht in dem Umstande, daß wir kaum einen einzigen Bericht über ihr Vorkommen in Ländern haben, wo die Race gegenwärtig noch lebt, nämlich in Südasien und Afrika. In Amerika dagegen, wo sie seit des Columbus Entdeckung niemals bemerkt wurden, sind sie in beträchtlicher Masse aufgegraben. In Nordamerika hat man sie an den Ufern des Kupferflusses, am Ohio, Susquehanna und in Carolina aufgefunden worden. In den nordöstlichen Staaten besonders werden Elephantenknochen an denselben Orten mit denen des Mastodon, eines der größten der ausgestorbenen Vierfüßler, ausgegraben, und man hat sie im Vergleich mit den Resten des letzteren in einem mehr vorgerückten Zustande der Verwesung aufgefunden. Von solchen Knochen findet sich eine ungeheure Ablagerung am Kentucky, ungefähr acht geographische Meilen von der Mündung in den Ohio. Auch in Mexiko haben sich Elepantenknochen vorgefunden und es ist auffallend, daß auf einem Ueberbleibsel mexikanischer Bilderschrift ein opfernder Priester dargestellt ist, dessen Kopf eine Bedeckung hat, worin man den Rüssel eines Elephanten oder wenigstens eines Thieres erkennen kann, welche eine diesem charakteristischen Unterscheidungszeichen des Elephantengeschlechtes sich annähernde Form hat. „Hatte das Volk von Atzlan," frägt Humboldt, „ursprünglich von Asien stammend, einige unbestimmte Begriffe von Elephanten sich aufbewahrt, oder ging ihre Ueberlieferung (was unwahrscheinlicher zu sein scheint) auf die Zeit zurück, wie Amerika von diesen riesenhaften Thieren bewohnt ward, deren Skelette sich in Mergel und sogar auf dem Rücken der Cordilleren begraben finden? Vielleicht findet sich im nordwestlichen Theile des Festlandes, in Ländern, die weder Hearne, noch Mackenzie, noch Lewis besucht haben, ein unbekanntes Thier zur Ordnung der

Dickhäuter gehörig, welches in der Bildung seines Rüssels zwischen Elephant und Tapir die Mitte hält."



Fig. 79. Mexikanische Bilderschrift.

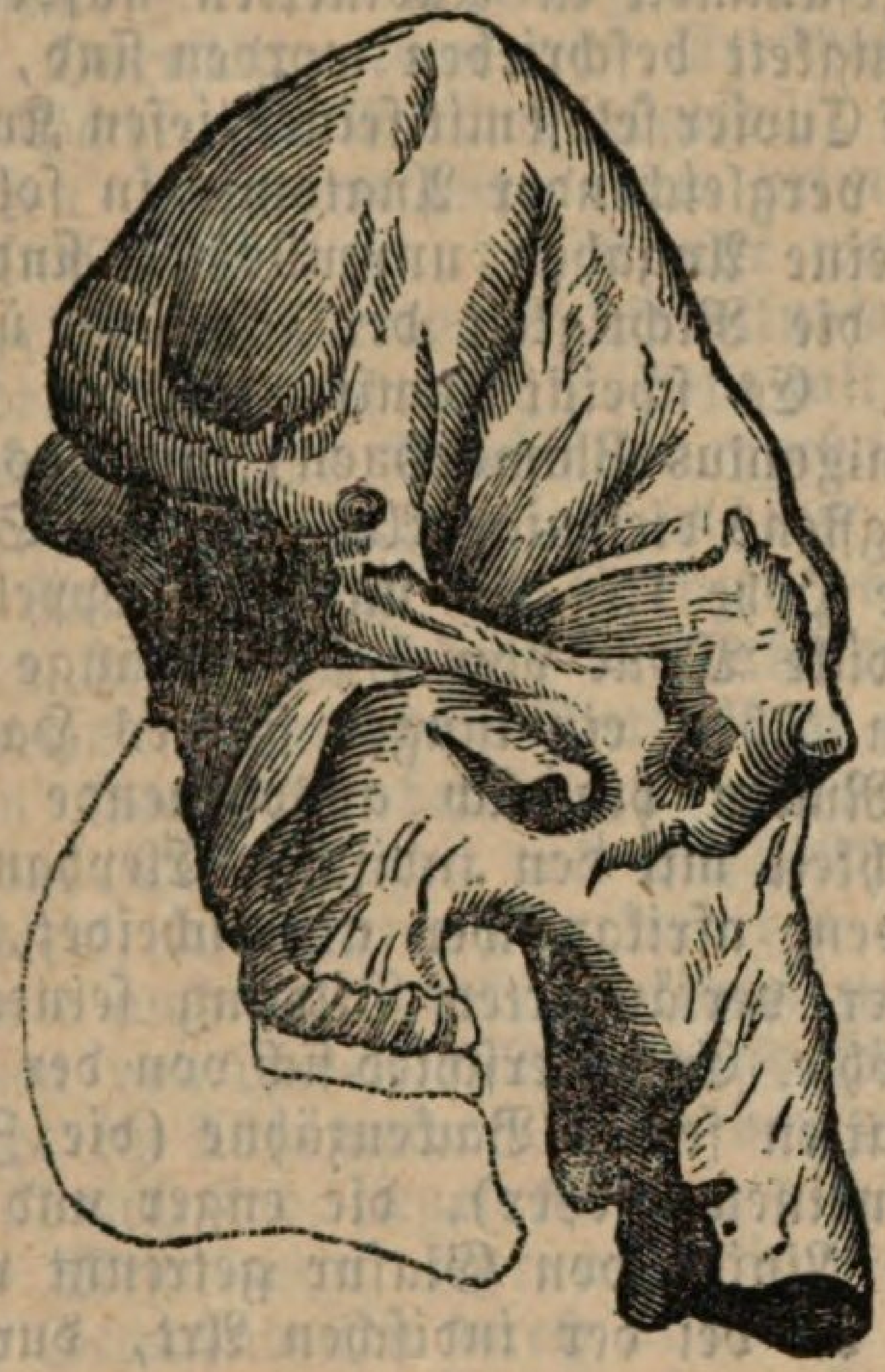


Fig. 80. Schädel des fossilen Elephanten (Elephas Primigenius Blumenbach).

Fünfzehntes Kapitel.

Fossile Elephantenreste.

(Schluß.)

Die unermüdlichen Nachforschungen neuerer Naturforscher und vor allem Cuviers, haben die Thatsache außer Zweifel gesetzt, daß der fossile Elephant von denen Asiens und Indiens wesentlich verschieden war. Zu einem solchen Schluß konnte man natürlich alsdann erst gelangen, als die Ueberbleibsel der ausgestorbenen Arten mit den Skeletten

der noch vorhandenen verglichen waren und diese Vergleiche durften nicht von sehr wenigen Exemplaren ausgehen. Die große Massen von Knochen aber, die in Europa, Asien und in Amerika gesammelt in Kabinetten aufbewahrt und mit größter Genauigkeit beschrieben worden sind, vor allem aber diejenigen, die Cuvier selbst mit seiner tiefen Kunde und seinem Scharfblick in vergleichender Anatomie in solcher Art untersuchte, daß seine Angaben unumstößlich sind, lassen keinen Zweifel über die Richtigkeit der Schlüsse übrig, zu denen er gelangt ist. Es scheint somit, daß der fossile Elephant (Elephas primigenius Blumenbach) und das Mammuth der Russen, wenigstens diejenige Art, die in Sibirien vorhanden war, eine Höhe 15—18′ und ein doppeltes Kleid hatte, nämlich eine dicke Wolle von 4—5″ Länge und von Rehfarbe und zum Theil ein langes starres Haar, welche eine über seinen Rücken hin sich ausdehnende Mähne bildete. Seine Aehnlichkeit mit den indischen Elephanten, soweit sich derselbe von dem afrikanischen unterscheidet, beruhte hauptsächlich auf der verlängerten Bildung seines Schädels und seiner Stirnhöhle. Er unterschied sich von der lebendigen Art: 1) in den Platten seiner Backenzähne (die Zähne selbst waren im Allgemeinen größer), die enger und zahlreicher und durch dünnere Linien von Glasur getrennt wurden, welche weniger wie die bei der indischen Art, durchfurcht waren; 2) in den Formen der Unterkiefer und anderer Knochen, und endlich 3) in dem wichtigeren Unterschied der Zahnladen seiner Stoßzähne. Cuvier glaubt, daß dieser auffallende Unterschied die ganze Figur, hauptsächlich die Organisation des Rüssels bedingen und dem Thier eine ganz andere Gesichtsform, wie dem indischen Elephanten geben mußte. Die Stoßzähne des fossilen Elephanten scheinen sehr groß gewesen zu sein, vielleicht aber nicht größer, wie die des jetzigen Elephanten werden würden, wenn der Mensch denselben ungestört ließe; sie waren ferner nach außen gewandt und mehr oder weniger spiralförmig gebogen. Die allgemeinen Verhältnisse sind schwerer und unbeholfener wie die der jetzt noch lebenden Arten.

Wie merkwürdig nun auch die Thatsachen sein mögen, die wir zusammengestellt haben, um darzulegen, daß Reste von Elephanten auf der Erde an Orten zerstreut sind, wo dies Geschlecht der Vierfüßler sich nicht mehr vorfindet und daß es deßhalb eine Zeit gab, worin dies Thier in Europa, in den nördlichen Theilen Asiens und sogar in Amerika einheimisch war, so erlangen diese Thatsachen ein doppel-

tes Interesse, beachten wir sie in Verbindung mit andern Umständen, die auf ähnlichem Zeugniß beruhen, und einen Zustand der belebten Natur zu der Zeit erweisen, worin diese Thiere lebten. Die fossilen Reste, so wie wir sie beschrieben, finden sich meist in sandigen und morastigen Ebenen in den lockeren und auf der Oberfläche liegenden Erdschichten, an Orten, welche durch Bäche und Ströme abgespült werden, niemals aber in höheren Gegenden unter dem primären, secundären und tertiären Gestein. In diesen nur wenig festgebildeten Schichten, welche die Geologen die diluvianische Bildungen nennen, finden sich Elephantenknochen mit andern Knochen gemischt, zum Theil von Vierfüßlern vorhandener Geschlechter, von denen aber einige, so viel wir wissen, gänzlich ausgestorben sind. Bis zu den Grenzen des Eismeeres und sogar auf den Inseln innerhalb des arktischen Kreises finden wir Reste, welche denen von Vierfüßlern gleichen, die jetzt die tropischen Gegenden bewohnen; dennoch ist keine Art genau dieselbe. Die Knochen des Elephanten liegen in denselben Schichten, mit denen von anderen riesenhaften Dickhäutern, sowie auch mit großen wiederkäuenden Vierfüßlern und mit denen von Löwen, Tigern und Hyänen. Bei diesen Resten, welche im Allgemeinen denen von vorhandenen Vierfüßlern sehr ähnlich sind, liegen Knochen des Mastodon, Megatherium und Megalonyx, jetzt ausgestorbene Thiere, deren Formen und Gewohnheiten durch Anatomie genau dargestellt sind. Eine allgemeine Uebersicht der bemerkenswerthesten dieser Reste eignet sich für unsern Zweck hauptsächlich in Bezug auf ausgestorbene Arten.

Das große Mastodon (Mastodon giganteum) ist offenbar die größte aller fossilen Arten; es ist zwar nicht höher wie der Elephant, hat aber größere Glieder und längeren Körper. * Soweit wir gegenwärtig wissen, findet es sich allein in Nordamerika an dem Missisippi und dem Eriesee. Französische Naturforscher um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts nannten es das Ohiothier, weil ein französischer Offizier einige seiner Knochen am Ufer dieses Flusses entdeckt und nach Paris gebracht hatte, wo dieselben noch jetzt aufbewahrt werden. Als die Engländer Canada eroberten, wurden beträchtliche Theile solcher Knochen nach London

* Dies Thier wurde in der Naturgeschichte früherer Jahrhunderte Mammuth, bisweilen auch fleischfressender Elephant genannt, beides in irrthümlicher Weise. Cuvier ertheilt ihm den jetzigen Namen nach griechischen Worten, welche brustwarzenförmige Zähne bedeuten. Das Thier wurde auch von den Indiern Vater der Ochsen genannt.

geschickt, und Hunter bewies, daß sie von Elephantenknochen wesentlich verschieden seien. Die bedeutendste Entdeckung dieser Reste geschah jedoch 1801 durch Wilson Peale, dem Gründer des Museums der Naturgeschichte in Philadelphia. Nach den am Hudsonfluß gesammelten Knochen bildete er zwei vollständige Skelette, deren Ansicht keinen Zweifel läßt, daß das Mastodon in vielen Einzelnheiten vom Elephanten verschieden, demselben dennoch durch die in einen Rüssel verlängerte Nase, durch die großen Stoßzähne von der Natur des Elfenbeins an der Oberkiefer, durch die Abwesenheit der Schneidezähne in der Oberkiefer und durch die fünf Zehen jedes Fußes, sehr ähnlich war.

Die auffallendste Eigenthümlichkeit des Mastodon besteht in der massenhaften Größe der Backenzähne, welche zu großen Uebertreibungen seiner wirklichen Größe verleitet hat, obgleich die Zahl derselben sehr gering ist. Cuvier glaubt, das er fünf andre Arten des Mastodon aufgefunden hat, wovon eine das Mastodon mit engen Zähnen ist (Mastodon angustidens), dessen Zähne in den gemäßigten Zonen Europa's und Südamerika's gefunden werden. Die als Türkise von Simorre und orientalische Türkise bekannten Edelsteine bestehen aus Theilen von Zähnen des Mastodon, die mit Eisen gefärbt sind.

Zur selben Zeit, wie der Elephant und das Mastodon, lebten Geschlechte des Rhinoceros und Flußpferdes, dem Elephanten an Größe und Kraft wenig untergeordnet. Vom großen Rhinoceros gab es drei Arten; eine derselben (Rh. tichorhinus) fand sich in England und Deutschland, wie der Elephant, bis an den Ufern des Eismeeres; eine andre (Rh. incisivus) gehört den Ländern mit mehr gemäßigtem Klima an, eine dritte (Rh. leptorhinus) findet sich hauptsächlich in Italien; eine vierte ist etwas größer wie ein Schwein. Das große fossile Flußpferd gleicht sehr der noch vorhandeuen Art; auch gab es noch ein kleineres, nicht größer wie ein wilder Eber, damit zugleich, wie der Tapir vorhanden, von doppelter wo nicht dreifacher Größe des jetzigen amerikanischen. Zu diesen Dickhäutern ist noch ein anderes Geschlecht hinzugefügt von welchem man nur die Unterkiefer kennt, Elasmotherium genannt.

Es kann kein Zweifel herrschen, daß das Pferd damals vorhanden war. Die Zähne dieses Vierfüßlers findet man zu Tausenden unter Ablagerungen thierischer Reste.

Das Zahlenverhältniß der wiederkäuenden Thiere scheint von denen vorhandener Racen nicht sehr verschieden gewe-



Fig. 81. Skelett des Mastodon.

sen zu sein. Ein auffallender Umstand aber besteht darin, daß einige Vierfüßler, die sich unter der Herrschaft des Menschen ungemein vervielfältigt haben, z. B. Schaf, Ziege und Kameel, keine Spur ihres Lebens in der von uns beschriebenen Zeit gaben, während andere, welche mit dem Ochsen und mit dem Hirsch verwandt sind, zahlreicher waren, wie gegenwärtig; ebenso lassen sich mehre jetzt wilde Thiere, wie Antilopen und Giraffe, in jener Zeit nicht nachweisen. Unter den Resten von Hirschen sind die des Elenhirsches mit riesenhaftem Geweih, meist mit andern fossilen Knochen gefunden, am gewöhnlichsten, besonders in Irland. Einige dieser ungeheuern Geweihe sind 12 und sogar 15′ lang. Bei Verona ist eine andere Art gefunden, deren Geweih wie das des canadischen Hirsches ist. Auffallend auch ist es, daß man neben den Knochen des Rhinoceros und Elephanten, der Bewohner heißer Gegenden, die eines Hirsches fand, der dem Rennthier sehr gleicht, so daß man der fossilen Art keinen unterscheidenden Charakter zuschreiben kann. In derselben Weise haben die Ufer des Mittelmeeres die Knochen des Lagomys oder des Pfeifhasen geliefert, welcher gegenwärtig nur noch in Sibirien lebt.

Die außerordentlichste Familie ausgestorbener Thiere, deren Knochen entdeckt worden sind, bildet aber das Megatherium. Dies Geschlecht besteht aus zwei Arten, dem eigentlichen Megatherium und dem Megalonyx. Beide scheinen die Bildung des Faulthiers mit der Größe des Ochsen gehabt zu haben. Ihre derben Glieder endigten sich mit fünf dicken Zehen, wovon jede eine ungeheure Klaue hatte. Ihre dicke und knochenartige Haut war in Schuppen, welche fest übereinander paßten, getheilt. Die Form der Zähne erweist, daß diese Thiere sich von Pflanzen und Wurzeln nährten. Cuvier glaubt, das Thier habe einen kurzen Rüssel besessen. Die Reste dieser Vierfüßler sind auf Amerika beschränkt; man glaubt jedoch, daß ein Thier derselben Ordnung und gleicher Größe auch in Europa vorhanden war. Der Beweis beruht allein auf einer einzigen an den Ufern des Rheins ausgegrabenen Klaue.

Die Klasse der Nagethiere (Rodentia), von welchen man Reste ziemlich allgemein vertheilt, obgleich nicht genau bestimmt aufgefunden hat, bestand aus unbekannten, offenbar schwachen und kleinen Arten. Die Raubsäugethiere waren an Kraft den vorhandenen vollkommen gleich oder ihnen sogar überlegen. Die Reste finden sich hauptsächlich in großen Höhlen u. s. w. in Massen, welche den auffallendsten Beweis

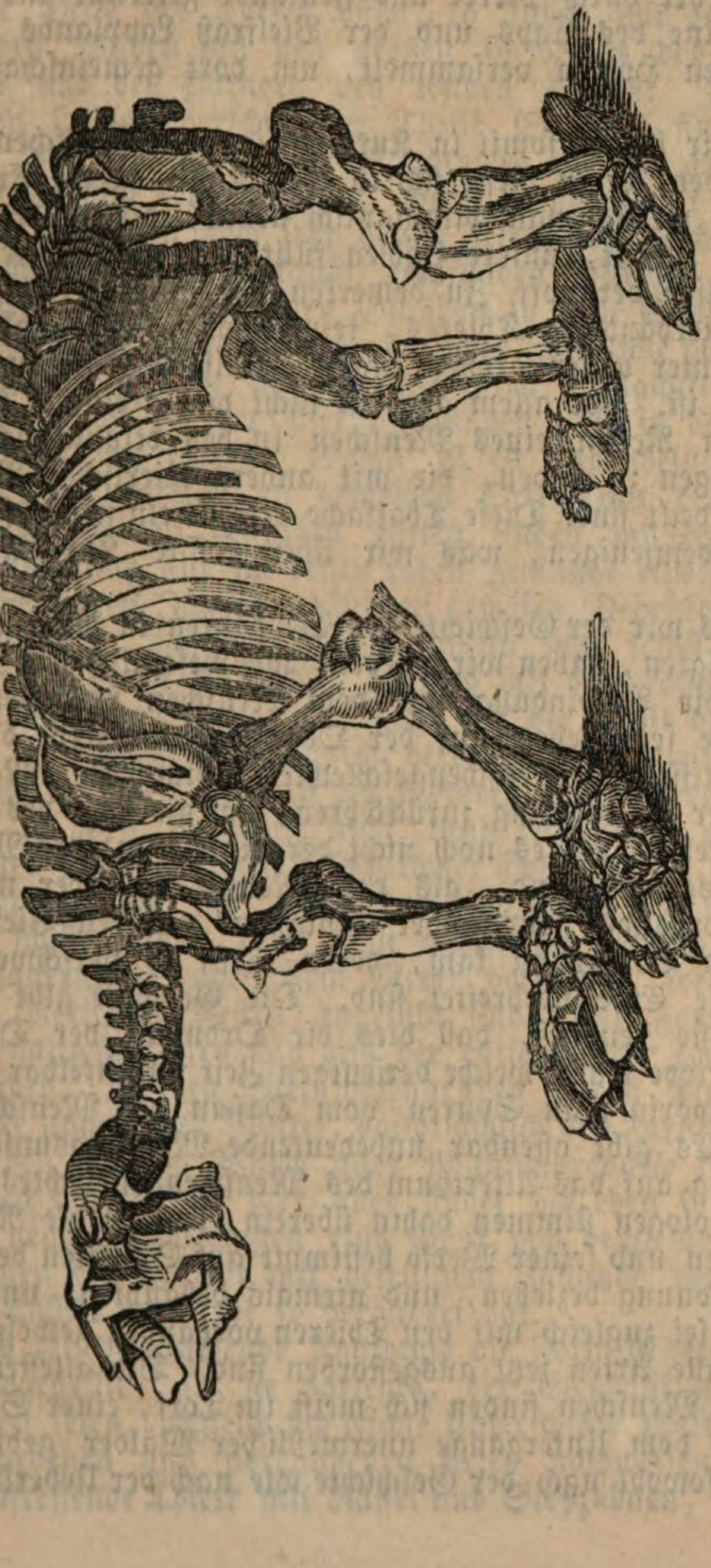


Fig. 82. Skelett des Megatherium.

geben, daß sie an diesen Orten durch eine große Naturerschütterung sich ansammelten. Bären, Hyänen, Tiger, Panther, Wölfe, Füchse, Vielfraß, Wiesel — Thiere von denen jetzt mehre durch Meere und Festlande getrennt sind, z. B. die Hyäne des Caps und der Vielfraß Lapplands wurden in diesen Höhlen versammelt, um dort gemeinschaftlich zu sterben.

Wir haben somit in Kurzem die hauptsächlichen Thiere angegeben, deren Reste sich in der Masse lockerer Erde vorfinden, welche man diluvianisch nennt, die unsere großen Ebenen bedeckt, unsere Höhlen füllt und die Spalten mancher Felsen verstopft. Zu bemerken ist, daß kein einziger Rest eines vierhändigen Thieres, kein Knochen oder Zahn eines Affen unter dieser großen Masse thierischer Knochen entdeckt worden ist. Vor allem aber ist nicht das geringste Theilchen von den Resten eines Menschen in den diluvianischen Ablagerungen zu finden, die mit andern thierischen Resten so dicht bedeckt sind. Diese Thatsache ertheilt ein neues Interesse Allem demjenigen, was wir über fossile Knochen gesagt haben.

Als wir der Geschichte des Elephanten in der historischen Zeit folgten, haben wir gesehen, wie wesentlich sein Zustand durch die Verbindung mit dem Menschen verändert ward und wie sein Leben auf der Oberfläche der Erde durch die Bedürfnisse des Menschengeschlechtes bedingt ist. Man muß zu dieser Betrachtung zurückkehren, um die Lage des Thieres zu verstehen, als es noch nicht der Einwirkung des Menschen sich ausgesetzt fand, als der Mensch entweder noch gar nicht vorhanden war, oder wenigstens mit den Vierfüßlern nicht in Berührung kam, deren Reste so verschwenderisch über die Erde verbreitet sind. Die Geologie gibt das bestimmteste Zeugniß, daß dies die Ordnung der Dinge in der Periode war, welche derjenigen Zeit unmittelbar vorherging, worin man Spuren vom Dasein des Menschen entdeckt. Es gibt offenbar unbedeutende Meinungsunterschiede in Bezug auf das Alterthum des Menschengeschlechtes, allein alle Geologen stimmen dahin überein, daß sie die Reste des Menschen und seiner Werke bestimmt auf Schichten der neuesten Ordnung beziehen, und niemals behaupten, unser Geschlecht sei zugleich mit den Thieren vorhanden gewesen, von denen alle Arten jetzt ausgestorben sind. Die ältesten Spuren der Menschen finden sich meist im Torf, einer Substanz, die aus dem Untergange unermeßlicher Wälder gebildet ist, welche sowohl nach der Geschichte wie nach der Ueberlieferung

die Erde in den frühesten Zeiten in der Herrschaft des Menschen bedeckten. „Die Archive der Natur stimmen genau mit den historischen Berichten überein; legen wir die oberflächliche Decke des Torfes offen, so finden wir darin den Kahn des Wilden mit den großen Geweihen des wilden Hirsches und den Hörnern des wilden Stiers. In offen stehenden Höhlen verschiedener Theile Europa's finden sich reichlich die Knochen großer Raubthiere und sie zeigen an, daß der Einfluß des Menschen, wenn er überhaupt vorhanden war, in jenen noch sehr neuen Zeiten der Geschichte der Erde von den Thieren kaum empfunden wurde." (Lyell's Geologie.) Man hat keinen Glauben zu dem Schluß, daß die Knochen des Menschen vergänglicher sind, wie die andrer Thiere; man hat sie nämlich auf alten Schlachtfeldern so vollkommen wie die der Pferde gefunden, die in demselben Grabe verscharrt waren. Somit ist es wahrscheinlich, daß man Menschenknochen an denselben Orten mit denen des fossilen Elephanten begraben hätten finden müssen, wäre der Mensch auch nur im ersten rohen Zustande eines einsam umherstreifenden Jägers vorhanden gewesen. Jedenfalls aber ist es offenbar, daß der Mensch, wenn man selbst zugäbe, er habe nur einen Augenblick zugleich mit dem fossilen Elephanten auf der Erde gelebt, nicht mit der Kraft der Civilisation vorhanden war, durch deren Gewalt allein er befähigt ist, auf den Zustand der niederen Thiere bedeutenden Einfluß zu üben. Er baute nicht, denn kein Ziegel und kein gehauener Stein oder ein beschnittener Holzblock, so wie auch kein Werkzeug läßt sich jenseits der historischen Zeit nachweisen; er schiffte nicht, denn sonst müßte sich sein Skelett in den Ablagerungen unter dem Meere vorfinden, welche von andern thierischen Resten angefüllt sind. Die Formen des alten Pflanzenwuchses sind aus der entferntesten Zeit erhalten worden. In den Steinkohlengruben finden wir täglich Eindrücke ungeheurer Blätter, hauptsächlich von Farnkräutern, welche den üppigen Wuchs aller Pflanzenprodukte tropischer Gegenden übertreffen; hier aber findet sich eben so wenig, wie in neueren Bildungen eine Spur von demjenigen Wesen, dessen Geisteskraft mit geselligem Zustande vereint die neuere Ansicht der Erde so verändert hat.

Als die vergleichende Anatomie die Formen der fossilen Thiere darstellte, als sie darlegte, der Elephant und das Mastodon seien, obgleich sich leichte Unterschiede zwischen den ausgestorbenen und vorhandenen Arten nachweisen lassen, pflanzenfressende Thiere mit Rüssel und Stoßzähnen, und der

Löwe nebst der Hyäne ein Raubsäugethier gewesen, weil er Schneidezähne und gewaltige Klauen besaß — ward es klar, daß die Erde, worauf sie lebten, nach denselben physischen Gesetzen geordnet sein mußte, welche gegenwärtig vorherrschen. Die Gegenwart gewisser Organe bei den fossilen Vierfüßlern weist darauf hin, daß ihr Gebrauch mit gewissen Instinkte verbunden war und daß deßhalb die Mittel, diese Instinkten zu befriedigen, welche die äußere Welt darbot, dieselben gewesen sein müssen, wie sie jetzt bei den Thieren im Zustande der Natur sich vorfinden. Der Elephant z. B. muß in sumpfigen Ebenen unter üppigen Wäldern gelebt haben, welche durch Flüsse und Süßwasserseen befruchtet wurden; der Löwe muß, wie gegenwärtig, in Gegenden mit üppigen Gräsern umhergestreift sein, wo sich Nahrung an grasfressenden Thieren für ihn vorfand. Die Entdeckung der großen Ablagerungen von Knochen der Elephanten, Pferde, Ochsen und Hirsche legt die Thatsache dar, daß Pflanzennahrung zur Genüge sich vorfand; die Beimischung der Knochen von Löwen, Tigern, Wölfen und Hyänen an denselben Orten beweist gleichfalls, daß die Zahl der kleineren pflanzenfressenden Thiere sehr beträchtlich gewesen sein muß, um das Mittel der Existenz den fleischfressenden Geschlechtern zu ertheilen. In dem Studium fossiler Reste finden wir deßhalb einen Schlüssel zur Geschichte der materiellen Welt, und wie weit wir auch unsere Untersuchungen zurückführen, haben wir immer dieselbe Beschreibung von Thatsachen, die zu denselben Schlüssen führen. Lyell sagt in seiner Geologie: „In neueren Bildungen, oft in Schichten von großer Dicke, sind Muscheln der gegenwärtigen Meere und Seen, und Reste von Thieren und Pflanzen, die jetzt auf dem Lande leben, in großer Zahl begraben. In den älteren findet man viele derselben Art mit andern jetzt ausgestorbenen verbunden. Diese unbekannten Arten werden in Schichten von noch höherem Alterthum beobachtet und sind dort mit einer großen Anzahl anderer verbunden, bis wir zuletzt zu Zeiten gelangen, deren Ueberbleibsel ausschließlich Reste von Arten nebst vielen Geschlechtern enthalten, die der jetzigen Welt unbekannt sind. Allein sogar in dem ältesten Gestein, welches organische Reste enthält, lassen sich einige Geschlechter von Meerthieren erkennen, von denen unsere jetzigen Meere noch Exemplare enthalten, und diese werden in verschiedenen Zwischenräumen in allen zwischenliegenden Gruppen von Schichten wiederholt und bezeugen, daß niemals eine Abweichung von den Zuständen, welche für das Leben gewisser unveränderlicher Organisations=

formen erforderlich sind, bei aller Mannigfaltigkeit der Revolutionen stattfand.

Uebersieht man die verschiedenen interessanten Thatsachen, die mit der Entdeckung von fossilen Knochen und besonders von Elephanten verknüpft sind, so kann man keinen Zweifel hegen, daß eine plötzliche Naturerschütterung oder eine allmählige, nicht weniger tödtliche Veränderung der Temperatur, oder nicht unwahrscheinlich eine Vereinigung beider Ursachen diese ungeheure Zerstörung thierischen Lebens hervorgebracht hat, wie es die Kirkdalehöhle, wo Hyänen vorherrschen, und Sibirien bezeugt, wo Elephantenzähne, besonders am Ufer des Eismeeres, allgemein sind. Einst war es gewöhnlich, alle diese Erscheinungen auf die Sündflut zu beziehen; die Glaubwürdigkeit der Bibel wird aber durchaus nicht entkräftigt, nimmt man an, daß andere Ursachen der Zerstörung des Lebens vorher oder gleichzeitig mit diesem großen Ereigniß in Wirksamkeit gerufen wurden, von welchem so unzweifelhafte Spuren sich vorfinden.

Ein sehr allgemeiner Glaube herrscht jetzt unter den Geologen, das Klima der nördlichen Halbkugel habe eine wichtige Veränderung erlitten, und seine mittlere jährliche Temperatur müsse derjenigen ähnlich gewesen sein, die gegenwärtig in den Tropenländern herrscht. Muscheln und Korallen, den in wärmeren Breiten lebenden verwandt, Reste von Reptilien, die heißen Klimaten angehören, z. B. Land- und Seeschildkröten nebst Krokodilen; fossile Pflanzen, wie Palmen vom üppigsten Wuchse, welche allein durch den Einfluß höchster Temperatur veranlaßt werden konnten, und vor Allem die Knochen der Vierfüßler der tropischen Gegenden — Alles dies, welches in solcher Masse sich in Europa vorfand, verweist auf diese große Naturveränderung. Es liegt hier nicht in unserem Zweck, daß wir in die höchst wichtigen Forschungen eingehen, die aus der Betrachtung dieser Thatsachen sich ergeben; die Angabe jedoch wird nicht unzweckmäßig sein, daß die Theorie einer langsamen Temperaturveränderung, welche durch neue Bildungen großer Landmassen entstand, beträchtliche Bestätigung durch die wohlbekannten, mit den Resten der sibirischen Elephanten verbundenen Thatsachen erlangt hat, und wir werden deßhalb nicht unpassend einen hierauf bezüglichen Auszug aus Lyells trefflicher Geologie geben.

„Begeben wir uns zu den centralen und nördlichen Theilen Europa's, welche von den Schauplätzen der neueren vulkanischen Thätigkeit weit entfernt liegen, und wo man

auch kein Zeugniß besitzt, daß beträchtliche Ungleichheiten der Erdoberfläche erzeugt wurden, seitdem die jetzigen Arten vorhanden sind, so muß für uns die Gelegenheit, uns Zeugnisse vom Inhalt der Meerschichten zu verschaffen, nothwendig sehr beschränkt werden. Nur in Ablagerungen von Süßwasserseen oder in alten Flußbetten, oder in Sand und Kies, welcher durch Flußüberschwemmungen herbeigeführt wurde, oder im Tropfstein alter, einst von wilden Thieren bewohnter Höhlen können wir Zugang zu den Beweisen über die Veränderungen erhalten, welche das thierische Leben während der Zeiten erlitt, worin die schon erwähnten, im Meer gebildeten Schichten weiter südlich abgelagert wurden. So weit man sich jedoch auf Beweise durch Analogie verlassen kann, ist nichts auffallender wie die Uebereinstimmung des Zeugnisses, welches von den zuletzt erwähnteu Quellen herstammt. Wir finden oft in solchen Lagen die Reste ausgestorbener Arten von Vierfüßlern, wie Elephant, Rhinoceros, Flußpferd, Hyäne und Tiger, welche zu Geschlechtern gehören, welche jetzt in wärmeren Gegenden heimisch sind. Einige der begleitenden fossilen Arten, welche sich als jetzt noch vorhanden erkennen lassen, gehören aber zu jetzigen Thieren derselben Breite. * Es scheint deßhalb, daß derselbe Wechsel des Klima's, welcher veranlaßt hat, daß gewisse indische Arten Schalthiere im Mittelmeer selten wurden oder an Größe ausarteten, oder verschwanden, und daß gewisse Geschlechter der unterappenninischen Höhen, die sich jetzt nur in den tropischen Meeren vorfinden, in dem nahen Meere keinen Repräsentanten mehr besitzen, auch dazu beigetragen hat, daß gewisse Geschlechter von Landsäugethieren untergingen, welche die Festlande zu derselben Zeit bewohnten. Das Mammuth (Elephas primigenius) und andere ausgestorbene Thiere derselben Zeit hatten

* Knochen des Mammuth sind kürzlich in der Grafschaft York in einer Süßwassersee-Bildung gefunden worden, worin alle Land- und Süßwassermuscheln als dieselben Arten und Spielarten erkannt wurden, die sich jetzt in diesem Lande vorfinden. An demselben Orte fanden sich auch Knochen des Bisamochsen, eines Thieres, welches sowohl in kalten wie gemäßigten Klimaten lebt. Der Umstand, daß diese Vierfüßler und die im Lande jetzt noch lebenden Arten von Schalthieren, welche damit verbunden begraben lagen, zu gleicher Zeit die Grafschaft York bewohnten (eine Thatsache von großer Wichtigkeit für die Geologie), ist durch Herrn Vernon als bestimmt erwiesen worden, welcher einen Brunnen von mehr wie 300 Fuß Tiefe durch nicht gestörte Schichten graben ließ, worin die Mammuthreste sich mit den Muscheln in Schichten abgelagert fanden, die offenbar in ruhigem Wasser entstandeu waren. Dadurch wird bewiesen, daß wenig Veränderung in der Temperatur dieser Breiten, seit das Mammuth dort lebte, vorgegangen ist.

vielleicht nicht dieselbe Temperatur wie ihre lebenden Verwandten in den Tropengegenden erheischt; wir müssen jedoch schließen, das Klima sei in mehren von ihnen bewohnten Ländern milder gewesen wie gegenwärtig, weil dergleichen Thiere im nördlichen Rußland, wo man ihre Knochen in ungeheuren Massen findet, sich im Winter keine Nahrung jetzt mehr verschaffen könnten. * Man hat mit Berücksichtigung des Umstandes, daß neuere Thiere sich auf Wanderungen begeben, die Behauptung ausgesprochen, der sibirische Elephant habe während des Winters seinen Platz verändert; allein diese Vermuthung scheint erzwungen in Bezug auf den Elephanten und noch mehr in Bezug auf das sibirische Rhinoceros, welches in dem gefrorenen Kiese dieses Landes aufgefunden wurde; Thiere dieser Art sind nämlich schwer und unbeholfen in ihren Bewegungen und können unmöglich große periodische Wanderungen in südliche Gegenden ausgeführt haben. Der Umstand jedoch, daß das Mammuth noch lange in Sibirien lebte, nachdem der Winter sehr kalt geworden war, läßt sich daraus erweisen, daß die Knochen sich in Eisbergen und gefrorenem Kies in einer Menge vorfinden, welche allein durch mehre auf einander folgende Generationen erzeugt werden konnte. So viele Skelette konnten nicht Heerden angehören, welche zu gleicher Zeit in dem Distrikte lebten, sogar wenn diese nördlichen Länder einst einen so üppigen Pflanzenwuchs hatten, wie ein solcher sich in der indischen Jungel findet. Nehmen wir aber auch an, daß der Wechsel sehr langsam war und nicht so sehr in der Verminderung der jährlichen mittleren Temperatur desjenigen Klima's bestand, welches man das insularische nennt, und welches in ein Klima mit schroffen Gegensätzen überging, d. h. nehmen wir die Veränderung eines Klima's, worin die Temperatur des Sommers und Winters ziemlich gleich ist, und ein solches an, dessen Jahreszeiten starke Hitze und Kälte darbieten,

* Ich stimme mit Herrn Fleming vollkommen überein, daß die Art Nahrung, welche der gegenwärtige Elephant vorzieht, uns befähigt, über diese ausgestorbene Art eine wahrscheinliche Vermuthung auszusprechen. Niemand, der mit der Grasnahrung unseres Rehes, Damhirsches oder Hirsches bekannt ist, würde dem Rennthier die Flechten, wovon es sich nährt, zugeschrieben haben. Gesteht man aber auch ein, daß die Bäume und Kräuter, wovon der fossile Elephant und das Rhinoceros sich nährte, nicht tropischer Art, sondern solche waren, die in gemäßigten Klimaten wachsen, so kann dennoch der Pflanzenwuchs, welcher diese großen Vierfüßler ernährte, unmöglich so karg gewesen sein wie der gegenwärtige der arktischen Gegenden, und konnte auch nicht den größten Theil des Jahres hindurch eine Decke von Schnee tragen.

so können wir vielleicht die Erscheinung erklären. Sibirien und andere arktische Gegenden können, nachdem sie Jahrhunderte lang eine gleichförmige Temperatur besaßen, nach gewissen Veränderungen in der Form des arktischen Landes gelegentlich einer sehr harten Winterkälte ausgesetzt gewesen sein. Als diese zuerst vorkam, konnte dann und wann der vom Winde getriebene Schnee die Thäler füllen, und Heerden kräuterfressender Vierfüßler konnten so von einer gefrorenen Masse überrascht und begraben werden, wie dies oft bei Heerden und Menschen in den Alpenthälern der Schweiz der Fall ist. Sind die Thäler mit Eis, wie die von Spitzbergen, gefüllt, so verursacht die Zusammenziehung der Masse unzählige tiefe Spalten, wie man dergleichen in dem Mer de glace auf dem Montblanc sieht. Diese tiefen Spalten füllen sich gelegentlich mit lockerem Schnee, bisweilen aber wird eine dünne Decke über die Mündung des Spaltes aufgehäuft, welche eine gewisse Schwere tragen kann. Solche verrätherische Brücken aber geben nach, wenn schwere Vierfüßler hinüber gehen, die alsdann in den Körper des Gletschers fallen. Letzterer steigt langsam zur See ab und wird zum schwimmenden Eisberg. Da sich Bären, Füchse, Rennthiere in Spitzbergen vorfinden, so können wir bestimmt annehmen, daß die Begrabung von Thierresten in den Gletschern dieser Inseln ein beinahe jährlich vorkommendes Ereigniß sein muß. Die Verwandlung des Triebschnees in bleibende Gletscher und Eisberge, wenn dieselben mit alluvialem Stoff bedeckt sind und durch Ströme und Fluten fortgetragen werden, ist durchaus nichts Seltenes in den arktischen Gegenden. In einer Reihe milderer Jahreszeiten, welche zwischen den strengern Wintern lag, konnten die Mammuths ihre Zahlen wieder erneut und die Rhinocerosse sich wieder vervielfältigt haben, so daß die Wiederholung solcher Katastrophen unendlich war. Die immer mehr steigende Kälte und das häufigere Vorkommen rauher Winter mußte zuletzt ihre Zahl verdünnen und ihre endliche Ausrottung mußte durch die schnelle Vermehrung anderer pflanzenfressender Vierfüßler geschehen, die sich für dies neue Klima mehr eigneten."

Führen wir den Leser zu der Betrachtung entfernter Perioden, deren Geschichte, so dunkel und unvollkommen sie auch sein muß, mit einer lesbaren Schrift auf dem Boden, den wir betreten, verzeichnet ist, so scheint es vielleicht Einigen, daß wir den Vorwurf des frommen Cowper verdienen, welchen er den Naturforschern macht, die

„Den festen Boden
Durchgraben und durchbohren und aus Schichten
Sich ein Register bilden, das uns zeigt,
Gott, der die Erde schuf und deren Zeit
Moses enthüllte, sei in Trug befangen
Ob ihres Alters."

Geologen haben dergleichen Vorwürfe oft vernehmen müssen, theils wegen des übel angebrachten Eifers, wodurch sie eine Wissenschaft in der Kindheit mit Theorien in Verbindung setzten, welche fleißig entworfen und ohne umfassende Kenntniß einer Menge von Thatsachen aufgebaut waren — zum Theil auch wegen des Vorurtheils Derer, welche eine Gefahr für Religion und Sitten in Ausbildung dieser Wissenschaft selbst sahen. Die Zeit ist aber für immer vorüber, worin die Forscher der Natur denselben Geist wie Galileo zu bekämpfen hatten, — ein Vorurtheil, welches die erhabene Entdeckung des Newton in einigen katholischen Ländern für Atheismus erklären ließ. Bisweilen sucht ein Unwissender den Fortschritt der Untersuchung durch den Ausspruch aufzuhalten, eine besondere Naturwissenschaft führe zur Irreligiösität; der wahrhaft Religiöse empfindet aber bei seinem friedlichen und bedächtigen Muthe, daß die christliche Religion von der nachdrücklich fortgesetzten Untersuchung Nichts zu befürchten und von der sklavischen Furchtsamkeit Derjenigen nichts zu gewinnen hat, welche sich auf solche Weise als deren ausschließliche Vertreter ausgeben. Es ist nicht nothwendig, die Wahrheit des Buches der Offenbarung dadurch festsetzen zu wollen, daß man die Untersuchung des Buches der Natur verhindert und daß man den Gott der Wahrheit dadurch zu rechtfertigen sucht, daß man dem Studium seiner Werke sich widersetzt. Der Grund dieses zunehmenden Vertrauens des wahrhaft Religiösen in den Ausgang der genauesten Untersuchung ist im Quarterly Review, Nr. 86 sehr gut ausgesprochen und zugleich darin erwiesen, daß die Geologie nicht außerhalb des Bereichs der Studien liegt, welche Beweise für den allgemeinen durch die ganze Natur hingehenden Plan aufsucht.

„Jedermann kennt jetzt die Gefahr und Unzweckmäßigkeit des Verfahrens, wodurch man die Entdeckung und Anordnung der Thatsachen in physischen Wissenschaften Gegenständen religiösen Glaubens gegenüber stellen will. Die Geschichte der Einführung des Menschen auf die Erde, war

offenbar der Hauptzweck des 1. Kap. des Genesis und nicht eine Enthüllung der Thatsachen in der Naturgeschichte der physischen Ereignisse, welche für die Begriffe der Zeit nicht geeignet, die Aufmerksamkeit von denjenigen Wahrheiten abgelenkt haben würde, welche das moralische Schicksal der Menschheit bedingten, und dessen Darlegung der Hauptzweck des Verfassers war, welchem die Offenbarung zu Theil wurde."

Somit können wir, von Bedenklichkeiten befreit, die man sogar noch vor wenigen Jahrzehnten der Geologie entgegen setzte, das hohe Alterthum der Erde annehmen, welches mit so einfacher Schrift vom Schöpfer in ihr selbst aufgezeichnet worden ist; wir können ferner annehmen, daß der Mensch, im Vergleich mit andern Geschlechtern belebter Wesen ein Geschöpf von Gestern, durchaus nicht zu dem Glauben berechtigt ist, daß die Erde zugleich mit ihm, damit er darüber herrsche, ins Dasein gerufen wurde. Weßhalb folgen wir dieser Gedankenrichtung, wenn religiöse Leute der Meinung sind, dieselbe sei von natürlicher Religion gesondert? Wir befolgen sie erstlich, weil das Zeugniß so stark ist, daß unsere Vernunft ihre Beistimmung nicht verweigern kann, und zweitens, weil sie unsere Ueberzeugung zu einer erweiterten Vorstellung von der Weisheit und Macht des Urhebers der Welt führt. Die Wissenschaft der Astronomie, welche die Seele zu den erhabendsten Gegenständen leitet und ihr keine Grenze in dem unserem Blick offen liegenden unendlichen Raum erweist, erschafft uns einen höhern Begriff vom Schöpfer, als wäre eine Grenze für dessen Schöpfung vorhanden. Auch in derselben Weise muß die Geologie, indem sie darlegt, wie Schichten auf Schichten über die Granitpfeiler der Erde (die Ergebnisse eines alldurchdringenden und jetzt noch wirkenden Feuers) durch Ursachen gelegt waren, welche noch zum Theil fortwirken, und das Aufeinanderfolgen lebendiger Wesen, von welchen manche Arten gegenwärtig ausgestorben sind, in diesen verschiedenen Schichten eingeschlossen wurden — in solcher Weise scheint sicherlich diese Wissenschaft unsere Seele zu dem Gedanken einer leitenden Allgewalt mehr zu erheben, welche in grenzenloser Zeit wirkt, als sähen wir diese Gewalt ebenso wie den Menschen nur in wenigen Jahrtausenden der durch schriftliche Zeugnissen berichteten Zeit wirken. Die Kettenglieder geschaffener Wesen sind hier so bestimmt, daß wir in ihrer Beziehung auf einander die Wirkung derselben großen Gesetze nicht verkennen können, wodurch die ganze Welt zusammengehalten wird. Auch ist es nicht das am wenigsten belehrende Ergebniß solcher Betrachtung, daß wir

bedenken, der Mensch sei noch jung auf der Erde. Es ist des Menschen Vorrecht, die Erde zu erfüllen und zu beherrschen, allein die Vortheile dieser großen Gabe konnten nicht eher vollkommen erreicht werden, als bis die stets fortschreitende Erfahrung des geselligen Zustandes ihm den weitesten Bereich seiner Ueberlegenheit enthüllt hatte. Uncivilisirte Gemeinheiten sind so schwach wie die Thiere des Feldes, um dasjenige wieder auszugleichen, welches durch die Bedürfnisse des thierischen Lebens zerstört wird. Der Elephant zerstampft Wälder pflanzt aber keinen einzigen Baum; der einsam lebende Wilde verhungert auf Ebenen in der Größe von Königreichen ohne ein einziges Samenkorn zu seiner Ernährung zu pflanzen. Allein sogar civilisirte Gemeinheiten müssen viel erreichen, bevor sie die Erde vollkommen unterwerfen und füllen können. Ein großer Theil der Welt ist noch uncultivirt; wie viele Sümpfe sind noch auszutrocknen, wie viele Einöden umzupflügen? Ungeachtet aller Hülfsquellen des civilisirten Menschen sind noch viele unbekannten Gegenden für den Handel zu besuchen, um neue Produkte dem Boden abzugewinnen, oder die Künste der Industrie unter den Uncivilisirten zu verbreiten, um einen neuen Werth der Civilisation zu ertheilen und den Grundsatz des Austausches so weit die Möglichkeit reicht, fortzuführen. Die Vervollständigung der Civilisation der Erde muß das Werk von Jahrhunderten sein und sie läßt sich durch Unwissenheit und Tyrannei aufhalten. So lange aber die mit dem größten Theil der Freiheit und Civilisation gesegneten Völker diese unschätzbaren Güter nicht verlieren, muß das große Werk seinen Fortgang nehmen. Und es ist ermuthigend, zu wissen, und ehrenvoll, nicht von der Verantwortlichkeit zurückzutreten, die mit nützlicher Kenntniß verbunden ist, daß die Schicksale des Menschen in der Welt bedeutend zu fördern sind, wenn ein See- und Handelsstaat wie England sich bemüht, für sich selbst in größtmöglicher Ausdehnung die Wohlthaten gesunder Erziehung und gerechter Regierung zu erwerben.

Wir sind der Geschichte des Elephanten gefolgt, wie wir ihn in der neueren Menagerie erblicken; wie er sich im natürlichen Zustand in Indien und Asien findet; wie er der Herrschaft des Menschen in dem einen Lande unterworfen und

in dem andern zu Tode gejagt wird; wie man ihn im Orient zum häuslichen Gebrauch, zur Uebung der Grausamkeit oder zu Zwecken der Pracht abrichtet; endlich wie man ihn noch in den neuern Kriegen Asiens braucht. Wir haben ihn in der Weise dargestellt, wie man ihn in den furchtbaren Kämpfen der mongolischen Eroberer vorfand; wie ihn Alexander und dessen Nachfolger und wie ihn Römer und Karthager gebrauchten. Wir haben ihn auch dargestellt, wie er bei den rohen Spielen des alten Roms mitwirkte und das Material für die glänzendste Uebung aller Kunst lieferte. Zuletzt sind wir ihm in Jahrhunderte gefolgt, worin der Mensch keine Herrschaft über seine Handlungen besaß und worin er wahrscheinlich durch physische Kraft und Verständigkeit an der Spitze der Vorwelt stand. Es ist sicherlich ein auffallender Theil dieser Geschichte, welche sich über eine so lange Periode menschlicher Thätigkeit verbreitet und in die Zeit hineinreicht, worin der Mensch noch nicht vorhanden war, oder worin er sein Dasein wenigstens noch nicht mit der Kraft der Gesellschaft umringt hatte, daß dies vierfüßige Thier, welches so das erste von allen fossilen Geschlechtern gewesen zu sein scheint, und noch jetzt sein Uebergewicht im Zustand der Natur bewahrt, zugleich auch dasjenige Thier ist, welches von allen andern der zerstörenden Kraft des gesellig lebenden Menschen am meisten sich ausgesetzt findet. So wie die Civilisation vorrückt, wird die physische Kraft des Elephanten immer weniger erheischt. Im Krieg ist er durch schweres Geschütz ersetzt worden; im Handel durch Dampfmaschinen. So lange man Elfenbein zu den Künsten braucht, wird man seine Gegenwart in unbebauten Gegenden Asiens und Afrika's wünschen. Es ist aber wahrscheinlich, daß sein Geschlecht einst gänzlich aussterben wird; nach einer langen zukünftigen Laufbahn der Civilisation, während welcher der Mensch die ganze Welt der Herrschaft der Vernunft unterwerfen wird, können vielleicht die Kosten, ihn in Wäldern auf Weiden zu ernähren, diesen verhältnißmäßig kleinen, der Gesellschaft geleisteten Nutzen nicht ausgleichen, und alsdann werden die Generationen entfernter Zukunft den Elephanten nur so kennen, wie wir jetzt mit dem Mostodon und dem Megatherium bekannt sind, d. h. durch wenige Skeletten, die von zusammengesetzten gesammelten Knochen gebildet werden.

Der wissenschaftliche Charakter des Elephanten ist folgender:

Elephant (Elephas), Aristoteles und Plinius.

Keine Scheidezähne, große Stoßzähne in der Oberkiefer $\frac{2}{0}$, Backenzähne $\frac{2-2}{2-2}$, Total 10.

Das auffallendste Charakterzeichen sein langer Rüssel.

Füße rund, mit kleinen Hufen geendet.

1. Der indische Elephant (Elephas Indicus). Cuvier.
   Verlängerten Kopf, Stirne concav, Ohren klein und winklig; Platten der Backenzähne eine wellenförmige Parallellinie bildend. Vier Hufe auf den Hinterfüßen.
   Heimisch im südlichen Asien, hauptsächlich Ceylon.
2. Der afrikanische Elephant (Elephas Africanus). Cuvier.
   Kopf rund, Stirn concav, Ohren groß und gerundet; die Platten der Backenzähne rautenförmige Linien bildend, drei Hufe an den Hinterfüßen.
   Heimisch im südlichen und mittlern Afrika.

Der wissenschaftliche Charakter des Elephanten ist folgender:

Elephant (Elephas), Rüsselthier und Dickhäuter.

Keine Schneidezähne, große Stoßzähne in der Oberkiefer, Backenzähne $\frac{2}{2}$, Zehen 10.

Das auszeichnende Charakterzeichen sein langer Rüssel. Füße rund, mit stumpfen Hufen gesäumt.

1. Der indische Elephant (Elephas Indicus), Cuvier. Verlängerter Kopf. Stirne concav. Ohren klein und spitzig. Platten der Backenzähne eine wellenförmige Parallellinie bildend. Vier Hufe an den Hinterfüßen. Heimath im südlichen Asien, hinterindische Inseln.

2. Der afrikanische Elephant (Elephas Africanus), Cuvier. Kopf rund. Stirn convex. Ohren groß und herabhängend; die Platten der Backenzähne rautenförmige Figuren bildend, drei Hufe an den Hinterfüßen. Heimath im südlichen und mittlern Afrika.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Verzeichniß der Illustrationen.

Zweiter Band.